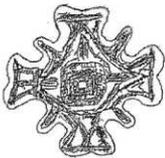


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2007



Jahrg. 19, Heft 1, April 2007, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Die Ingolstädter Kreuzfibel und – ganz klein – ihr Pendant aus Münster; zum Artikel von H. Illig, S. 218 f. [*Ingolstadt* 138; Thiels Zeichnung in Thiel 2005, 418]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge
dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

www.mantis-verlag.de

Stichwortverzeichnis und mehr:

www.chrono-rekonstruktion.de

eingerichtet von Andreas Otte. Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Neu

www.fantomzeit.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 38,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2007 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50 €; 1990-1991 je 20,-; 1992-1994 je 22,50,-; 1995 = 27,50; 1996 = 30,-; 1997-1998 je 32,50; 1999-2000 je 35,-; 2001-2002 je 37,50; 2003-2006 je 35,-. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Mitarbeit erwünscht

Ein Weblog zur Fantomzeit

J. Beaufort · H. Illig · H.-E. Korth · A. Otte

Allgemeines

Die Herausgeber der neuen Webseiten <http://www.fantomzeit.de/> wollen eine Ergänzung zu den Informationen zur mittelalterlichen Fantomzeit in den *Zeitensprüngen* liefern und die interne wie externe Diskussion zum Thema anregen.

Diese neuen Webseiten sind als so genanntes *Weblog* auf Basis der freien Software WordPress aufgebaut. Ein Weblog (englische Wortkreuzung aus Web und Log), häufig abgekürzt als *Blog*, ist eine Art digitales Tagebuch. Es ist eine Website, die gelegentlich (je öfter, je besser) neue Einträge enthält, die mit WordPress relativ einfach online erstellt werden können. Ein Blog ist ein Medium zur Darstellung von Meinungen zu oftmals spezifischen Themengruppen. Weiter kann es sowohl dem Austausch von Informationen, Gedanken und Erfahrungen als auch der Kommunikation dienen und ist daher dem Internetforum sehr verwandt.

Ziele der Website

Wir wollen versuchen, allen an der Fantomzeit Interessierten passende Informationen zu liefern. Das sind zum einen einführende Informationen für den zufälligen Besucher, aber auch Aktuelles zur Mittelalterdebatte und zusätzliche wissenschaftliche Beiträge für die Leser der *Zeitensprünge*. Es muss aber nicht beim Konsum der Information bleiben; wir würden uns über eine aktive Mitarbeit sehr freuen. Wer sich als Leser registrieren lässt, kann Beiträge kommentieren oder im Forum mitdiskutieren. Wer mehr machen möchte, kann zum Mitautor (darf Beiträge erstellen und vorschlagen) oder Autor (darf Beiträge erstellen und im Weblog veröffentlichen) ernannt werden. Als Administratoren/Herausgeber fungieren zur Zeit Hans-Erdmann Korth und Andreas Otte. Herausgeber, aber nicht administrativ tätig, sind Heribert Illig und Jan Beaufort.

Der Seitenaufbau

Oben rechts im Titel des Blogs (s. Abb. 1) erscheinen wechselnde Zitate zum frühen Mittelalter. Wer hier noch einen Teil seiner umfangreichen Zitatensammlung zur Fantomzeit unterbringen möchte, ist herzlich aufgefordert, sich bei admin@fantomzeit.de zu melden.

Die Webseite ist so aufgebaut, dass unterhalb des Titels, mittig, aktuelle Meldungen und Texte mit Bezug zur Fantomzeit erscheinen, die von Ihnen als Leser kommentiert werden können. Die Darstellung beginnt allerdings immer mit einem festen, grau hinterlegten Begrüßungstext. Unter „aktuelle Meldungen und Texte“ verstehen wir zum einen Hinweise auf Zeitungsartikel, Veranstaltungen, etc. Es können aber auch geeignete Beiträge aus den *Zeitensprüngen* sein oder sogar originäre Texte nur für das Blog, eine Entwicklung, die sehr zu begrüßen wäre.

Links und rechts sind jeweils so genannte *Sidebars* untergebracht. Im linken Sidebar findet sich zunächst das *Menü* mit dem obligatorischen Impressum, ein Hilfetext zu den Webseiten, ein Verweis auf Einsteigerbeiträge zur Fantomzeit (unter „Zur Einführung“) und eine kleine Bücherecke. Unter dem Menü finden sich die Einstiege zum Fantomzeit-Forum (Deutsch und Englisch), einer Diskussionsseite zur Fantomzeit. Darunter stehen eine Kategorienliste (die Beiträge sind den Kategorien zugeordnet), das Beiträge-Archiv und ein Kalender. Den Abschluss auf der linken Seite bilden wieder zufällig ausgewählte Informationen (Bilder, Fälschungen des Mittelalters, ...). Auch hier gilt wieder: Wer etwas Passendes für diese Bereiche der Webseite hat, der melde sich bitte bei admin@fantomzeit.de

Der rechte Sidebar beginnt mit der Möglichkeit, sich anzumelden bzw. zunächst sich als *Leser* zu registrieren. Der regelmäßige Leser wird sich auf der Webseite mit einem Kürzel, seiner Emailadresse und Passwort registrieren lassen. Damit hat er die Möglichkeit, die Beiträge zu kommentieren bzw. im Forum mit zu diskutieren. Die Anmeldung bzw. Registrierung ist erforderlich, um so genannten „Spam“ möglichst zu verhindern.

Weiter geht es mit einer Suchfunktion in allen Beiträgen, Texten und Kommentaren, einem Verweis auf englische Texte (für den internationalen Touch) und einer weiteren, separaten Liste von Beiträgen, den so genannten *Fundsachen*. Die Fundsachen haben einen etwas weiteren Themenkreis als die normalen Beiträge; hier kann alles auftauchen, was von Interesse für den Fantomzeit-Kenner sein könnte, aber nicht direkt etwas damit zu tun hat (oder nicht mittig erscheinen soll). Das können z.B. auch Buchempfehlungen oder etwas ähnliches sein. Es folgt ein Abschnitt zu den *Zeitensprüngen* mit Suchfunktionen, dem aktuellen Inhaltsverzeichnis, sowie dem Gesamtregister. Den Abschluss auf der rechten Seite bilden eine Linkliste sowie die Möglichkeit, die Beiträge in einem so genannten *News-Feed* zu abonnieren. Je nach Anzeigeprogramm werden daraufhin die Beiträge z.B. im Webbrowser als Lesezeichen angezeigt, im Mailprogramm als Mails (oder auch in einem komplett separaten Programm). Der Vorteil ist: Der Abonnent bekommt neue Beiträge quasi zugestellt bzw. einen Hinweis darauf; er muss nicht selbst aktiv nach neuen Beiträgen suchen.

Fantomzeit - Bearbeiten - WordPress - Mozilla Firefox (Build 200703091d)

File Edit View History Bookmarks ScrapBook Tools Help

Back Reload Home <http://www.fantomzeit.de/wp-admin/post.php?action=edit&post=115> Print

Fantomzeit (500 posts) Hallo [no](#) [abmelden, Profil] [Return to Forum Index](#)

Tellerband **Schreiben** Verwalten Links Profil Forum

Beitrag schreiben Seite schreiben

Beitrag schreiben

Vorschau

Titel
100 Jahre naturwissenschaftliche Chronologiekritik

Beitrag

Im März 1907 erschien das Buch des russischen Astronomen Nikolai Alexandrowitsch Morosow "Offenbarungen in Gewitter und Sturm. Geschichte der Entstehung der Apokalypse", in dem der Nachweis geführt wird, dass die biblische Offenbarungsschrift des Johannes die Planetenkonstellationen vom 30. September 395 exakt wiedergibt und somit um drei Jahrhunderte jünger ist als überliefert.

Mehr zum Thema in: [50 Argumente \(21\)](#), sowie im [Wikipedia-Beitrag d. Verf.: Offenbarung des Johannes - Astronomische Datierung](#)

Path:

Zwischen speichern **Speichern**

Upload

Daten:

Titel:

Beschreibung:

Diskussion

Erlaube Kommentare
 Erlaube Ping

Passwortschutz

Titelform

100 Jahre naturwissensch

Kategorien

Mehrere Kategorien mit Komma trennen

Fantomzeit
 Frühfieberzeit
 Fundtauchen
 Mittelalterrevue
 Sonstiges
 Zeitensprünge
 Artikel aus dem 20.
 Diskussionsbeiträge

Status

Veröffentlicht
 Privat

Texte für die Seite erstellen

Wer einen neuen Text schreiben will (Abb. 2), hat grundsätzlich zwei Möglichkeiten: „Beitrag schreiben“ oder „Seite schreiben“.

Ein *Beitrag* ist ein normaler Blog-Text und steht nach der Freigabe entweder mittig oder rechts unter den Fundsachen, je nach der während des Schreibens gewählten Kategorie.

Eine *Seite* ist eine statische Webseite, wie sie etwa bei den „Einsteigerinformationen“ Verwendung findet. Diese Seiten erscheinen entweder direkt im Menü oder unter einem Ober-Menüpunkt, z.B. „Zur Einführung“, je nachdem, ob man eine Oberseite bei der Anlage gewählt hat oder nicht.

Der Eingabebereich für den Text ist mit rudimentären Textverarbeitungsfunktionen ausgestattet, die eine schnelle Gestaltung der Texte erlauben. Man kann zusätzlich Links zu anderen Webseiten einfügen oder auch ein so genanntes *More-Tag* setzen, um anzuzeigen, bis wohin der Beitrag in einer gekürzten Version dargestellt werden soll. Man kann Bilder hochladen und diese im Text anschließend einbinden.

Das Forum

Das deutschsprachige Forum ist neben dem Aufruf aus dem Menü oder aus dem Begrüßungstext auch direkt unter <http://forum.fantomzeit.de/> erreichbar. Hier können Themen zur Fantomzeit einfacher diskutiert werden als im Rahmen der jeweiligen Beiträge. Auch das Forum kann als *Feed* abonniert werden, d.h. Kommentare und Antworten im Forum werden Ihnen direkt „zugestellt“.

Literatur

Lamprecht, Stephan (2006): WordPress 2.x kompakt, Saarbrücken

Wordpress-Deutschland (2006): <http://wordpress-deutschland.org/>

jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

mantisillig@gmx.de

korth@t-online.de

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Das Steinbeil von Günserode – ein lunarer Kalender

Holger Filling

Nach der Beschreibung des Steinbeils von Radewell durch Martin Kerner [2006a] soll hier im Folgenden eine weitere der so genannten Prunkäxten vom sächsischen Typus aus der Salzmünder Kultur (um -3500) vorgestellt werden.

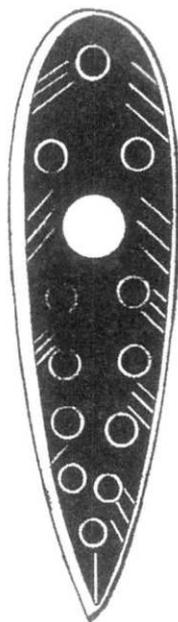
Bei den Prunkäxten handelt es sich um eine Materialgruppe von sehr geringer Anzahl. Da das 1883 gefundene Objekt von Radewell mit einem schnurkeramischen Gefäß vergesellschaftet war, ergab sich eine Datierungsansatz für diese Objekte. In der Literatur wurden bezüglich der Fundorte und -umstände jedoch vielfach Gerüchte verbreitet, so dass eine eindeutige Identifizierung der Objekte bis heute mit Schwierigkeiten behaftet ist.

Das Steinbeil von Günserode (Lkr. Artern)

Die erstmalige Veröffentlichung ist in der im Jahr 1909 in Würzburg von A. Götze, P. Höfer und P. Ziesche publizierten Schrift *Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens* auf S. 187 sowie Tafel VI, Abb. 88 zu finden. Das vollständig erhaltene Objekt ist dort als Einzelfund notiert. Heute befindet es sich mit der Inventarnummer „lg 3421“ im Museum für Völkerkunde in Berlin.

Nach J. Lechler [1922] handelt es sich bei der verwendeten Gesteinsart um Grauwacke, einen grünlichen Tonschiefer, während es sich nach O.F. Gandert [1927] um einen geschieferten Amphibolit handelt.

Die Länge beträgt 16,5 cm, die größte Breite 4,2 cm und die Höhe in der Mitte 2,9 cm. Auf der Oberseite befinden sich 12 flach eingedrehte Kreisinge, die sich zu drei oberhalb und zu neun unterhalb des Schaftloches längs des Randes verteilen. Die Räume zwischen den Kreisen sind nicht völlig regelmäßig durch schräge Striche gefüllt. Bei ihnen handelt es sich dabei um 2 einzelne Striche und 8 Strichgruppen zu je drei Strichen. Von den 12 Kreisingen lassen sich nur bei 4 Kreisingen Stri-



che zuordnen, entsprechend ist bei 8 Kreisringen eine direkte Zuordnung der Striche nicht möglich. Es liegt der Verdacht nahe, dass die Zahl 8 eine besondere Bedeutung gehabt haben muss. Der Verdacht wird durch 8 weitere Kreisringe, die sich auf der Unterseite befinden, erhärtet. Von diesen 8 Kreisringen befinden sich 3 oberhalb und 5 unterhalb des Schaftloches.

Beschreibung des Schemas der eingedrehten Kreisringe und Striche
auf der Oberseite

Es liegt die Vermutung nahe, dass hier der rudimentäre Versuch unternommen wurde, die 12 siderischen Umläufe des Mondes zu 27,3 Tagen ≈ 328 Tage an die 12 synodischen Monate des Mondjahres zu je 29,5 Tagen ≈ 354 Tage anzugleichen, weil die Differenz von $354 - 328 = 26$ ist, was wiederum genau der Anzahl der Striche von $2 \times 1 + 8 \times 3 = 26$ entspricht. Das Muster der Ornamentik des Steinbeils ergibt das folgende Schema:

Lunation	Tage in syn. Monaten (L)	Tage in sid. Monaten (S)	Korrekturtage + Σ Striche = (N)	Tages- anzahl S+N=D	Differ. L- D= Δ
1	29,5	27,3		28,3	+1,2
2	59,0	54,6		58,6	+0,4
3	88,5	81,9		85,9	+2,6
4	118,0	109,2		116,2	+1,8
5	147,5	136,5	 	146,5	+1,0
6	177,0	163,8		176,8	+0,2
7	206,5	191,1	 	210,1	-3,6
8	236,0	218,4		237,4	-1,4
9	265,5	245,7	 	267,7	-2,2
10	295,0	273,0		298,0	-3,0
11	324,5	300,3		325,3	-0,8
12	354,0	327,6		353,6	+0,4

 $\Sigma -3,4$

Der Mittelwert beträgt $-3,4$ Tage / 12 Lunationen = $-0,283$ Tage je Lunation, was einer zeitlichen Abweichung von -6 Std. und 48 Min. entspricht. Der mittlere Fehler liegt bei 1,597 Tagen, was einer zeitlichen Abweichung von 38 Std. und 20 Min. entspricht.

Der Zahl 8 ist durch das Einfügen von 8×3 Korrekturtagen zur damaligen Zeit eindeutig eine besondere Bedeutung zuteil geworden, da sich durch diese Wahl der Korrektur der mittlere Fehler eben auf mehr als 1 Tag beläuft.

Ein direkter Zusammenhang mit dem synodischen Umlauf der Venus lässt sich auf dem Steinbeil von Günserode jedoch nicht nachweisen. Allerdings entspricht der Zeitraum von 8 tropischen Sonnenjahren von je 365,24219 Tagen einer Zeitspanne von 2921,9375 Tagen, was wiederum 5 synodischen Umläufen der Venus von je 583,92140 Tagen mit 2919,6070 Tagen bis auf eine Differenz von 2,3305 Tagen sehr nahe kommt.

Die Zahl 8 spielt auch bei dem Ausgleich von Mond- und Sonnenkalender eine Rolle. Sofern die 5 unterhalb des Schaftlochs befindlichen Kreise auf der Unterseite des Steinbeils als Gemeinjahr mit 12 Mondmonaten und die 3 oberhalb dessen als Schaltjahre mit 13 Mondmonaten interpretiert werden, ergibt sich:

$$(12 \times 5 + 3 \times 13) \times 29,5306 = 2923,5294 \text{ Tage,}$$

was eine Differenz von nur 1,5919 Tagen zu 8 tropischen Sonnenjahren ergibt. Vielleicht ist hier die Vorliebe für die Zahl 8 zu suchen.

Literatur

- Gandert, O.F. (1927): Neue Funde reichverzierter Streitäxte vom sächsischen Typus; in: *Jahresschriften Vorgesch. Sächs. – Thüring. Länder* 15, 1927, 37-42
- Götze, A. / Höfer, P. / Ziesche, P. (1909): Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens; Würzburg
- Kerner, M. (2006a): Bronzezeitliche Astronomie. Das Steinbeil von Radewell – ein luni-solar-planetarer Kalender; in: *Zeitensprünge* 18 (2) 269-281
- (2006b): Bronzezeitliche Astronomie. Die kulturhistorische Bedeutung der Frühen Kalendarik; CH-Kirchdorf
- Lechler, J. (1922): Die reichverzierten Steinäxte des sächsischen Typus; in: G. Kossing (Hg.): *25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreis der Berliner Schule*. Mannus-Bibliothek 22; Leipzig, S. 1-10

Dipl.-Ing. Holger Filling

Geophysikalische Station, 58566 Kierspe, Lindenstr. 66

Das goldene Venus-Zepter von Bernstorf

Martin Kerner

In der gerodeten Wurzel eines Baumes fanden die Ausgräber von Bernstorf (nahe Freising, Oberbayern [vgl. Illig 2005]) einen Klumpen Ton, der vom Brand gehärtet war. Im Inneren verbarg sich ein Knäuel von Goldblechen. Nach der damaligen religiösen Auffassung kann darin das rituelle Begräbnis eines sakralen Gegenstandes erkannt werden, der eine Seele besaß [Moosauer/Bachmeier].

Nach dem Entfalten des Knäuels wurde der Goldschmuck als Tracht, Zeremonialausstattung von Trachtbestandteilen und Insignien eines hölzernen Kultbildes der älteren Bronzezeit aus dem -16. /15. Jh. entschlüsselt [Gebhard]. Die Symbolik des Schmuckes wird mit derjenigen auf der Urne aus dem Ödenburger Museum (Sopron) und dem Mondhorn vom Alpenquai im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich verglichen [Kerner 2001a].

Ein Teil dieses Goldschmuckes ist ein Zepter, das aus einem punzierten dreieckigen Goldblech besteht, an dem ein langes Band, ebenfalls aus Goldblech, angelötet ist, welches ursprünglich um ein dünnes hölzernes Stöckchen gewickelt war. Die ursprüngliche Form des Zepters kann als quadratisch angenommen werden (Abb. 1).

Diesem Goldzepter wurde aufgrund der starken Zerknitterung des Bleches keine erhöhte Aufmerksamkeit beigemessen. Als das Zepter 2001/02 in der Ausstellung «Gold» in München gezeigt wurde, gelang es dem Autor nicht, die Konturen auf der Dreiecksscheibe zu erkennen. Erst eine stark vergrößerte Fotografie, die mir M. Moosauer, der Ausgräber von Bernstorf, zukommen ließ, gab Anlass zu einer Analyse der Ornamentik. Um diese Ornamentik klar zu ordnen, wurden die Mittelpunkte der Punzen auf der Fotografie durchgestochen und als Kreise aufgezeichnet (s. Abb. 2).

Das Ornament zeigt ein aus fünf Punzen gebildetes Mittenkreuz, das von einem Ring 14 weiterer Punzen und einer kleinen in der Mitte unten umgeben wird. Zählt man die Punzen zusammen, so sind es $19\frac{1}{2}$, sofern man die kleine als $\frac{1}{2}$ wertet.

Die Venus am Himmel

Um diese Darstellung als luni-planetaren, als Venus-Kalender zu begreifen, müssen die astronomischen Voraussetzungen betrachtet werden. Beteiligt sind die Sonne, die jedoch nur eine passive Rolle spielt, sowie die Planeten Venus und Erde mit dem Mond. Für die Beziehung Erde – Mond ist nur der synodische *Mondphasen-Zyklus* von 29^d5306 maßgebend. Als Zeitreferenz



Abb. 1: Das Zepter-Schild in gefaltetem Zustand [Foto von M. Eberlein nach Moosauer/Bachmaier 122]

des Kalenders ist der Erdtag des tropischen Jahres mit 365^d2422 pro Umlauf gewählt. Demgegenüber hat die Venus eine $0,61521$ Mal kürzere Umlaufzeit von 224^d701 . Wenn Sonne – Venus und Erde auf einem gemeinsamen Radiusvektor stehen, so nennt man dies *Konjunktion*, wobei es deren zwei gibt: wenn die Venus von der Erde aus betrachtet vor und wenn sie hinter der Sonne vorbeizieht. Dabei wird sie einmal überstrahlt, das andere Mal verdeckt. Zwischen diesen beiden Konjunktionen ist sie als *Abend-* oder *Morgenstern* sichtbar und zeigt wie der Mond einen Phasenverlauf, der als Venus-synode bezeichnet wird.

Dieser ist folgendermaßen vorstellbar: Venus und Erde starten in einer Konjunktionslage und die schnellere Venus läuft auf der Innenbahn der Erde voraus, holt sie im Mittel nach 583^d92 ein und überrundet sie. Beide Planeten stehen dann wieder in Konjunktion zur Sonne, aber in einer völlig anderen Stellung zu den Sternen. Die folgende Synode ist gegenüber dem Tierkreis und den Jahreszeiten verschoben. Damit wechseln auch die Sichtbarkeitsbedingungen der Venus als Abend- und Morgenstern. Fällt z. B. die Abendstern-Periode in den Herbst, wenn der Tierkreis bei Sonnenuntergang seine flachste Stellung einnimmt, so ist auch die Venus nur wenig über dem Horizont sichtbar und unterliegt diesen einschränkenden Beobachtungsbedingungen. Umgekehrt verhält es sich im Frühjahr, wenn sie am höchsten über dem Horizont steht.

Keine Venus-Synode gleicht einer anderen; dementsprechend sind die Morgen- und Abendstern-Zyklen auch nicht gleich. Die Stellung der Venus am Himmel ist nicht brauchbar für eine tägliche kalendarische Unterteilung der Synode. Die Überrundungszeit der Venus ist nicht konstant und variiert um einige Tage, weil die Erde auf einer elliptischen Bahn, die Venus fast auf einer Kreisbahn läuft. Der Geschwindigkeitsunterschied der Planeten gibt Anlass zur so genannten Rückläufigkeit mit Schleifenbildung. Diese tritt bei der Venus symmetrisch zur unteren Konjunktion ein, dauert ca. 24 Tage, wird aber zum größten Teil von der Sonne überblendet und ist entsprechend unauffällig. Der Radiusvektor der Konjunktionen läuft mit den Planeten gleichsinnig, aber wesentlich langsamer mit der Geschwindigkeit der Schwebefrequenz um.

Nach fünf synodischen Venusumläufen findet die Konjunktion wieder an der gleichen Stelle gegenüber den Sternen statt. Die Erde hat dabei 8 tropische Jahre zurückgelegt, die Venus 13 Umläufe und der Mond 99 Lunationen. Das bedeutet die Möglichkeit der Synchronisierung der luni-solaren Oktaëteris mit dem Venusumlauf und damit die Unterteilung der fünf synodischen Zyklen der Venusphasen in 99 Lunationen. Dies ist die Voraussetzung für die Darstellung des synodischen Venus-Kalenders in drei unterschiedlichen Maßstäben: den tropischen Tagen des Planeten Erde, den Lunationen seines Mon-

des und den Synoden des Planeten vor dem siderischen Hintergrund der Sterne. Der 8-jährige Venus-Kalender mit seinen 10 Konjunktionen und 5 Synoden ist eine geeignete Langzeitskala, um innerhalb der Oktaëteris und darüber hinaus die Jahre zu bestimmen, wobei die Tierkreiszeichen am Sternenhintergrund die Marken der Skala darstellen.

Die Umlaufzeiten und Beleuchtungsphasen der Gestirne sind folgende:

99 Lunationen	2923 ^d 53
13 siderische Venusumläufe	2921 ^d 11
8 tropische Jahre	2921 ^d 94
5 synodische Venusphasen	2919 ^d 60

Die Übereinstimmung der einzelnen Perioden ist gut und liegt bei +2^d4. Diese Differenz bewirkt einen Umlauf der Venussynode im Tierkreis binnen 1.200 Jahren und 750 Synoden, das sind 150 Umläufe der Synode im Zodiak, entsprechend 300 vierjährigen Konjunktionen.

Die fünf synodischen Venusphasen laufen innerhalb der Tierkreiszeichen des Zodiak in der Geometrie eines Pentagramms um, zum Beispiel Krebs – Stier – Wassermann – Schütze – Jungfrau. Nach dem Wechsel des ersten – dritten – fünften Tierkreiszeichens findet der Übergang vom Morgen- zum Abendstern statt. Dieser Sprung der Venus vom östlichen zum westlichen Horizont und zurück hat in frühen Zeiten dazu geführt, zwei Sterne in der Venus zu vermuten.

Wie bereits ausgeführt, stehen die Mond- zu den Venusphasen in einem ganzzahligen Verhältnis, so dass die heliakischen Auf- und Untergänge der Venus von der Sichel des Mondes begleitet werden. Der abnehmende Mond erscheint mit dem Morgenstern im Osten, geht dort unter und erscheint nach ca. drei Tagen wieder am Abend im Westen als aufgehende Sichel.

Die astronomische Begründung ist durch die Nähe der Venus und des Mondes zur Ekliptik, der scheinbaren Bahn der Sonne, gegeben. Beide Himmelskörper stehen auf der gleichen Seite relativ zur Sonne, zeigen demzufolge auch die gleiche Sichelform ihrer Beleuchtung. Bei genauer Beobachtung erscheint die Venus ebenfalls als Sichel. Die religiöse Deutung kehrt die bestehenden Ansichten um: Im hellen Osten, wo das Paradies liegt, verschwindet der Mond und kommt danach als junger neugeborener Mond im Westen, wo das Reich der Toten liegt, erneut zum Vorschein. Darin liegt der religiöse Gedanke der Auferstehung begründet.

Das Punzierungsschema von Bernstorf

Wie durch die vorgängige Beschreibung dargestellt, ist der Venus-Kalender ein sehr komplexes Gebilde. Im Gegensatz dazu erscheint die Punktesymbolik auf dem Goldblech recht einfach und eher dekorativ. Das wirft die Frage

auf nach der Lesart des Kalenders. Zu diesem Zweck wurde die symbolische Darstellung der Abb. 3 gezeichnet, alle Punkte wurden mit einer Zahl versehen. Die Reihenfolge der Zählung wurde durch eine in sich geschlossene Linie verbunden.

Die Zählung beginnt links unten mit der Nr. 1 und verläuft im Uhrzeigersinn bis nach links oben zur Nr. 7. Dabei soll davon ausgegangen werden, dass diese Zählung der Sichtbarkeit des Morgensterns während sieben Lunationen entspricht. Die achte Lunation vor der oberen Konjunktion ist aufgrund der zeitlichen Schwankungen etwas unsicher und wohl deshalb in das Innere des Ringes verlegt. Aber auch die Kleinheit des Zepterschildes kann dazu beigetragen haben.

Nach dem Sprung von Nr. 7 auf Nr. 8 beginnt die Unsichtbarkeitsperiode der oberen Konjunktion, die über drei Lunationen reicht, durch einen breiten Rand hervorgehoben ist und die in vertikaler Reihenfolge von Nr. 9 bis Nr. 11 dargestellt wird. Die Wiedergeburt als Abendstern erfolgt zwischen Nr. 11 und Nr. 12. Von da aus wird die Sichtbarkeit des Abendsterns wiederum in acht Lunationen von Nr. 11 bis Nr. 19 gekennzeichnet. In seiner unteren Konjunktion wird der Planet erneut für 14 bis 16 Tage unsichtbar, während er vor die Sonne passiert. Diese halbe Lunation wird durch die kleine mittlere Punze verwirklicht. Sie steht mit den drei Punzen der großen Konjunktion in Reihe vertikal übereinander, was sowohl astronomisch als auch geometrisch richtig symbolisiert wird.

Zur weiteren Erklärung des Venus-Kalenders sollen vorgängig die einzelnen Perioden der Venus-Synode beschrieben werden. Der synodische Umlauf des Mondes beträgt 29^d53 . Der synodische Umlauf der Venus beträgt im Mittel 584^d und variiert um $\pm 8^d$ infolge des elliptischen Erdumlaufs um die Sonne. Demgegenüber ist die Venusbahn fast kreisförmig. In ihrer unteren Konjunktion braucht die Venus ca. 14 Tage, um vor der Sonne vorbeizuziehen. Danach erscheint sie im Osten vor Sonnenaufgang als Morgenstern und bleibt ca. 245 Tage sichtbar, bis sie in ihrer oberen Konjunktion während 2,5 bis 3 Monaten unsichtbar wird und hinter der Sonne verschwindet. Als Abendstern wird sie für weitere 245 Tage im Westen sichtbar, folgt der Sonne und geht nach ihr unter. Großzügig gezählt haben wir

- $\frac{1}{2}$ Lunation unsichtbar in der kleinen Konjunktion
- 8 Lunationen als Morgenstern
- 3 Lunationen unsichtbar in der großen Konjunktion
- 8 Lunationen als Abendstern

$19\frac{1}{2}$ Lunationen für eine Venus-Synode.

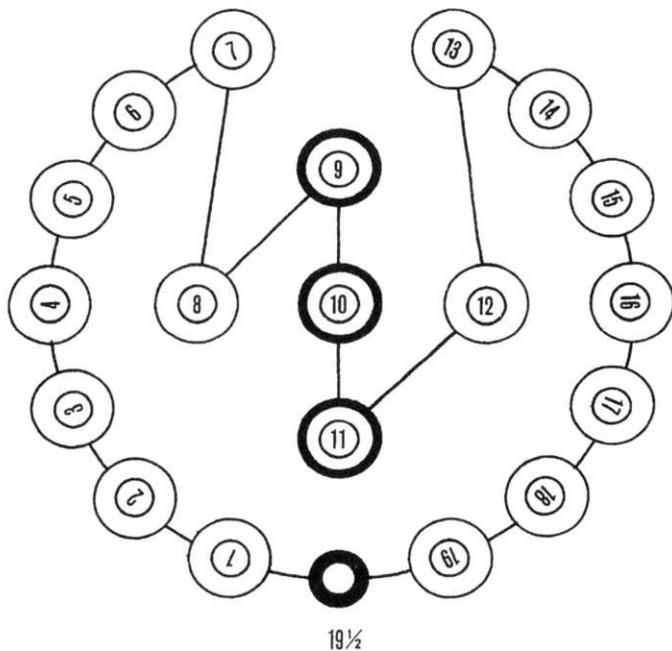
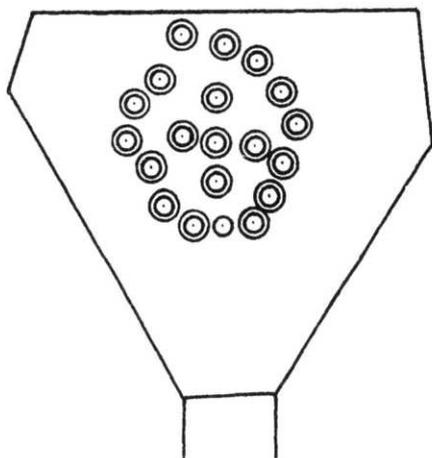


Abb. 2: Punzierungsschema des Goldzepters von Bernstorf

Abb. 3: Schematische Darstellung des Venuskalenders mit der Angabe seiner Lesbarkeit [Grafiken: M. Kerner]

Diese achtjährige Venusperiode ist auch der Ursprung des achtstrahligen (2³) Symbols des Venuszepters, das aus dem -3. Jtsd. überliefert ist. Somit ist es nahe liegend, auch die luni-solare Okaëteris auf die Periodizität der Venus zurückzuführen und die Penteteris als den jüngeren Kalender zu betrachten. Aber auch die fünf Venus-Synoden haben wohl dazu beigetragen, dass die Fünf als Pentagramm und fünfstrahliger Stern zu einer heiligen Zahl wurde. Die astronomischen Relationen zwischen Sonne, Mond und Venus sind das Bindeglied der Trinität der astralen Gottheiten von Sonnen- und Mondgott und der Planetengöttin mit den vielen Namen.

Die Entschlüsselung des Goldzepters von Bernstorf als Venuskalender ordnet den Goldschmuck und die Kultstatue der Planetengöttin zu. Es handelt sich dabei wohl um einen astralen Fruchtbarkeitskult, der durch die Fruchtbarkeitsidole, wie z.B. der Venus von Laussel, über Jahrtausende nachgewiesen ist.

Der Umlauf der Planeten und der Venus-Synoden im Tierkreis ist möglicherweise die Ursache für die Anlage von Steinkreisen, den Kromlechs, zu kalendarischen Langzeit-Beobachtungen. Zu diesem Zweck sollte die Anzahl der Beobachtungspfeiler als Menhire oder Spalte durch 5 (und 12) teilbar sein, was bei den großen Kreisen mit 30 und 60 Steinen meist gegeben ist, wobei diese Kromlechs ebenfalls die Vermessung der Planeten Saturn und Jupiter erlauben und damit auch diese in das Kalendersystem einbeziehen.

Der Fund eines goldenen Zepers mit Venus-Kalender auf dem Ausgrabungsgelände von Bernstorf legt die Vermutung nahe, dass dort auch ein luni-planetares Observatorium bestanden hat. Dieses würde sich vermutlich durch Visiereinrichtungen zwischen den Azimuten der großen nördlichen und südlichen Mondwende auszeichnen und einen Rundbau in der Art eines Kromlechs zur Beobachtung und Vermessung der Positionen der Planeten [Kerner 2004].

Venuskalendarien sind gar nicht so selten, nur verbergen sie sich hinter einer für uns meist unbekanntem Symbolik. Einer der interessantesten und zugleich schönsten Venus-Kalender sind die Goldstatere der Parisii [Kerner 2001b]. Bei den keltischen Münzen stehen Astronomie und Kalendarik im Vordergrund [Kerner 2001b; 2006].

Die Münzen sind die umfangreichste schriftliche Hinterlassenschaft der Kelten, geschrieben in einer Symbolik, die nicht einfach, oft auch nicht eindeutig zu entschlüsseln ist. Auf ihnen werden zurückblickend die Errungenschaften der Vergangenheit dargestellt, wobei die Astronomie und das Kalenderwesen einen bevorzugten Platz einnehmen. Bei den Kelten tritt die Planetengöttin als Epona auf und wird als schwebende Himmelsgöttin oder als Ross dargestellt. Das Ross als Metamorphose der Himmelsgöttin erscheint dabei oft als Fabeltier, meist mit Drachenschwanz oder geflügelt als Pegasus.



Abb. 4: Goldstater der Parisii [C. G. F. Monnaies XV Paris]: Das Drachen-Ross galoppiert nach links, das dreibogige Netz über seinem Rücken zählt 19 Maschen, die Lunationen entsprechen können; es gibt auch Netze mit 14 oder 23 Maschen. Unter dem Ross das Symbol der Penteteris.

Drachen-Ross und Greif sind Mutationen des Drachen. Zu dieser Thematik ist auf das aktuell erschienene Buch [Kerner 2006, 255-263] zu verweisen.

Bibliographie

- Gebhard, Rupert (2000): Der Goldfund von Bernstorf; in: *Das archäologische Jahr in Bayern 1999*; Stuttgart
- Illig, Heribert (2005): Bernstorf: ‚Bayrisch-Mykene‘; in: *ZS* 17 (3) 507-510
- Kerner, Martin (2001a): Mondhörner – Urgeschichtliche Messgeräte; in: *Helvetia archaeologica* 32 (127/128) 82-136
- (2001b): Keltische Münzen mit astronomischen Motiven; CH-Kirchdorf
 - (2003): Das Zepter der Venus – Die Kalenderscheiben von Nebra und Falera; in: *Helvetia archaeologica* 34 (134) 34-62
 - (2004): Die Megalithen auf Planezzas, Falera GR – Ein bronzezeitliches Observatorium? in: *Helvetia archaeologica* 35 (137) 32-46
 - (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra; Grärfelfing Lengyel, Lancelot (1954): L’art gaulois dans les médailles; Montrouge-Seine
- Moosauer, Manfred / Bachmaier, Traudel (2000): Bernstorf – die versunkene Stadt aus der Bronzezeit; Stuttgart
- Rickenbach, Judith (1992): Magier mit Feuer und Erz. Bronzekunst aus Luristan; Museum Rietberg Zürich

Martin Kerner, CH-3116 Kirchdorf

*

Bernstorf: Das Verhältnis zwischen der Landesarchäologie und ihren privaten Helfern bleibt ein spezielles [vgl. Illig 2005, 508]. Manfred Moosauer und Traudl Bauchmaier erwähnen in ihrem Buch *Bernstorf. Das Geheimnis der Bronzezeit* [2005, 105 f.], dass sie im Oktober 2000 von der Grabungsleitung damit beauftragt waren, ausgehobenen Oberboden nachzuuntersuchen. Dabei entdeckten sie zwei Bernsteinobjekte mit eingeritztem Gesicht und minoischen Linear-B-Schriftzeichen. Die offiziellen Ausgräber Rupert Gebhard und Karl Heinz Rieder übergehen die Entdecker, wenn sie über diese beiden Objekte berichten [Zwei gravierte Bernsteinobjekte aus Bernstorf; in: *Das archäologische Jahr in Bayern 2000*; Stuttgart 2001, 44 ff.].

Im selben Buch geht es im Vorwort darum, „wie man für die Archäologie neue Freunde werben und insbesondere Jugendliche als ehrenamtliche Mitarbeiter gewinnen kann“ [ebd., 10]. Die Antwort liegt auf der Hand: Nehmt Eure freiwilligen Helfer, die Euch „nach wie vor unentbehrlich sind“, doch wenigstens wahr! hi

Bronzezeitliche Astronomie

Anmerkungen zu Martin Kerners Buch

Heribert Illig

Martin Kerner: *Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra*; Mantis Verlag, Gräfelfing, 368 S., ca. 85 Abb.

Noch vor fünf Jahren hätte es ein Buch über bronzezeitliche Astronomie mit einem sehr überschaubaren Gebiet zu tun gehabt. Zwar waren seit mindestens 100 Jahren Forscher zugange, den ältesten hochzivilisatorischen Überresten Bezüge zur Astronomie abzugewinnen – Stichwort: Lockyer und seine Studien zum alten Ägypten von 1897 –, zwar war mit dem Auftauchen der ersten Computer Stonehenge als vorzeitlicher Computer interpretiert worden – Stichwort: Hawkins *decodiertes Stonehenge* von 1965 –, aber darüber hinaus existierten nur wenige Perspektiven. Denn es gab praktisch nur megalithische Steinsetzungen, deren Sinn schwer zu ergründen war. Viele von ihnen gehören zwar chronologisch zur Bronzezeit, doch die damaligen Autoren sprachen lieber vom *Himmel über dem Menschen der Steinzeit* [R. Müller].

Seit 2002 ist jedoch alles anders. Damals wurde der Öffentlichkeit die Himmelscheibe von Nebra bekannt. Ihre abenteuerliche Auffindungsstory lenkte das allgemeine Interesse auf die sofortigen Versuche, dieses Unikat als astronomisches Gerät zu interpretieren. Und als nächstes richtete sich das Augenmerk auf die seltsamen Goldhüte, die unverstanden unsere Museen bereicherten. Seitdem hat die allgemeine Aufmerksamkeit stetig zugenommen. Heuer konnte sogar eine Titelgeschichte von *National Geographic* der astronomischen Kultur der späten Steinzeit und der Bronzezeit [Löwer 2007] gewidmet werden.

Damit nicht genug: Die Wiedervereinigung machte erstmals Luftbildarchäologie über den neuen Bundesländern möglich. Otto Braasch, der als Aerofotograf in Bayern so viele vorzeitliche (doch kaum frühmittelalterliche) Relikte entdeckt hat, wurde dort ebenfalls fündig: allein 20 Kreisgrabenanlagen in Sachsen-Anhalt, viele weitere in benachbarten Bundesländern [Löwer 47]. Der Neubau von Straßen und Gewerbegebieten in Mitteldeutschland half den Archäologen unmittelbar weiter. Die überraschenden Funde ließen eilige Journalisten schon die Frage stellen: „Begann hier unsere Zivilisation?“ [Löwer 43] Es wäre gewiss verfehlt, aus günstigen Fundbedingungen gleich auf den Ursprung einer lange übersehenen Kultur zu schließen, aber es weist die Richtung: Aus „zerlumpte Gestalten“, wie sie der Archäologe Christoph Sommerfeld noch herumschleichen sieht [Löwer 56], werden intelligente Ver-

treter einer Gesellschaft, die einen Gutteil ihrer Arbeitskraft in himmelsorientierte Bauten investieren kann, also Arbeitsteilung ebenso kennt wie Fernhandel.

Nun hat mit Martin Kerner ein Metrologe ein ganzes Buch über bronzezeitliche Astronomie [= K.] geschrieben. Es beschäftigt sich selbstverständlich mit der Nebra-Scheibe, interpretiert aber weitere Artefakte als astronomische Hilfsmittel.

Bei der Nebra-Scheibe sieht er den großen goldenen Punkt neben der Mondsichel nicht als Sonne oder Vollmond, können diese doch nicht gleichzeitig neben der Mondsichel stehen. Er erkennt vielmehr den hellsten Himmelskörper nach dem Mond am Nachthimmel: die Venus! Einen ersten Hinweis gaben ihm dafür zwei Ringe von je acht Sternpunkten, die dieses Goldscheibchen umkreisen – Symbol der Oktaëteris! Der Schluss wäre freilich vorschnell, ließe er sich nicht an anderen Objekten verifizieren.

Solche fand Kerner im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle/Saale. Es verwahrt u.a. die Funde der Höhensiedlung von Salzmünde in Sachsen-Anhalt, nach der seit 1938 die Salzmünder Kultur als Zweig der Trichterbecher-Kultur benannt wird. Gemäß Probst [1991, 363 f.] hat die Salzmünder Kultur „– nach den Funden zu schließen – offenbar nur wenige Kunstwerke hervorgebracht“. Zu ihnen gehören bemalte Keramikreste, Fragmente von Tonfiguren und einst mit Tierhäuten bespannte Tontrommeln. Und man fand sorgfältig geschliffene sog. Steinbeile. Ein kunstvoll verziertes Exemplar

„wurde auf der Oberseite durch ein Kreis- und Tannenzweigmuster verschönert. Das für die Aufnahme des Holzschafes bestimmte Loch ist von einer eigenartigen, kreisrunden Figur umgeben. [...] Eine andere in einem Grab von Wegwitz (Kreis Merseburg) in Sachsen-Anhalt gefundene Axt trug neben Kreisen, einem Winkel- und Tannenzweigmuster noch zwei hufeisenförmige Gebilde, die mit senkrechten Strichen gefüllt sind. Eine weitere Axt aus grauem Schiefer von Strodehne (Kreis Rathenow) in Brandenburg war auf beiden Seiten mit flach eingetieften Kreisen verziert“ [Probst 364].

Kerner hat in den *Zeitensprüngen* [2006a] vor Jahresfrist gezeigt, wie scheinbar rein dekorative „Tannenzweigmuster“ als Venus-Kalender gelesen werden können. Ähnliche Beobachtungen machte er an einer bronzenen Scheibennadel aus dem graubündischen Falera und an den Goldhüten des -2. Jtsd. Kerner fing hierüber bereits 2002/03 zu arbeiten an, als ihn eine schwere Krankheit lange vom Arbeiten abhielt. Trotzdem hat er im August 2006 [2006b] über die kalendarische Bedeutung der Goldhüte geschrieben, bevor sich Winfried Menghin als Direktor des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte vom Saulus zum Paulus wandelte. Kaufte doch dieser einen

solchen Goldhut an und begann zu zählen, worauf er seinerseits die Kalenderfunktion erkannte. Heute sieht er charismatische Priesterfürsten als „Herren der Zeit“.

„Das Objekt war für einen archäologischen Fund relativ teuer und wegen 490 Gramm Gold muß man nicht unbedingt 1,4 Millionen Mark ausgeben und von daher dachte ich, muß’ einmal schauen, was da los ist, und dann bin ich draufgekommen, einfach das Ornament analysiert, was ist da an Systematik drin, und weiß jetzt nun, so und so muß ich zählen. Also ich sag’ seit Neuestem, seit zwei, drei Monaten, das ist eine Art Mini-computer und ist auch praktisch anwendbar und kann dann also wirklich sagen, wann der 15. März ist in vier Jahren oder wann bestimmte Feste fallen, das kann man eben alles da raus holen. Und es ist eben auch so, dass dieser Hut eigentlich der Gegenstand ist, mit dem man die Daten, die man mit der Himmelscheibe von Nebra oder ähnlichen Geräten dokumentiert hat, also die Beobachtung des Firmaments mit diesen Goldhüten kalendarisch umgesetzt werden kann“ [Menghin laut Findeisen, Sende-termin 11.2. 07].

Kerner kann Menghin Interpretationshilfen geben. Sie lassen sich auch auf Stonehenge und das noch rätselhaftere Woodhenge wie auf das Planetarium von Planezzans anwenden. Er kann aber nicht nur die Rechnungen und Himmelsbeobachtungen nachvollziehen, sondern auch eine Entwicklungsreihe erstellen: Zunächst entstanden einfache Kalender, dann überaus komplexe luni-solar-planetare Kalender, die Sonne, Mond und Planeten, insbesondere die Venus gleichzeitig berücksichtigten. Doch dann fand Mitte des -2. Jtsd. eine religiöse Umwälzung statt, erkennbar an der kultischen Bestattung sakraler Gegenstände, die vorsätzlich für das Ritual unbrauchbar gemacht worden sind, seien es Nebra-Scheibe oder Goldhüte.

Damals gingen die Sternkundigen zu einem reinen Sonnen- und Mondkalender über, wie wir ihn auch heute noch benutzen. Als Beobachtungshilfen treten neuerlich die sog. Mondhörner auf, die Kerner ebenfalls astronomisch interpretieren kann. Danach folgt ein Zeitsprung zu den Regenbogenschüsselchen und zu den elegant entworfenen Gold-Stateren der Kelten. Damit ist die Zeit der julianischen Kalenderreform erreicht. So weit spannt der Bogen, den Kerner untersucht.

Zweifellos ist mit diesen detaillierten Berechnungen der vorgegebene Rahmen der Bronzezeit überschritten worden. Löwers Artikel gibt hierfür den aktuell geltenden Datierungsrahmen:

- 4900 Kreisgrabenanlage von Goseck (Stichbandkeramische Kultur)
- 3600 Steinbeile der Salzländer Kultur (Trichterbecherkultur)
- 2400 Glockenbecherkultur
- 2200 Beginn der Bronzezeit

- 2000 Stonehenge II (Trilithen; vielfach datiert)
- 1942 Fürstengrab von Leubingen (Hügelgrab mit 33 m Ø)
- 1600 Nebrascheibe (Aunjetitzer Kultur)
- 1400 Goldhüte
- 800 Ende der Bronzezeit
- 200 Regenbogenschüsselchen
- 50 Kalender von Coligny (Alternativdatierung: +9. Jh. [Wikipedia])
- +50 Goldstatere der keltischen Parisii.

Auch der *National Geographic*-Artikel beschränkt sich nicht auf die eigentliche Bronzezeit. Wie auch, wenn neben der Nekropole von Salzmünden ein Riesenoval liegt, das 800 auf fast 600 m misst und von einem ursprünglich bis 4 m tiefen Doppelgraben abgegrenzt worden ist. Die vergleichbare Kreisgrabenanlage von Goseck wird mit -4900 rund 1.300 Jahre älter datiert, doch der Bogen, den ihre Palisaden zwischen Südost- und Südwesttor bilden, entspricht genau dem 82°-Horizontbogen der Nebrascheibe, die 3.300 Jahre jünger eingeschätzt wird. Die Kreisanlage von Goseck ist zu allem Überfluss bereits -4100 wieder verfallen, kann also nicht als Vorbild gedient haben.

Chronologie – kritisch gesehen

Einmal mehr stellt sich die Frage, ob C14 all diese Funde mit korrekten Datierungen versehen hat. Zweifel erheben sich nicht nur bei dieser Parallele über 3.300 Jahre hinweg. Während Kerner die Interpretationen und Berechnungen, nicht die Datierungen beschäftigen, geht der Verfasser der *veralteten Vorzeit* mit um so größerem Interesse darauf ein.

- Auf den Fluren von Nebra wurden 1962 drei Idole aus Mammut-Elfenbein gefunden [K. 266, 342]. Ungeachtet dessen, dass sie Kerner auf einen Kultplatz der Planetengöttin bezieht: Zur Zeit der Nebrascheibe lebten keine Mammuts mehr in Sachsen-Anhalt. Rein theoretisch könnte es sich um Streufunde handeln, die zu Idolen verarbeitet worden sind. Doch sie werden der Eiszeit und der späten Altsteinzeit zugerechnet, ca. -13000/12000.
- Das Mondhorn der Venus von Laussel wird ins -14. Jtsd. datiert, seine Nachfolger bewahren die Symbolik des mathematischen Operators und der Punkte vom -2. Jtsd. übers ganze -1. Jtsd. bis zu den keltischen Münzen gallo-romanischer Zeit [K. 58, 340].
- Es stellt sich die Frage nach dem Wissen um die Rückläufigkeit von Planeten. Sie wird bereits um -3500 beobachtet, doch erst von Platon gegen -400 behandelt [K. 121].
- Der Obelisk als Gnomon, hölzern in der 4. Dyn., also gegen -2400, steinern in der 18. Dyn. nach -1500, doch nicht so ‚ausgefeilt‘ wie die Trilithen

von Stonehenge von -2100 [K. 46]; das ergibt weder in Ägypten noch sonst eine stimmige Abfolge.

- Diodorus Siculus berichtet gegen -100 über einen seltsamen Rundtempel im hohen Norden. Er wird meist mit Stonehenge gleichgesetzt, während Kerner aufgrund einer neuen Rekonstruktion von Woodhenge diesen Bau vorzieht [K. 206]. Doch ob nun -2100 oder -1800 – mit Sicherheit sollte die entsprechende Anlage um -100 längst verfallen sein.

- Die Nebra-Scheibe von -1600 kann als Grundriss eines megalithischen Observatoriums betrachtet werden [K. 324] – doch das wäre im -3. Jtsd. gebaut worden.

- Menghin betont, dass das Wissen um die bronzenen Archäocomputer seit gut 1.000 Jahren verloren gewesen sei, als um -800 die Kelten aus dem Dunkel der Geschichte auftauchten [Findeisen].

- Die Nebra-Scheibe gilt für Kerner als Urform der Regenbogenschüsselchen, die ab dem -3. Jh. bis in die Spätlatène-Zeit um -50 geprägt worden sind [K. 341].

- Das Gerät „Pintadera“ wird der Nuraghenkultur zugerechnet [K. 220]. Doch da diese in herkömmlicher Datierung hoffnungslos von -1800 bis -200 überdehnt werden muss, um allen Megalith- und Bronzeguss-Parallelen zu genügen, ist auch die Pintadera chronologisch schwer greifbar.

Wir wollen im Auge behalten, dass eine Distanz von 3.300 oder 3.100 Jahren in damaliger Zeit mindestens 150 Generationen bedeutet. 150 Generationen mit allein mündlicher Wissensweitergabe – diese Distanz stoppt zuverlässig jede Tradierung, selbst wenn Gerätschaften nicht zerfallen und nicht kultisch begraben werden, sondern überdauert haben sollten. Ohne Gebrauchsanweisung ist die Himmelscheibe von Nebra nur sehr schwer zu entziffern – ob im -8. Jh. oder +21. Jh.

Insofern bestätigt sich einmal mehr der Vorstoß für wesentlich kürzere Datierungen für Altsteinzeit, Jungsteinzeit und schriftlose Bronzezeit, die selbst das Paläolithikum bis ins -2. Jtsd. bringt und Stonehenge, Megalithikum und Nuraghen in demselben -1. Jtsd. sieht wie die Kelten [Illig 174]. Neu sind hingegen Kerners Kalenderausdeutungen, die einen weiten Blick auf die stein-, bronze- und eisenzeitlichen Kulturen Europas öffnen. Und es darf gefragt werden, ab wann die Venus überhaupt beobachtet werden konnte und ab wann sie mit dem Mond synchron läuft.

Literatur

Findeisen, Hans Volkmar (2007): „Kosmische Bronzescheiben und magische Metallkegel“ – Welches Bild von der Religion vermittelt die moderne Archäologie? Hörfunksendung am 11. 2. im WDR, Rubrik *Lebenszeichen* (Ton und Manuskript stellt der WDR via Internet bereit)

- Hawkins, Gerald S. (1965): Stonehenge Decoded; Garden City/NY
- Illig, Heribert (?2005): Die veraltete Vorzeit; Gräfelfing
- Kerner, Martin (2006a): Bronzezeitliche Astronomie. Das Steinbeil von Radewell – ein luni-solar-planetarer Kalender; in: *Zeitensprünge* 18 (2) 269-281
- (2006b): Der Goldhut von Schifferstadt. Ein olympischer Venuskalender; in: *ZS* 18 (2) 282-292
- (2006c): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra; Gräfelfing
- Krupp, Edwin C. (1980): Astronomen, Priester, Pyramiden. Das Abenteuer Archäoastronomie; München (1978: In Search of Ancient Astronomies. Stonehenge to von Däniken: Archaeoastronomy discovers our sophisticated ancestors; New York)
- Lockyer, J. Norman (1897): The Dawn of Astronomy. A study of the Temple-Worship and Mythology of the ancient egyptians; London
- Löwer, Hans-Joachim (2007): Die Welt der Sternendeuter; in: *National Geographic*, März 2007, 42-69 (Titelgeschichte)
- Müller, Rolf (1970): Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit. Astronomie und Mathematik in den Bauten der Megalithkulturen; Berlin u. a.
- Probst, Ernst (1991): Deutschland in der Steinzeit; München

Inhaltsverzeichnis von Kerners Buch:

- 1.0 *Megalithische Kalendarik:*** Steinbeil von Radewell; luni-solarer Kalender; Venus-Synode; luni-solar-planetarer Kalender; Kerbhölzer; Goldhüte; Bronze-Planetarien
- 1.1. Die Geburt der gemessenen Zeit: Zeitstandard, Gnomon, Meridianspalt, Wasseruhren, Mondhorn und Parapegma, Cheopspyramide und Stonehenge, Meteorologie
- 1.2 Die astronomische Kalendarik: siderischer, solarer, lunarer, planetarer Kalender
- 1.3 Die kontrollierte Zeit: luni-solarer, luni-planetarer, luni-solar-planetarer Kalender
- 1.4 Das bronzezeitliche Rechenelement: Steinbeile, Goldhüte, Gurzelen-Kalender, Venus-Kalender von Falera, Venus-Zepter von Bernstorf, Coligny
- 1.5 Kulturhistorische Bedeutung der Steinbeile aus der Salzmünder Kultur
- 1.6. Das megalithische Observatorium: Stonehenge, Planezzas, Woodhenge, binärer Abakus, Pintadera
- 1.7 Die hermetischen Wissenschaften
- 1.8 Die keltischen Kalendermünzen: Regenbogenschüsselchen, Mondhörner, Goldstatere
- 2.0 *Die Kalenderscheibe von Nebra***
- 2.1 Die Interpretation der Kalenderscheibe: Sonne, Mond, Venus, Plejaden
- 2.2 Der Tripelpunkt des Kalenders
- 2.3 Die Goldpunkte als astronomische Positionen: Azimute, Mondkulminationen, Venus-Konjunktionen
- 2.4 Das Observatorium
- 2.5 Die Modifikation der Scheibe: die drei Goldbögen, Herstellungstoleranzen
- 2.6 Zusammenfassung: Zeit und Raum, morphologisches Prinzip.

David's Palast in Jerusalem gefunden?

Gunnar Heinsohn

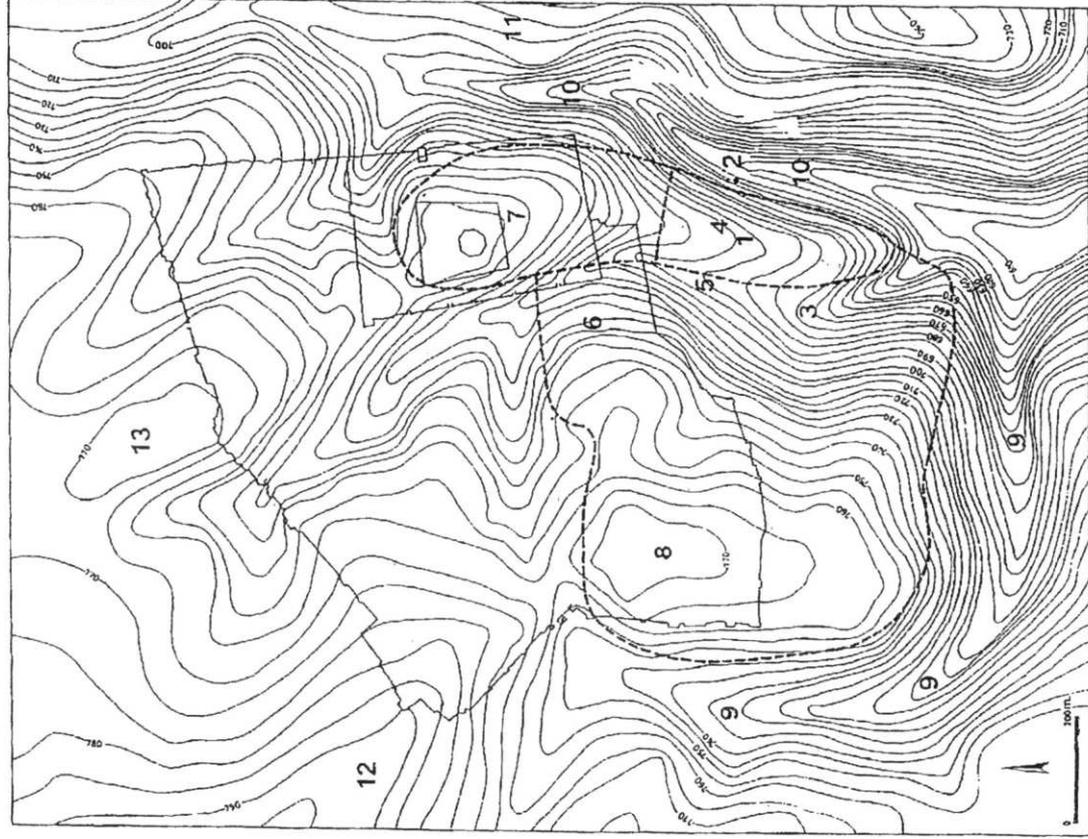
I. „Palast“ Davids (-1000) oder unidentifizierbares „Gebäude“ (-600)?

„Als die Philister hörten, dass man David zum König über Israel gesalbt hatte, zogen sie alle herauf, um sich Davids zu bemächtigen. Sobald das David erfuhr, zog er *hinab* nach der Bergfesten“ [2. Samuel 5:17].

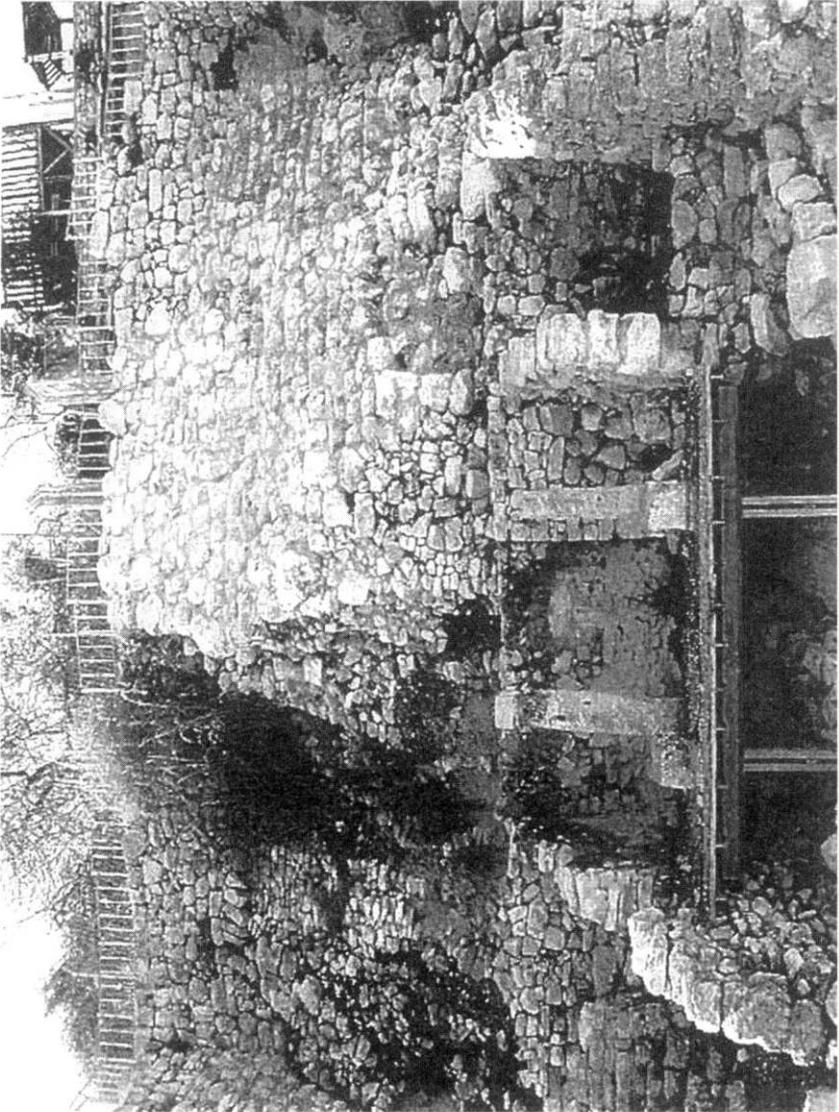
Wie zieht man *hinab* – statt *hinauf* – nach einer Bergfesten? Es ist diese aus dem zweiten Samuelbuch gewonnene Frage, die Eilat Mazar [2006, 19] auf die Spur von Palastresten geführt hat, die sie dem König David zuschreibt. Sie findet die Plattform für diesen Palast oberhalb einer Stufenkonstruktion, die als massivster Steinbau des eisenzeitlichen Israel gilt (konv. von -1200 bis -550 datiert).

Ein 18 Meter hoher Teil dieser Stufenkonstruktion in der so genannten Davidstadt (Ir David; City of David) auf einem schmalen Kamm gleich südlich der Stadtmauern (heutiges Dorf Silwan) ist durch die Ausgrabungen von Macalister und Duncan [1926] sowie von Kenyon [1974; Steiner 2001] und Shiloh [1984] freigelegt worden. Man hat den imponierenden Terrassenbau bisher an das Ende der mysteriösen „Jebusiter“ platziert und auch bisher schon als Basis eines Palastes betrachtet. Von diesem würde man tatsächlich in den befestigten Teil darunter hinabschreiten.

Über ihre Amarna-Verknüpfung werden die „Jebusiter“ in das -14./13. Jh. der Mitanni datiert. Entsprechend sollen sie bald nach -1200 untergegangen sein. Dieses Datum von -1200 wird Mazar umgehend entgegeng gehalten, um die davidische Natur des Palastes auszuschließen. Da sie mit ihren Kritikern den Glauben an ein Datum Davids um das Jahr -1000 teilt, muss sie einen Ausweg finden. Dafür tut sie etwas noch nie da Gewesenes. Zum ersten Mal in der Archäologiegeschichte Jerusalems kommt – an Knochen und Olivenkernen – die C14-Methode zum Einsatz. Die Ergebnisse sind zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Essays noch nicht publiziert, sollen aber punktgenau zwischen -1050 und -1000 liegen [Lawler 2007]. Mazar lässt die *Jebu*-Leute jetzt nicht bei -1200 enden, sondern direkt bis an den Aufstieg Davids in Jerusalem kurz vor -1000 fortleben und verweist die Kern- und Knochenfunde in die Übergangszeit von den Jebusitern zu den Judäern. Das macht allerdings nur Sinn, wenn die Habiru des Dadua (Tadua), die Abdi-*Chepas* Jerusalem der Mitanni-Amarna-Zeit erstürmen wollen, eben jene Hebräer sind, die unter David Jerusalem erstürmen. Sonst müsste eine zweite Eroberung in Rechnung gestellt werden, für die keinerlei Quellen vorliegen [dazu Heinsohn 2006]. Indi-



Tographische Sicht Jerusalems: 1 = Ir David/City of David; 2 = Gihon-Quelle; 4 = Stufenstruktur unter Mazars Davidspalast; 7 = Tempelberg; 10 = Kidrontal [Ussishkin 2006, 150]



Steinstufenkonstruktion unter Mazars „Davidspalast“

http://www.bibleinterp.com/images/Steiner-10th-9th_Century/Area_G_tb_n012801sr.jpg

rekt also zieht auch Mazar zusammen, was bereits David Rohl [1996, Kap. 9, 10] direkt hintereinander geschaltet und dann bibeltreu bei -1000 angesetzt hat.

Die Gegner Mazars, die mit ihr an ein bibelfundamentalistisch gegen -1000 blühendes Jerusalem, jedoch nicht an ihren Davidspalast glauben, verständigen sich darauf, den Wert der C14-Methode einfach in Frage zu stellen und so die Olivenkerne zu umgehen. Anson Rainey von der Tel Aviv Universität beharrt darauf, dass „wir keine festen Datierungen haben, bevor wir zu Sennacherib im Jahre 701 v.u.Z. kommen“ [Lawler 2007]. Der Autor dieses Textes erinnert daran, dass die biblischen Berichte über den Krieg zwischen Hiskia und Sennacherib der Perserzeit angehören. Für ihn ist Sennacherib der Achämenidenkaiser Darius II. aus dem Blickwinkel des Kerngebietes seines Reiches, also aus seiner Satrapie Assyrien [Heinsohn 2000, 131-169; 2006, 558].

Gabriel Barkai von der Bar-Ilan Universität in Ramat Gan ist noch skeptischer als Rainey: „Bei ihren hohen Irrtumsmargen kann jeder mit der Radiokarbonmethode die Position verteidigen, die er auch vorher schon hatte. [...] Kohlenstoff-14 ist wie eine Prostituierte“ [Lawler 2007].

Mazar steht aber auch gegen Kritiker à la Israel Finkelstein, für die es gegen -1000 in Jerusalem überhaupt keine Stadt und schon gar keinen Palast gibt. Auch ihm ist C14 zu Diensten. Denn man hat in 25 Fundstätten nördlich von Jerusalem über 500 Karbondatierungen vorgenommen und gefunden, dass die biblischen Berichte ihre Geschichten hundert Jahre älter machen als die ihnen archäologisch zugeordneten und dann karbondatierten Artefakte [Ilan Sharon nach Lawler 2007].

Nun kann auch Finkelstein den Mazarschen Fund nicht bestreiten. Wie datiert er ihn? Dafür greift er womöglich auf seinen eigenen Befund zurück, dass die Davidsgeschichten erst in der Zeit des Mederreiches und der archaischen griechischen Polis, also nach -600 aufgeschrieben werden [Finkelstein/Silberman 2006, 254]. Nach einem Besuch der Ausgrabungsstätte Mazars Anfang 2007 erklärt Finkelstein, dass ihr „Gebäude“ sogar „aus dem 6. Jahrhundert v.u.Z. datieren könne“ [Lawler 2007].

Unseres Erachtens spricht keineswegs etwas gegen eine Datierung des Baus in die Mederzeit nach -600. Finkelstein kann natürlich nicht von einem Davidspalast sprechen, sondern muss sich auf ein „Gebäude“ beschränken, weil ein unscheinbarer, aber doch realer Ur-David, der erst nach -600 schriftlich ausgeschmückt wird, auch für ihn gegen -1000 irgendwo im jüdischen Bergland wirklich gelebt hat. Finkelstein ist ja nicht weniger Bibelfundamentalist als seine Opponenten. Unseres Erachtens spricht ein Datum von -600 aber auch nicht gegen Mazars Gleichsetzung des „Gebäudes“ mit dem Palast Davids. Lediglich ihr Datum von -1000 wird nicht mitgetragen.

Mazars datierungsrelevantester Fund spricht ja ebenfalls gegen dieses Datum. Es handelt sich um einen runden Siegeleindruck mit drei Zeilen eines

Textes in Hebräisch: „Gehörend dem Yehuchal ben [Sohn] Shelemiyahu ben Shovi“ [Mazar 2006, 26]. Das Buch Jeremia [37:3; 38: 1] erwähnt zweimal einen Yehuchal, der Sohn eines Shelemiah ist. Diese Buch wird dem Propheten Jeremia mit einem biblischen Wirkungsdatum von -627 bis -587 zugeschrieben. Damit sind wir einmal mehr bei Finkelsteins Datum von -600. Mazar will das selbstredend nicht gelten lassen und weicht dahingehend aus, dass ihr Davidspalast eben von -1000 bis -587 in Nutzung gewesen sei.

Mazar findet bisher nur begrenzte Zustimmung – vor allem bei Jane Cahill [2003] –, weil sie für den Palast das bibelfundamentalistische Jahr -1000 auf keinen Fall preisgeben will. Eine fast gartenlose Stadt wie Jerusalem kann aber nur überleben, wenn die umgebenden Dörfer sie ernähren. Da niemand – einschließlich Mazar – solche Dörfer für das Jahr -1000 vorweisen kann, muss ein Davidspalast nebst Hauptstadt im Jahre -1000 unglaubwürdig bleiben. Der von der Mazarfraktion gewählte Ausweg kann denn auch nur noch als Akt der Verzweiflung gewertet werden: Die Lebensmittel liefernden Dörfer seien auf „freiliegendem Fels erbaut worden, weshalb sie kaum Spuren hinterlassen hätten“ [Lawler 2007].

II. Äolische oder „proto-äolische“ Kapitelle am Davidspalast

Nahe bei Jerusalem liegt Ramat Rachel. Wie auch andere Plätze in Israel [Shiloh 1979] und Jordanien (etwa Mudaybi [Negueruela 1982]) ist es berühmt für seine äolischen Kapitelle. Sie gehören zur Schicht „Va“, die von den Tel Aviver Ausgräbern momentan zwischen -620 und -580, also in die Zeit Jeremias datiert wird [Tel Aviv 2007] datiert wird. Diese Zeitstellung wirkt durchaus noch früh, da in Schicht IV b bereits nebeneinander spätpersische (-4. Jh.) und hasmonäische (-2. Jh.) Funde anstehen und Schicht IVa schon frührömisch ist.

Äolische Kapitelle – benannt nach ihren Hauptfundplätzen im griechischen Äolien – bilden eine Frühform des ionischen Kapitells. Solche Kapitelle treten in Griechenland und bei den Etruskern erstmals im -6. Jh. auf, also nahe beim Zeitpunkt der Stücke aus Ramat Rachel. Die dortigen Kapitelle aber werden als „proto-äolisch“ – andere Exemplare auch „proto-ionisch“ – bezeichnet, also als weit vor der eigentlichen Zeit von -600 bis -500 kommende Frühvarianten aufgefasst.

Dem Leser wird allerdings vorenthalten, warum doch bestens in die Hauptzeit dieser Kapitelle gehörende Exemplare aus Ramat Rachel als Frühform bezeichnet werden. Schuld daran ist einmal mehr der Bibelfundamentalismus – und zwar in seiner Anwendung auf Megiddo. Dort liegen solche Exemplare erstmals in der Schicht „Va-IVb“ vor [Stratigraphie bei Heinson 1988, 174]. Sie ist der Zeit Davids und Salomos zugeschlagen und biblisch auf -1050 bis -900 datiert worden [Schumacher 1908, 119 und Abb. 179].

Der deutsche Templer – und 1925 auf dem Karmel verstorbene – Gottlieb Schumacher als Ausgräber von Megiddo (Tell el-Mutesellim) wusste natürlich, wie ein äolisches Kapitell aussieht und dass es vor -600 sonst nirgendwo vorgekommen war. Er befand sich in einer chronologisch brandgefährlichen Lage. Er hätte Megiddo „VA-IVb“ nach der archäologischen Evidenz der Kapitelle ins -6. Jh. setzen können. Das hätte archäologisch sehr gut gepasst, weil über „VA-IVb“ nur noch vier Schichten (IVa, III, II und I) bis zu einer attischen Münze in Schicht I folgen.

Stratigraphische Lage äolischer Kapitelle in Ramat Rachel und Megiddo
mit Datierungen herrschender Lehre

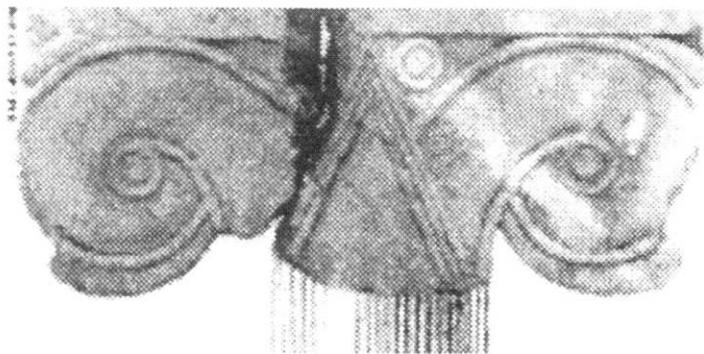
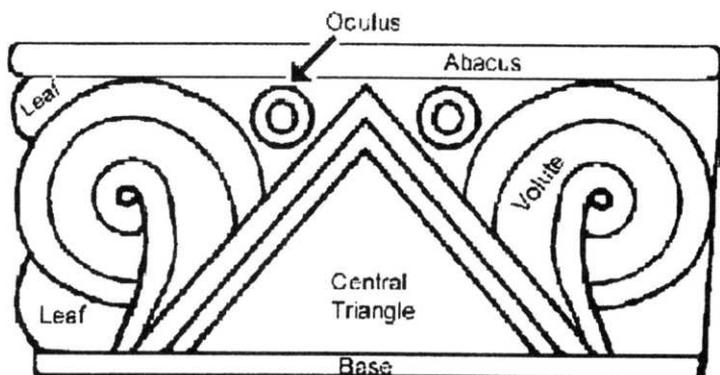
[Tel Aviv 2007; Watzinger 1929 und Lamon/Shipton 1939]

Ramat Rachel	Megiddo
<i>Schicht</i>	<i>Schicht</i>
I (Frühislam; 7. Jh.)	
IIa+b (Byzantinisch)	
III (Frührömisch)	I (Attische Münze; -450 oder -200)
IVb (ohne Bauten, Kleinfunde hasmonäisch ab-150 und persisch von 550–330)	II („Assyrisch“*; bis -600)
Va (Äolische Kapitelle ; 620–580; „proto“, weil in Megiddo wegen „früher“ Lage so getauft)	III („Assyrisch“*; -8. Jh.)
	IVA (Äolische Kapitelle ; „proto“, weil 900–800)
	VA-IVB (Äolische Kapitelle ; „proto“, weil 1050–900)

* Für den Autor das Assyrien der Perserzeit

Bei normaler Schichtdauer von maximal 50 Jahren – so viele gibt es in Megiddo etwa für Schicht VB, aber es werden auch nur 25 Jahre vergeben (VIb und VIa) – hätten die vier letzten Schichten den Zeitraum vom -6. bis zum -4. Jh. passabel abgedeckt. Bei einer solchen evidenzgebundenen Datierung wäre aber König Salomo mit einem biblischen Datum im -10. Jh. in Megiddo ohne seine berühmten Bauten geblieben.

Schumacher konnte seinen Sachverstand auch einfach ausschalten und am bibelfundamentalistischen -10. Jh. festhalten, indem er die doch so eindeutigen Kapitelle chronologisch als Ausreißer neutralisierte. Eben das wurde getan. Mit einem kleinen „proto“ vor dem „ionisch“ (so noch Schumacher) oder „äolisch“ (so zumeist heute) werden seitdem auch solche äolischen Kapitelle bezeichnet, die chronologisch an vollkommen korrekter Stelle sitzen – ein Fluch der wissenschaftsfremden Tat.



Schematische Ansicht eines äolischen Kapitells vom Typ Ramat Rachel
 [<http://www.vkrp.org/studies/historical/capitals/images/figure01.gif>]

Äolisches Kapitell aus Megiddo (Shilo Typ B)

[<http://www.vkrp.org/studies/historical/capitals/info/shiloh-typology.asp>]

Das von Kenyon gefundene und von Mazar an David und das Jahr -1000 vergebene äolische Kapitell in Jerusalem [Mazar 2006, 21]

Dieser kleine Exkurs zu den Kapitellen soll ein weiteres Beweisstück für einen Palast bei -1000 mit einem chronologischen Fragezeichen versehen. Eilat Mazar liefert nämlich ihren schmückendsten Beweis für die Pracht ihres David-Palastes in Jerusalem mit einem Exemplar der nun wohlbekannten Äolik:

„Dieses schöne Kapitell, geformt im proto-äolischen Stil (auch proto-ionisch genannt) wurde von Kenyon am Fuß einer Eskarpe [künstliche Böschung] ganz nahe bei dem Gebäude gefunden, das Davids Palast sein könnte und wahrscheinlich einmal Teil dieses Baus gewesen ist. Man stelle sich eine Halle vor mit Reihen von Säulen unter so großartigen Kapitellen wie diesen“ [Mazar 2006, 21].

Mazar benutzt das „proto“ vor dem äolisch mit einem gewissen Recht, weil sie diesen Säulenkopf – wie dazumal schon Schumacher – 400 Jahre vor die allgemeine Architekturgeschichte zu diesem Bauteil datiert. Aber warum sollte hier etwas schon um -1000 kommen und dann für die paar Kilometer nach Ramat Rachel 400 Jahre benötigen?

III. Ergebnis: Alt-Israel und Alt-China

Bei der Datierung des Palastes in der Davidstadt kommt man nur weiter, wenn der Stratigraphie erlaubt wird, wissenschaftsfremde Datierungen der frommen oder pseudoastronomischen Denkungsart aus dem Feld zu schlagen. Die sothisdatierten Mitanni der Abdi-Chepa-Zeit werden dann die angeblich unauffindbaren Meder aus der Zeit um -600 (griechisch datiert). In sie gehört auch David mit seinen Jebu-Gegnern. Finkelstein bekommt erst einmal Recht mit seinem Datum für das „Gebäude“ und Mazar bekommt vorläufig Recht mit ihrer Anbindung dieses „Palastes“ an David. Das „erst einmal“ steht dafür, dass auch ein Datum um -600 nicht in Stein gemeißelt ist, aber näher am stratigraphischen Befund liegt als die höheren Daten. Eine weitere Absolutreduzierung wird hier mithin ausdrücklich nicht ausgeschlossen.

Mit dem Vorschlag, die biblischen Daten erst einmal wegzulassen und auf den archäologischen Sachverstand zu vertrauen, werden gewiss beide Seiten der Kontroverse sich nicht helfen lassen wollen. Die Streitereien um Jerusalems Funde dürften also munter weiter gehen. Nun ist offensichtlich, dass permanente Versuche zur Verjüngung Alt-Israels zu einem gleichzeitigem Festhalten an den hohen Datierungen des übrigen Altertums nicht passen. Israeliische Gelehrte können also nur dann erfolgreich vorankommen, wenn sie den gesamten Raum zwischen Portugal und Indien, der heutzutage gegen -3000 in die Bronzezeit eintreten soll, auf den Prüfstand stellen. Freuen wird das nur wenige.

Helfen aber können die Gelehrten des griechischen Altertums, für die erst gegen -1000 das beginnt, was heute Bronzezeit genannt wird, und erst im -7. Jh. folgt, was man heute als Eisenzeit bezeichnet.

Helfen können auch die Gelehrten zum chinesischen Altertum, dessen Bronzezeit sogar erst gegen -841 einsetzt. Die Chinesen leiden darunter bekanntlich so sehr, dass die Partei 1995 Kommissionen für die Verlängerung des chinesischen Altertums eingesetzt hat. Sie hätte auch Kommissionen zur Verkürzung der Geschichte des übrigen Altertums einsetzen können. Aber dort hielt man alles für bestens geklärt. Nicht der Raum von Ägypten bis Indien soll auf Chinas Jahr -841 herunter, sondern China will auf -3000 hoch [Heinsohn 2005]. Und schon im November 2000 zeigt sich die ganze „Überlegenheit des Sozialismus, einen multidisziplinären Ansatz zu organisieren“. Jubelnd verkünden die Gazetten: „Chinesische Geschichte um 1229 Jahre nach hinten verschoben“ [Eckholm 2000]. Nun fehlt immer noch ein Jahrtausend, um zu Afghanistan oder Irak aufschließen zu können.

Bevor auch dieses Millennium herbeigepuscht wird, könnte sich vielleicht eine israelisch-chinesische Kommission an die Arbeit machen und endlich der Stratigraphie zum Durchbruch verhelfen.

Literatur

- Cahill, J. (2003), Jerusalem at the Time of the United Monarchy: The Archaeological Evidence, in A.G. Vaughn und A.E. Killebrew (Hg.), *Jerusalem in Bible and Archaeology: The First Temple Period*, Sheffield (Society of Biblical Literature symposium series, no. 18).
- Eckholm, E. (2000), In China, Ancient History Kindles Modern Doubts, in *The New York Times*, 10. November
(http://66.1.130.206/Docs/SandaiProject/2000_11_10_NYTimes.htm)
- Finkelstein, I., Silberman, N.A. (2006), *David und Salomo: Archäologen entschlüsseln einen Mythos*, München
- Heinsohn, G. (1988), Die Sumerer gab es nicht, Frankfurt/Main
- (³1999), Assyrikerkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich (¹1992), Gräfelfing
- (2005), Die Kalam-„Sumerer“ und die Schlacht um Chinas Chronologie, in *Zeitensprünge* 18 (1) 4-15
- (2006), Kein König David? in *Zeitensprünge*, 18 (3) 551-559
- Kenyon, K. (1974), *Digging up Jerusalem*, New York
- Lamon, R.S., Shipton, G.M. (1939), Megiddo I: Seasons of 1924-34, Chicago
- Lawler, A. (2007), Judging Jerusalem, in *Science*, 2.2.2007, Bd. 315, # 5812, 588-591 www.sciencemag.org/cgi/content/full/315/5812/588?rss=1
- Macalister, R.A.S., Duncan, J. Garrow (1926), *Excavations on the Hill of Ophel, Jerusalem, 1923-1925*, London
- Mazar, E. (2006), Did I Find King David's Palace?, in *Biblical Archaeology Review*, Januar-Februar, S. 16-27; www.bib-arch.org/Mazar.pdf

- Negueruela, I. (1982), The Proto-Aeolic Capitals from Mudeibi'a, in Moab, in *Annual of the Department of Antiquities of Jordan*, Bd. 26, 395-402
- Rohl, D.M. (1996), *Pharaohs and Kings. A Biblical Conquest*, New York
- Schumacher, G. (1908), *Tell el-Mutesellim I*, Leipzig
- Shiloh, Y. (1979), The Proto-Aeolic Capital and Israelite Ashlar Masonry, *Jerusalem (Qedem 11)*
- (1984), *Excavations at the City of David I, 1987-1982: Interim Report of the First Five Seasons, Jerusalem (Qedem 19)*
- Steiner, M.L. (2001), *Excavations in Jerusalem by K. M. Kenyon 1961-67, Vol. III: The Settlement in the Bronze and Iron Ages*, Sheffield
- Tel Aviv - Heidelberg Joint Project (2007), *The Ramat Rahel Archaeological Project*, www.tau.ac.il/~rmtrachl/archaeology%20of%20site.htm
- Ussishkin, D. (2006), The Borders and Size of Jerusalem in the Persian Period, in O. Lipschits, M. Oeming, Hg., *Judah and the Judeans in the Persian Period*, Winona Lake/Indiana, 147-166
- Watzinger, C. (1929), *Tel el Mutesellim II*, Leipzig

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Hebräische Hieroglyphen in der Chronologiefalle

Gunnar Heinsohn

I. Die Pyramidentexte des Unas („2375–2345“) und eine semitische Lesart

Die Pyramidentexte des Unas gelten als älteste Version dieser Literaturgattung, weil die moderne Ägyptologie die Pharaonen der Sechsten Dynastie, denen solche Texte ebenfalls zugehören, später datiert als Unas (auch Wenis oder Oenas gelesen). Er wird als letzter König der 5. Dynastie gezählt. Lange Zeit lag er zwischen 2355–2325, heute aber wird er meist auf 2375–2345 datiert. Überraschender Weise aber sind die Texte des Unas reicher als die der angeblich späteren 6. Dynastie (ägyptologisch momentan bei 2345–2183), für die man eigentlich den ausführlicheren Bestand erwartet hätte.

Die Texte an den Mauern der Flure und der Sarkophagkammer in der kleinen Unas-Oyramide von Sakkara wurden von Gaston Maspéro 1881 entdeckt. Sie bestehen aus magischen Formeln, Anrufungen, Litaneien und Zaubersprüchen für die Auferstehung des Pharao und seine Wanderung ins Jenseits. Je nach Zählung der Duplikate werden – einschließlich der Funde für die 6. Dynastie – 714 bis 759 Sprüche gezählt. Da die Texte bereits hoch entwickelt wirken, werden ihnen unaufgefundene Vorstufen zugetraut, die bis -3000 zurückgehen sollen. Deshalb betrachtet man sie als älteste Sakraltexte der Menschheit. Die Pyramidentexte sollen sich evolutionär fortsetzen in den Sarkophagtexten des Mittleren Reiches (momentane Datierung 2061–1785) und den Grabtexten des Neuen Reiches (momentan 1550–1075), die Karl Richard Lepsius im Jahre 1842 als „Totenbuch“ bezeichnet hat.

Nach Veröffentlichung der Unas-Texte durch Kurt Sethe [1908] erscheinen etliche Teilübersetzungen, bis Samuel Mercer 1952 die erste englische Gesamtfassung vorlegt [gut zugänglich unter www.pyramidtextsonline.com/Plan.htm]. Die Faulknerübersetzung von 1969 und auch die von Allen aus dem Jahre 2005 gelten nur partiell als überlegen.

Mercer sieht bei der Übersetzung wenig Schwierigkeiten, trifft aber doch auf Passagen, die ihm absolut rätselhaft bleiben, weshalb er sie einfach in lateinische Umschrift bringt und unübersetzt stehen lässt. Dabei handelt es sich unter anderem um eine fünfzeilige Zauberformel zur Abwehr von Schlangen. In der zweiten Zeile befindet sich die bisher unübersetzbare Passage „Kwtiw, Imhw, Imhw“. Die dritte Zeile ist für die Ägyptologen wiederum zum Teil und die vierte Zeile sogar komplett unverständlich. Über die-

„Wird er zurtückweichen vor der Zauberin mit den zwei Gesichtern?

Es spricht *Rir-Rir Mutterschlange-Mutterschlange*:

„Du hast die beiden Wächterinnen der Schwelle geschändet. *Vorwärts, mein Geliebter, mein Löwe*’

Betet den Gesang! Komm, komm in mein Haus!

Der Greifer ist ausgegangen, was in den Giftdrüsen war, hat er im Haus seiner Mutter ausgespuckt.“

II. Semitische Lesart eines Pyramidentextes prinzipiell möglich, aber chronologisch ausgeschlossen?

Am 29. Januar 2007 präsentiert Richard Steiner sein Übersetzungsergebnis an der Hebräischen Universität in Jerusalem unter dem Titel: „Proto-Canaanite Spells in the Pyramid Texts: a First Look at the History of Hebrew in the Third Millennium B.C.E.“ [Barach 2007]. Die Vorlesung spricht sich in Fachkreisen schnell herum. Aus der Ägyptologie kommt keineswegs nur Ablehnung. Joachim Quack von der Universität Heidelberg hält semitische Textpassagen in hieroglyphischen Texten prinzipiell für möglich. Aus chronologischen Gründen jedoch kann er Steiner dann doch nicht folgen:

„Aber dann bleibt immer noch das Problem, inwieweit man einen Text, der viele Jahrhunderte vor der ältesten Bezeugung nordwestsemitischer Sprachen entstanden ist, aus späteren Sprachstufen heraus analysieren kann“ [Rauchhaupt 2007].

Total ablehnend zeigt sich der Ägyptologe Thomas Schneider (Universität von Wales in Swansea). Zum einen könne man Steiners *Rir-Rir-Mutterschlange* womöglich doch aus dem Ägyptischen als „du bist lang und prallvoll“ übersetzen. James Allen [2005] liest auf englisch „you long one, beaten flank, beaten flank“. Die ägyptische Philologie sei also noch lange nicht ausgereizt. Besonders dubios aber sei Steiners Heranziehen von Wörtern

„aus unterschiedlichen Dialekten, von denen viele erst wesentlich später belegt sind. [...] Das fange schon mit dem Wort ‚imhw‘ an, das Steiner auf seine Deutungsidee gebracht hatte. Während ‚imm‘ (Mutter) ein Wort aus dem gemeinsamen Bestand aller semitischen Sprachen ist, lässt sich ‚hw‘ (Schlange) erst 1500 bis 2000 Jahre nach dem Unas-Pyramidentext in altaramäischen und altsüdarabischen Dialekten belegen“ [Rauchhaupt 2007].

Damit ist Steiner erst einmal erledigt. Denn den Glauben an das Datum 2375–2345 für Unas und seine Texte teilt er nicht weniger entschlossen als seine ägyptologischen Gegner.

Und doch muss dies nicht das Ende der Debatte bedeuten. Denn Unas verblüfft nicht nur durch kanaanäisch-frühhebräisch anmutende Texte, die 1.600 Jahre zu früh kommen, wenn man geschriebenes Hebräisch – etwa mit Fin-

kelstein/Silbermann [2006, 262] – erst nach -720 ansetzt. Der Pharao steht noch mit anderen extremen Früherrungenschaften zu Buche. So tragen zum Beispiel seegehende Schiffe aus Abbildungen des Unas sehr spezifische Bremssteine für den geraden Lauf der Boote, die handfeste archäologische Gegenstücke erst aus phönizischer Zeit nach -700 haben [Frost 1963; Buchholz 1987, 160]. Auch hier also verstört ein chronologischer Sprung von 1.600 Jahren. Ausführlich beschrieben werden diese durchbohrten Steine von 52 Kilogramm Gewicht sogar erst 1.800 Jahre später durch Herodot in seinen *Historien* [II: 96] aus dem -5. Jh. In diese Perserzeit gehören auch drei tiefe Schachtgräber, die direkt neben der Unas-Pyramide niedergebracht wurden [Lauer 1988, 117].

Anhand dieser und weiterer technologischer Befunde ist in *Wann lebten die Pharaonen?* die 5. Dynastie des Unas in die „Zeit nach -525“ gebracht worden [Heinsohn/Illig 2003, 453]. Die ihr in der herrschenden Lehre nachfolgende 6. Dynastie ist – ebenfalls aus technologischen und archäologischen Gründen – „parallel zur 4. Dyn. ins →7./6. Jh.“ [ibid.] gelangt. Dadurch wird auch verständlich, warum die Texte des Unas evolutionär weiter sind als die Pyramidentexte der 6. Dynastie. Diese gehen jenen historisch voraus.

Richard Steiner könnte also geholfen werden. Man wird aber davon ausgehen müssen, dass er aller chronologischen Nöte zum Trotz eine stratigraphie- und technologiegestützte Zeitfolge für Unas ebenso entschieden ablehnen wird wie die Ägyptologen, die er ohnehin schon genügend provoziert hat.

Literatur

- Allen, J. P. (2005). *The Ancient Egyptian Pyramid Texts*, Sheffield
- Barach, J. (2007). Presentation made in lecture at Hebrew University: Earliest Semitic text revealed in Egyptian pyramid inscription
www.eurekalert.org/pub_releases/2007-01/thuo-pmi012907.php
- Buchholz, H.-G. (1987). Thera und das Östliche Mittelmeer: Schiffe und Anker, in Ders., *Ägäische Bronzezeit*, Darmstadt
- Faulkner, R.O. (1969). *The Ancient Egyptian Pyramid Texts*, Oxford
- Finkelstein, I., Silberman, N.A. (2006). *David und Salomo: Archäologen entschlüsseln einen Mythos*, München
- Frost, H. (1963). From Rope to Chain: On the Development of Anchors in the Mediterranean, in *The Mariner's Mirror*, Bd. 49
- Heinsohn, G., Illig, H. (2003). *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*, Gräfelfing (1990)
- Lauer, J.-P. (1988). *Die Königsgräber von Memphis: Grabungen in Saqqara*, Bergisch Gladbach
- Mercer, S.A.B. (1952). *The Pyramid Texts in Translation and Commentary*, 4 Bände, New York; vgl.

www.pyramidtextsonline.com/Plan.htm

Rauchhaupt, U. v. (2007), "Ich verstehe immer nur kanaanäisch", in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 4. Februar, S. 64

Sethé, K. (1908), *Die Altägyptischen Pyramidentexte nach den Papierabdrucken und Photographien des Berliner Museums*, Leipzig

Steiner, Richard (2007), Proto-Canaanite Spells in the Pyramid Texts: a First Look at the History of Hebrew in the Third Millennium B.C.E., in *Barach* 2007.

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Die Rätsel der Pyramiden

Eine Rezension von Otto Ernst

Jeder, der sich näher mit den ägyptischen Pyramiden befasst hat, erkennt bald, dass es diesbezüglich eine Reihe von Unklarheiten gibt: Einmal, wozu man sie eigentlich baute, dann wie man die Steine aufeinander schichtete und wie man zuvor die Steine bearbeitete, nachdem angeblich kein Eisenwerkzeug bekannt war.

Heinsohn und Illig verlegten deshalb bekanntlich den Bau der Pyramiden und damit auch die 4. Dynastie mit Cheops, Chefren und Mykerinos in das letzte Jahrtausend v. Chr.; sie folgten damit den Angaben Herodots. Löhner und Illig haben eine neue Methode für den Transport vorgestellt und sich über das Eisenwerkzeug weitere Gedanken gemacht. Ich selbst schrieb auch einiges dazu in den *Zeitensprüngen* [3/2003, 662 ff.], ohne allerdings eine eindeutige Lösung anbieten zu können.

Im Dezember 2005 ist ein interessantes neues Buch zu diesem Thema erschienen:

Christoph Franke / Stefan Eggert: Ägyptische Großpyramiden vor 5000 Jahren – ein ungelöstes Phänomen. Verlag & Druckerei Freund GmbH. 37 Fotos und weitere Abbildungen, ISDN: 3-936477-45-0

Wie schon der Zusatz angibt, können die beiden Autoren auch nicht für *alle* Fragen eindeutige Lösungen anbieten, aber sie weisen doch auf viele neue Erkenntnisse hin, z.B. dass es wohl im Alten Ägypten eine maschinelle Produktion im Steinbearbeitungssektor gegeben hat – ein Nachweis, der auch mit Hilfe von originalen Materialproben und Rasterelektronenmikroskopie geführt wird.

Weiter werden die Pyramiden in den Kontext der megalithischen Großbauwerke in der Welt eingeordnet, und es wird gezeigt, dass es zwischen den beiden größten (Cheops- und Chefren-Pyramide) einerseits und der dritten (Mykerinos-Pyramide) andererseits deutliche Bau-Unterschiede gibt. Durch moderne Altersbestimmungen (modifizierte C14-Methode) ergeben sich neue Erkenntnisse hinsichtlich des Alters und der Reihenfolge des Baus der Großpyramiden. Andererseits werden Zahlenspielereien, die vor allem über die Cheops-Pyramide in der Literatur herumgeistern, ad absurdum geführt.

So ist das Buch ein 'missing link' zwischen der Welt der Spekulationen um den Pyramidenbau in Ägypten und den modernsten Untersuchungsmethoden.

Hochinteressant war für mich im Prolog die Mitteilung, dass im November 1991 eine Fernsehsendung ausgestrahlt wurde, in der japanische Archäo-

logen zu sehen waren, die eine Kammer in der Cheops-Pyramide öffneten und dort sechs beschriftete schwarze Granittafeln fanden. Wie die Autoren weiter schreiben, sind weder diese Tafeln noch die Fernsehsendung wieder aufzufinden. Telefonisch erzählte mir Chr. Franke noch, dass in dem Fernsehbericht die Tafeln aufgestellt im Ägyptischen Museum in Kairo zu sehen waren, was heute allerdings nicht mehr der Fall ist, weshalb geschlossen werden muss, dass Zawi Hawass als oberster ägyptischer Denkmalverwalter sie unter Verschluss hält. Franke meinte, dass es wohl eine Sendung des früheren DDR-Fernsehens war, weil ohne Werbung, und dass der Bericht über diesen Pyramidenfund Teil einer längeren Sendung über „Neue Entdeckungen“ war, die er zusammen mit einigen Bekannten deshalb nur zufällig mitbekommen hätte.

Mir selbst ist die Sendung nicht bekannt; falls aber jemand aus dem Leserkreis der Zeiteinsparungen sie gesehen oder sogar mitgeschnitten hätte, wäre ich für eine Mitteilung sehr dankbar.

Dr. Otto Ernst, 31373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Hehre Wissenschaft ?

Zu Heinsohns Sumerer-Buch ein Protokoll von Heribert Illig

Es ist bereits 17 Jahre her, dass es zur einzigen uns bekannten Erörterung von Heinsohns Sumerer-Thesen, erschienen 1988, gekommen ist. Sie fand statt im *Institut für Vorderasiatische Archäologie* an der *Ludwig-Maximilians-Universität* München unter Leitung von Prof. Dr. Barthel Hrouda, am 1.2. 1990 um 15.00. Eigentlich handelte es sich um ein hermeneutisches Seminar über Keilschriftsiegel, doch scheint von verschiedenen Seiten der Wunsch an Herrn Hrouda herangetragen worden zu sein, zu Heinsohns Buch eine Seminar-Veranstaltung abzuhalten. Ursprünglich wurde Gunnar Heinsohn dazu eingeladen, dann wurde ihm – nach dem Einarbeiten von Christoph Blaha in die Materie – nahe gelegt, diese Einladung nicht anzunehmen. Die peinliche Situation wurde so gelöst, dass ich mich Heinsohn gegenüber bereit erklärte, der Veranstaltung zu folgen, sofern ich zugelassen würde. Dies wurde von Hrouda ad hoc bewilligt.

Heinsohn und ich beschlossen, das Protokoll – immerhin geht es um ein Hauptseminar für Doktoranden und Post-Docs – nicht zu publizieren, da damals noch Hoffnung bestand, in ein sinnvolleres Gespräch miteinander zu gelangen. Deshalb wurde in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart nur eine bewusst verzerrte Version abgedruckt {*Die Gurkentruppe. Ein mäßig verfremdetes Genrebild aus dem Orientalischen* [VFG 1990 (1) 39-42]}.

Nunmehr wird zur Neuauflage von *Die Sumerer gab es nicht* das ursprüngliche Protokoll in neuer Rechtschreibung wiedergegeben.

Protokoll zum Hauptseminar Hrouda am 1. 2. 1990

Herr Hrouda eröffnet das Hauptseminar, begrüßt die ca. 20 Anwesenden und ruft den Referenten Blaha, der über die „eigenartigen Erkenntnisse“ von Herrn Heinsohn sprechen soll, mit dem Kommentar auf: „Ist ja wohl Quatsch, dass wir’s machen.“

Der Referent beginnt (und endigt) mit Zitaten aus der Rezension in *Archív orientální* [Prag; Rezension durch Blahoslav Hruška; 1989 = 57 (3) 289 ff.]. Er zeigt den Anwesenden das zu diskutierende Buch, damit sie es auch einmal gesehen hätten, und verliest den Werdegang des Autors mit Betonung seiner mangelnden Qualifikation auf dem vorderasiatischen Gebiet samt dessen Eingeständnis, noch nicht einmal die entsprechenden Sprachstudien gemacht zu haben.

Das Referat wird mit beißender Ironie gehalten. Obwohl es sich um ein Hauptseminar mit angekündigtem Thema handelt, kennen die Beteiligten das Thema, sprich das Heinsohn-Buch nicht. Eine einzige Teilnehmerin flicht in der Diskussion ein, dass sie (nur) die Einleitung gelesen habe. Am Schluss gibt der Referent sein Exemplar an Herrn Hrouda mit demonstrativer Abscheu zurück.

Blaha beginnt mit einleitenden Beurteilungen: Dreist geführte Argumentation, verstümmelte Zitate, schlechte Recherchen, schlechte Wiedergaben (aus dem Zusammenhang gerissene Zitate), schlechte Quellenkunde. Besonders bemängelt er, dass der Autor sich so völlig überzeugt von seiner eigenen Meinung gebe, dass nichts anderes daneben stehen bleibe. Dies beweise bereits seine Widmung [„Den Chaldäisten, die sich Sumerologen nennen.“]. Dass er alle anderen Wissenschaftler in Grund und Boden stampfe, ist ihm stark anzukreiden.

Blaha lässt das von Herrn Heinsohn für diese Veranstaltung erstellte Schema austeilen und an die Wand projizieren, erläutert und vergleicht es ganz kurz mit dem geltenden Schema. Er weist darauf hin, dass es in „unserer“ Terminologie nicht Steinzeit, sondern Paläolithikum heiße.

Dann beschäftigt er sich mit der Behauptung, dass die vorderasiatische Chronologie auf Abraham und Sothis-Daten beruhe, wobei er Sothis sofort ausklammert. Blaha vertritt folgende Ansicht: Die assyrischen Eponymenlisten reichen bis -900, weitere Listen bis mindestens ins -14. Jh. und noch viel weiter zurück. Überhaupt greifen derartige Listen so gut ineinander und so weit zurück, dass keinerlei Abrahamdatierung als Synchronismus benötigt werde.

Wie sich in der Diskussion nach dem Referat herausstellt, ist für Herrn Hrouda sicher, dass Abraham gelebt hat, wenn auch nicht mehr im -18., sondern im -14. Jh., „weil wir sonst den Anschluss nach unten nicht kriegen“. Ein anwesender Theologiestudent führt – unter Zustimmung von Herrn Hrouda – aus, dass die fragliche Stelle [Genesis 14] dunkel und ungeheuer schwer zu deuten sei, weil sie späte Einsprengsel enthalte; sie gebe deshalb nichts rechtes für die Datierung her. Aber man sei sich klar darüber, dass Abraham im -2. Jtsd. gelebt habe.

Im weiteren unterzieht der Referent die meisten Punkte von Kapitel A 6 des Sumerer-Buches [¹1988, 68-73] einer beispielgebenden Kritik, wobei er jeweils erst Heinsohns Textpassage zitiert und dann (#) kritisiert, zunächst die fünf Probleme, dann die Verwunderungen von a) bis r).

1) Die eigene Sprache der Martu ist nicht bekannt. Ihre Schrifttafeln sind auf Altbabylonisch geschrieben.

Ihre Sprache ist eben das Altbabylonisch.

2) Die Herkunft der Martu ist unbekannt, wird aber im Nordosten Babylons vermutet.

Das Wort Amurru bedeutet „Westen“ und wird als Herkunftsbezeichnung verstanden.

3) Die Ruinen Maris erscheinen den Archäologen verblüffend gut erhalten.

Bei diesem Kriterium müsste eine Moorleiche auch als sehr jung bezeichnet werden. Nach Heinsohn gilt: „Gut konserviert ist halb datiert“ (Gelächter).

4) Hammurabi der König der vier Weltgegenden ...

Diese Bezeichnung muss nach Referentenmeinung nicht Ägypten und Indien einschließen. Dass er als Angeber gelte, kann den von Heinsohn angegebenen Quellen keineswegs entnommen werden.

5) Das ferne Hanu und Subartu gelten bis heute als nicht gut identifizierbar.

Sie sind auch im -2. Jtsd. gut verortbar, allerdings nennt weder der Referent noch später Herr Hrouda die Verortung. Die von Heinsohn genannten Identifizierungen halten philologischer Überprüfung nicht stand, aber der Autor sei ja sowieso in Sprachfragen nicht kompetent.

a) Das Akkadische der altbabylonischen Zeit ist nicht leicht vom Akkadischen der neobabylonischen Zeit zu unterscheiden.

Rückfragen bei den Herren Edzard und Wilcke ergaben einwandfrei, dass sie doch unterscheidbar seien [was im Buch nicht bestritten worden ist]. Nach seinem Referat schilderte der Referent die Reaktion von Herrn Edzard auf seine Fragen: „Haben sie nichts Dümmeres zu tun?“ Blaha führte aus, dass Herr Edzard im Buch nicht gut wegkomme, weil er häufig zitiert werde. Herr Edzard habe bestätigt, dass Herr Heinsohn ihn vor Jahren einmal angesprochen habe.

b) Hammurabi und Dareios I. verwenden bis in die Satzflöskeln hinein identische Ausdrücke.

In der angegebenen Literatur steht nur: „closely imitating“, ein typisches Beispiel, wie der Autor mit den Quellen umgehe. In der Diskussion fügt Blaha grinsend hinzu, wie der Autor in acht Jahren die Unzahl der angegebenen Quellen gelesen haben wolle, die die Überprüfung sehr erschwerten.

c) Kyros spricht von Martukönigen, obwohl es die Martu seit mehr als 1.000 Jahren nicht mehr geben sollte.

„Kyros spricht natürlich von Mardoi.“

d) Martu und Perser verwenden den Hund als auffälliges Göttersymbol.

Beim Hund scheint Heinsohn die Typologie überhaupt nicht zu beachten.

e) Bereits bei den Martu des frühen -2. Jtsd. finden sich Darstellungen des Pythagoras-Lehrsatzes.

Wie jedermann weiß, brüsten sich zwar die Griechen damit, dass viele Erfindungen erstmals von ihnen gemacht worden sind, aber dies stimmt eben nicht. Die Martu waren bereits so weit.

f) Die Erwähnung von Eisenbergwerken in einem Kontrakt der Hammurabi-zeit kommt 600 Jahre zu früh für den Beginn der Eisenzeit.

Selbstverständlich war im -2. Jtsd. Eisen vorhanden, wurde abgebaut und bearbeitet. Man sollte wissen, dass der Begriff Eisenzeit nur die Zeit meint, in der Eisengebrauch dominiert. Außerdem ist seit Weiner [?; Wiener Bronze?] bekannt, dass Bronzehärtung zu Härtegraden führen kann, die denen des Stahls vergleichbar sind.

g) Die berühmten iranischen Luristanbronzen haben in Mesopotamien „ähnliche Motive“.

Auf die Motive trifft das natürlich zu, nachdem Motive sehr wohl jahrhundertlang verwendet werden können. Wohlweislich hüte sich der Autor, den fälligen Stilvergleich anzuschließen.

h), i), j) mit dem Münzhinweis bleiben unkritisiert, wobei der Referent später darauf hinweist, dass sich der Autor auch noch an Privateigentumsentstehung, Monotheismus und Einführung der Geldwirtschaft versuche (Gekicher). Selbstverständlich gebe es Fundlücken, aber – hier wurde die Argumentation undeutlich – auch Neuerfindung von Geld sei nicht auszuschließen.

k) Kleine Kriegerstatue mit Kopfbedeckung und Kinnschutz.

Heinsohn sieht zwar eine Ähnlichkeit, aber er übersieht den merkwürdigen Lappen, der die persischen [?] Krieger wie Schlümpfe aussehen lässt.

l) Die Bautätigkeit ist in Eridu bereits im frühen -2. Jtsd. zum Abschluss gekommen.

In den Mounds 4 und 5 finden sich sehr wohl jüngere Schichten.

m), n), o) Gilgameschepos.

Nur ein erneuter Hinweis auf mangelnde Sprachkenntnisse Heinsohns.

p) Bereits im frühen -2. Jtsd. sind von Ägypten bis Kleinasien Arier anzutreffen.

Selbstverständlich weiß die Wissenschaft über die frühen Arier Bescheid. Die einschlägige Quelle – Kammenhuber: *Die Arier im Vorderen Orient*, insbesondere S. 233-245 – sei allgemein bekannt.

q) Musiknotation: „Hat sich dieses Bild sensationell verändert und die klassischen Altertumswissenschaftler einmal mehr zutiefst erschüttert“ (Beim Vorlesen Heiterkeit).

„Da muss ich Herrn Heinsohn seine Verwunderung lassen.“

r) Die Sichelschwerter treten in der 1.500 Jahre späteren Achämenidenzeit wieder hervor.

Sichelschwerter des -13. Jh. sind bekannt, etwa von Adad-nirari. Die einschlägige Quelle ist Wolfgang Müller: *Der Waffenfund in Balâta Siche...* (1987; ein großformatiges Buch wird vom Referenten vorgewiesen).

Der Referent sieht aufgrund der vorgebrachten Heinsohn-Argumenten und seinen Widerlegungen überhaupt keinen Grund, die geltende Datierung in Zweifel zu ziehen. So wie dieser [sechsstufige] Abschnitt sei das gesamte Buch. „Beim ersten Durchlesen mache es ja vielleicht noch Spaß, aber beim zweiten Durcharbeiten ...“

Nun wird S. 152 des Buches mit den Identifizierungen projiziert. Der Referent spottet, dass die meisten Namen philologisch gesehen niemals ähnlich sein könnten, allenfalls bei den Sargons könnten Laien eine Identität vermuten (Zustimmende Heiterkeit). Überhaupt nicht von Heinsohn beachtet worden sind die ganz unterschiedlichen Götterattribute wie etwa bei Nabonid und Ibbi-Sin.

Dann geht Blaha auf die Schichtenproblematik und auf Heinsohns Forderung nach einem einzigen Tell mit mindestens acht Schichten ein.

Er weist darauf hin, dass es auch genüge, zwei Schichten zu finden, die anders liegen als in Heinsohns Schema angegeben. Z.B. liegen in Isin (wo das Münchener Institut gräbt) kassitische über altbabylonischen Schichten, woran bereits sämtliche Schlussfolgerungen von Heinsohn scheitern. In der Diskussion erwähnt Hrouda, dass in Nippur eigentlich eine komplette Schichtenfolge vorhanden sei.

Herr Hrouda ergänzt, dass es dann auch Schichten geben müsste, in denen etwa Altbabylonisches und Persisches beieinander liegen müssten; die gebe es aber nicht.

Blaha führt weiter aus, dass auch die Keramik gegen Heinsohn spreche: Nuzi-Keramik sei an die Kassiten gebunden, und Habur-Keramik sei an Altbabylonische gebunden. Sie liegen aber für Heinsohn in der falschen Reihenfolge.

Dann macht Blaha einen Stilvergleich mittels Glyptik. Er demonstrierte per Projektor den Übergang von Akkadisch zum kassitischen Stil bei Siegelzylindern. Er verweist darauf, dass eine klare Entwicklungslinie zu erkennen sei, was Personenanzahl, zunehmende Textmenge, überlängte und wieder gestauchte Personendarstellungen angehe. Heinsohn zerschlage diesen klaren Entwicklungsgang. Es sei also nichts mit seinen Thesen zu gewinnen, sondern nur zu zerstören, wie dies auch in *Archív orientální* zu lesen war.

Blaha weist darauf hin, dass die angeblich fehlenden jüngeren Schichten sehr wohl in Mesopotamien vorhanden seien und spricht von einem Survey von Adams, der orographisch rechts vom Euphrat zahlreiche Fundstellen mit jungen Schichten zeigt, die aber eben bislang niemand ausgraben wollte. Adams Karte wird projiziert.

Zum Schluss zitiert Blaha noch einmal aus der *Archív orientální*-Kritik und bemerkte in der Diskussion, dass er einen „Haufen Mist“ vorgesetzt bekommen habe.

Die Diskussion geht auf wesentliche Punkte ein:

- Warum schreibt ein (fachfremder) Professor so etwas? Ist er so überzeugt davon, obwohl es so schlecht ist? Oder ist es ein merkantiles Motiv? Weil er auch in Staatsökonomie promoviert ist und das Buch, bei einem Preis von 42,- DM, bereits in der 2. Auflage sei [ein Irrtum], dürfte dies nach Meinung von Blaha die naheliegendste Deutung sein. Nicht auszuschließen sei schließlich Wichtigmacherei.

- Wo sind Rezensionen erschienen? Außer in *Archív orientální* nur in der *taz*, die man ja kenne, woran sich eine erste Klage gegen den Journalismus anschließt. Herr Hrouda berichtet, dass in der *ZEIT* eine Rezension erscheinen werde; der Rezensent habe ihn darauf angesprochen, was er, Hrouda, davon halte, und er hätte natürlich geantwortet: „Kritisieren Sie es doch selbst!“ So seien eben die Journalisten.

Blaha ergänzt, Herr Heinsohn gestehe ein, dass nur drei Fachgelehrte, davon zwei ohne Namensnennung, ihm geantwortet haben. Die Runde bekäme vielleicht die Ehre, in der Neuauflage auch genannt zu werden.

Eine Diskussionsteilnehmerin wirft ein, dass sie die Betroffenheit der Versammelten über eine solche Publikation spüre und sich deshalb frage, ob man solche Publikationen nicht verbieten könne, etwa dergestalt, dass nur ausgewiesene Fachleute so ein Buch schreiben dürften. Darauf wird von den Kehrseiten der Pressefreiheit gesprochen und vom Publikum, das eben solche Lektüre, genauso wie die von Däniken, einfach kaufen wolle.

- Die Frage, in welchem Verlag das Buch erschienen sei, wird mit *Scarabäus* beantwortet [eigentlich Eichborn], der auch Bücher wie *Bananenrepublik und Gurkentruppe*, *Trautes Heim* oder *Der Alpenförster* herausbringe (Großes Gelächter).

- Herr Hrouda bedauert, dass Politiker über Lehrpläne in der philosophischen Fakultät entscheiden, die keine Ahnung von der Sache haben. Das wäre gravierender als ein solches Buch.

- Im übrigen dankt Herr Hrouda Herrn Heinsohn, dass er alles Material bereitwillig zur Verfügung gestellt habe und auch seine Thesen hier vertreten hätte (Zwischenruf im Sinne von „Das soll er sich und uns ersparen“). Herr Hrouda sagt daraufhin, dass er Heinsohn deshalb auch abgeraten habe zu kommen. Er habe aber Herr Heinsohn eine Antwort versprochen und nun das Problem, „wie sollen wir's ihm sagen“. Herr Heinsohn würde dann wohl darauf antworten, denn er schreibe recht viel [dem Sinne nach wiedergegebene Aussage].

- Herr Hrouda wirft die Frage auf: Wie soll man mit so einem Buch umgehen? Es koste furchtbar viel Zeit, es zu widerlegen, außerdem könne man so etwas kaum widerlegen, so wenig wie Däniken. Der Vorschlag, ein anderes Buch zu schreiben, kann von Herrn Hrouda nicht befolgt werden: „Wir können kein besseres Buch schreiben.“ Das brauche zwei Freisemester, und nach denen ist man als Wissenschaftler vollkommen draußen, wenn man überhaupt einer gewesen ist. Das sei dasselbe wie mit der Politikerproblematik: Wenn man seine Ansprüche selbst vertreten wolle, komme man zu nichts anderem mehr, dann sei die Forschung vorbei.

- Herr Hrouda spricht noch einmal (entschuldigend) davon, dass er das Hermeneutische Seminar mit einem derartigen Thema behelligt habe, aber „wenn man von allen Seiten bombardiert wird, was denn nun dran sei, dann setzt man es halt auf die Tagesordnung.“ Das nächste Mal gehe es wieder richtig im Stoff weiter, mit Hermeneutik an Siegeln.

*

Nachzutragen ist, dass B. Hrouda, geb. 1929, heute laut *Wikipedia* als Doyen seines Faches gilt. Chr. Blaha erwarb seinen *Magister Artium der Vorderasiatischen Archäologie*, lernte danach Castros Kuba schätzen, schulte auf Reiseverkehrskaufmann um und arbeitet heute als Productmanager für Kuba.

Weitere persönliche Begegnungen mit Assyriologen, Vorderasiatischen Archäologen und Glyptikern schildert Gunnar Heinsohn im Vorwort der Neuauflage zu *Die Sumerer gab es nicht*.

Zwischen Echnaton und Kambyses (II)

(Aegyptiaca VII/2)

Klaus Weissgerber

„Dieser gebräuchlicher Name, der auf verschiedene Weise geschrieben wurde, stand für Ramses II. und für Ramses III.“ [Rohl 195]

Abstract: In diesem Beitrag zur Geschichte und Chronologie Ägyptens analysiere ich die Herrscherabfolge von Ramses I. bis II., wobei ich in Übereinstimmung mit Velikovsky Ramses II. mit Necho II. und die Schlacht von Kadesch mit der von Karkemisch identifiziere, aber abweichend von ihm die Ansicht vertrete, dass der spätere Friedensvertrag zwischen Ägyptern und Hethitern/Neubabyloniern nicht von Ramses II., sondern vom III. abgeschlossen wurde. Weiterhin stelle ich auch andere konventionelle Dogmen, wie die Zuverlässigkeit der Mumien-Zuordnungen und der Stelen-Datierungen im Serapeum in Frage.

Die derzeitige konventionelle Herrscherabfolge

Konventionelle Ägyptologen vertreten zwei verschiedene Versionen der Chronologie des Neuen Reiches, die um zehn Jahre differieren. Ich gebe hier die Daten der vorherrschenden „längeren Chronologie“ wieder und setze die Pharaonen, die nach meiner Auffassung identisch waren, in eine Zeile, um auch optisch die Übersicht zu erleichtern. .

19. Dynastie

Name	Reg.zeit	Jahre
Ramses I.	1306–1304	2
Sethos I.	1304–1290	14
Ramses II.	1290–1224	66
Merenptah	1224–1205	19
Sethos II.	1205–1198	7
Siptah/Thuoris	1198–1190	8

26. Dynastie

Name	Reg.zeit	Jahre
Necho I.	672–664	8
Psammetich I.	664–610	54
Necho II.	610–595	15
Psammetich II.	595–589	6
Apries	589–570	19

20. Dynastie

Sethnacht	1190–1188	2
Ramses III.	1188–1155	33
Ramses IV.	1155–1148	7
R. V. – R. XI.	1148–1074	74
21. – 25. Dyn.	1074– 656	418

Noch 26. Dynastie

Amasis	570–526	44
Psammetich III.	526–525	½

[Matz 2001, 16-18; Eder/Renger 2004, 39-44].

Zur Identität der 19. und 26. Dynastie

Nach grundlegenden stratigraphischen Untersuchungen sind Heinsohn und Illig zu dem Ergebnis gekommen, dass Echnaton in die Mitte des -6. Jhs. zu datieren ist. Ich habe mich dieser Erkenntnis angeschlossen, vertrete aber die Auffassung, dass die ägyptische Geschichte bis Amasis in die vorpersische Zeit fällt; die Eroberung Ägyptens habe ich, wegen der Kürzung der Achämenidenzeit, von -525 auf ca. -450 datiert. Um die reale ägyptische Geschichte nach Ramses I. zu rekonstruieren, ist es nach meiner Überzeugung unerlässlich, von der Identität der 19. und 26. Dynastie auszugehen. Diese wurde erstmals von Velikovsky erkannt und begründet. Ich habe mich seiner Grundthese angeschlossen, was nicht ausschließt, dass ich alle seine Identifikationen, vor allem die des Merenptah und des Ramses III., und schon gar nicht seine konkreten chronologischen Annahmen, akzeptiere.

Velikovsky hat in seinem 'Ramses-Buch' [1983a, 13-52] auf die auffallende Ähnlichkeit der Biographien von Ramses II. und Necho II. hingewiesen. Überzeugend ist und bleibt vor allem sein detaillierter Nachweis der Identität

- der Schlacht von Kadesch (konv. -1285) zwischen den „Hethitern“ unter Muwatalli II. und Chattuschili III. und den Ägyptern unter Ramses II.
- und der Schlacht bei Karkemisch (konv. -605) zwischen den „Neubabyloniern“ unter Nebukadnezar II. und den Ägyptern unter Necho II.

Betonen möchte ich, dass Velikovsky sich stets bemühte, seine Argumente auch archäologisch zu begründen. Obwohl er irrtümlich annahm, dass Ramses III. mit Nektanebos I. (20. Dyn.) identisch war, wies er nach, dass dieser nicht um -1180, sondern etwa in der Mitte des -1. Jtsds. gelebt haben muss. Er wies auf den Palast Ramses' III. in Tell el-Jehudijeh hin, den Edouard Naville ausgegraben hatte. Obwohl die dortigen Kacheln hieroglyphisch beschriftet sind und auch den Namen des Pharaos nannten, standen auf ihrer Rückseite griechische Buchstaben, die ihre offensichtlich griechischen Hersteller hinterlassen hatten [Velikovsky 1983b, 22-30]!

War eine Verdopplung von Dynastien möglich?

Natürlich steht sich die Frage, wie es in der Geschichtsschreibung zur Verdopplung der 19. Dynastie kommen konnte. Ich sehe den Grund darin, dass die Pharaonen nach- und nebeneinander verschiedene Eigen- und Thronnamen führten, wie Beckerath in seinem *Handbuch der ägyptischen Königsnamen* [1984] nachgewiesen hat und wie es auch im damaligen Vorderasien üblich war. Spätere Historiker (wohl der Ptolemäerzeit) haben nicht mehr die Identität dieser Herrscher erkannt und konstruierten eine 26. Dynastie, der sie alle Herrscher zuordneten, die Herodot genannt hatte, nicht aber die durch Inschriften verbürgten.

Ramessiden der 19. und frühen 20. Dynastie

Allgemein wird jedoch angenommen, dass gesicherte ägyptische Überlieferungen vorlagen, die solche 'Manipulationen' ausschließen. Dass dies nicht der Fall war, hat schon Flavius Josephus in seiner Schrift *Gegen Apion* [I:27] dargelegt. Er betonte, dass die Angaben der Schriftsteller, die über die ägyptische Herrscherabfolge schrieben, „sehr voneinander abweichen“. Josephus hat versucht, gestützt auf Manetho, einen logisch erscheinenden Geschichtsablauf darzustellen. Heute wissen wir, dass auch er die Herrscherabfolge der Ramessiden verdoppelt wiedergab. Helck [1956, 39, 41 ff.] hat in einer umfassenden Analyse bewiesen, dass diese Verdopplung, die in allen überlieferten Manetho-Listen auftritt, schon im Urtext des verschollenen Manetho-Werkes enthalten gewesen sein muss.

Josephus [I:15] nannte zunächst folgende Herrscherabfolge: Armais (= Haremhab; 4:1 Jahre), Ramesses (1:4 Jahre), Armesses (Sohn des Miammos; 66:2 Jahre) und schließlich „Sethosis“, der auch „Ramesses“ oder „Aigyptos“ genannt wurde und Bruder des Armais (mit Beinamen Danaos) war. An anderer Stelle [I:26] setzte er diese Abfolge fort: Zuerst nannte er „Setho“ mit Beinamen „Aigyptos“, der seinen Bruder „Harmais“ (mit Beinamen Danaos) vertrieb und 59 Jahre herrschte: „Hierauf regierte sein ältester Sohn Rampses 66 Jahre lang.“ Josephus berichtete weiter, dass Manetho danach noch einen König Amenophis „eingeschoben“ habe, der Sohn des Rampses gewesen sei und von einem Osarsiph nach Aithiopien vertrieben wurde, aber nach 13 Jahren siegreich zurückkehrte. Josephus merkte an, dass dieser Amenophis von Manetho erfunden wurde, nannte selbst aber keine weiteren ägyptischen Herrscher.

Entsprechend nannten Africanus und Eusebios in ihrer Aufzählung der Herrscher der 18. Dynastie nach Armais noch die Herrscher Ramesses und Amenophis [Helck 1956, 39], während Africanus für die 19. Dynastie nacheinander als Herrscher Sethos, Rapsakes, Ramesses, Amenephtes, Ramesses und Thuoris, Eusebius dagegen Sethos, Rampses, Ammenephtis, Ammenemes und Thuoris angab [a.a.O., 43].

Auf eine Darstellung der mehrmaligen Vervielfachungen der Herrscher der 19. und 26. Dynastie im Sothis-Buch möchte ich hier verzichten [vgl. Helck 42-44; Illig 1998, 28].

Auf ähnliche Weise muss auch die Verdopplung der 19. und 26. Dynastie durch Manetho erfolgt sein. Glücklicherweise haben die Pharaonen Inschriften hinterlassen, die es möglich machen, die wirkliche Geschichte Ägyptens, ohne Rücksicht auf Manetho, zu rekonstruieren.

Das Fehlen von Denkmälern und Mumien

Die Konstruktion der 26. Dynastie führte zu dem eigenartigen Ergebnis, dass nur wenige Denkmäler gefunden wurden, die einem Herrscher der 26. Dynastie zugeordnet werden können, obwohl Herodot von einer regen Bautätigkeit dieser Pharaonen schrieb. So konnte Arnold [1996, 190] nur Apries und Amasis in abgelegenen Oasen (El-Qasr und Ain el-Muftikka) Kapellen zuordnen und ansonsten über Denkmäler dieser beiden Herrscher nur vage Vermutungen äußern. Ein Naos in Mendes wurde von Archäologen nur auf der Grundlage älterer Berichte nach Amasis genannt [a.a.O. 215]; über Denkmäler anderer Herrscher der 26. Dynastie wusste er nichts zu berichten. Zeller [2002, 621] erwähnte zwar, unter Bezugnahme auf Arnold [103] „säitische Krypten“ in El-Kab, ohne zu erklären, wie er zu dieser Kennzeichnung kam, da ansonsten keine „säitischen“ Bauten mit Krypten bekannt sind. Tatsächlich gebrauchte Arnold [korrekt 104] diesen Begriff nicht und schrieb schlicht über „Krypten“ im (nicht neben) dem Sanktuar des Dareios I. Weiter fällt auf, dass von keinem einzigen Herrscher der 26. Dynastie eine Mumie gefunden wurde, während die Mumien fast aller Herrscher der 19. und 20. Dynastie entdeckt und identifiziert werden konnten [vgl. Reeves/Wilkinson 194-207].

Herodot, der in der Perserzeit lebte, berief sich bekanntlich auf mehrere, voneinander unabhängige Quellen. So ist es möglich, schon beim Studium seiner *Historien* den Anfangsprozess der Verdopplung zu erkennen, was am Beispiel des Psammetich I. (= Sethos I.) besonders deutlich wird. Herodot [II:137] schilderte zunächst eingehend die Eroberungen des ägyptischen Herrschers Sabakos (Schabaka), der den blinden König Anysis vertrieb, der, wie ich schon darlegte [Aeg. VII/1, 583], nur mit Ramses I. identisch gewesen sein konnte und den Herodot an anderer Stelle [II:152] auch Nekos nannte. Nachfolger des vertriebenen Anysis wurde nach den *Historien* [II:141] der „Priester Sethos“, Nachfolger des ebenfalls von Sabakos vertriebenen Nekos dessen Sohn Psammetichos [II:152]! Aus den Berichten Herodots ist somit schon die Identität von Sethos I. und Psammetich I. zu erkennen, wenn man diese aufmerksam liest!

Wo lag Saïs?

Dass keine Mumien der Herrscher der 16. Dynastie gefunden wurden, wird von konventionellen Historikern damit begründet, dass diese in der Königstadt Saïs, also nicht im Tal der Könige bei Theben, bestattet wurden. Allgemein wird angenommen, dass Saïs im unterägyptischen Deltagebiet lag. Seit Lepsius wird das heutige Sa el-Hagar mit Saïs identifiziert; dort wurden allerdings bis heute keine Mumie und auch sonst keine eindeutige Überreste der „Saïtenzeit“ gefunden. Arnold [218] konnte lediglich schreiben:

„Im vergangenen Jahrhundert lagen bei Sa el-Hagar gewaltige, von einer noch 15 Meter hoch anstehenden Ziegelmauer umgebene Schuttberge. In ihnen sah man die Reste des antiken Saïs. Auch diese Schuttberge sind heute völlig abgetragen. Nur wenige Gesteinstrümmer liegen in einer sumpfigen Niederung, und kein Archäologe hat je ernsthafte Grabungen an diesem Ort angestellt. Dennoch kamen hier immer wieder Statuen, Stelen, Naoi und Sarkophage zutage.“

Arnold [219] erwähnte nebenbei, dass „der“ Sarkophag des Psammetich II. gefunden wurde, ohne den Fundort oder die konkrete Inschrift anzugeben. Weder Kienitz noch Clayton und Schneider, die alle Nachrichten über diesen Herrscher auflisteten, erwähnten diesen Sarkophag. Psamtek dürfte damals ein verbreiteter Name gewesen sein. Vielleicht gab es einen Beamten mit diesem Namen; Kienitz [1953, 155 f.] erwähnte allein aus der Zeit des Amasis die Grabstelen eines Priesters und eines anderen Psammetich. Manetho-Exzerptoren erwähnten auch den libyschen „Herrscher“ Psammus (23. Dynastie).

Velikovskij [1983a, 232-234] wollte das Saïs-Problem dadurch lösen, dass er „Saïs“ mit Tanis identifizierte, das in der Literatur seltsamerweise auch „Sa el-Hagar“ genannt wird [z. B. Arnold 212-214]. Rohl [65-86] schrieb dagegen „San el-Hagar.“ Hier wurden aber nur Paläste und Obelisken der nach meiner Überzeugung viel späteren Lokalfürsten der 21. und 22. Dynastie gefunden [Arnold u. Rohl: ebd.]. M. E. zutreffend schrieb Zeller [2003, 259]:

„Saïs (Sau) und Tanis (Djanet) waren im Übrigen die Hauptstädte des 5. und 19. unterägyptischen Gaues (Gaulisten in ptolemäischen Tempeln überliefert), müssen also schon deshalb verschiedene Städte sein.“

Velikovskij hat seine eigene Konzeption nicht bis zu Ende durchdacht. Wenn die Herrscher der 19. und der 26. Dynastie identisch waren, so mussten es natürlich auch ihre Mumien sein: Die Mumien der Herrscher der 19. Dynastie wurden aber bei Theben bestattet! Mit anderen Worten: Theben muss somit mit dem herodotschen Saïs identisch gewesen sein! Meines Wissens ist noch kein Velikovskijaner zu dieser Erkenntnis gekommen.

Herodot sprach stets nur von „Saïs in Ägypten“ [II:28]; nirgends ist bei ihm davon die Rede, dass dieses Saïs im unterägyptischen Delta lag. Über den Palast des Apries schrieb er:

„Sein Königspalast liegt in der Stadt Sais und ist groß und anschauungswürdig“ [II:163].

Dort residierte nach seiner Niederlage auch sein Nachfolger Amasis:

„Und nun war er geschlagen und gefangen genommen worden und wurde nach Sais geführt und in seine alte Königsburg, in der jetzt Amasis schaltete“ [II:169].

„Er wurde erdrosselt und dann in der Gruft seiner Väter bestattet. Diese Grabkammern befanden sich im Heiligtum der Athena, ganz nahe dem Tempelhausa, wenn man hineintritt, linker Hand. In Sais wurden alle Könige, die aus der Dynastie von Sais stammten, innerhalb des Heiligtums begraben. Auch das Grabmal des Amasis befindet sich im Hof dieses Heiligtums, wenn auch weiter von dem Tempel entfernt als das des Apries und seiner Vorfahren. Es ist eine große steinerne Halle mit Säulen in Form von Palmen und sonstigem Schmuck ausgestattet. Diese Halle wird durch zwei Portale abgeschlossen, und in ihr steht der Sarg“ [II:169].

Der Herausgeber meiner Herodot-Ausgabe, H. W. Haussig, wies in einer Anmerkung [258] darauf hin, dass Herodot selbstverständlich nur den Empfangsraum des Grabes sehen konnte, in das die Opfergaben gestellt wurden. Die Schilderung der Lage der Grabkammern durch Herodot ist durchaus zu vereinbaren mit der Lage derselben im Tal der Könige.

Arnold [218] zitierte diese Herodot-Passage, wenn auch in einer anderen Übersetzung. Bezeichnend für seine Arbeitsweise ist, dass er stillschweigend, ohne Kennzeichnung, in allen Herodot-Zitaten, die er anführte, den Namen der Athena durch den der unterägyptischen Göttin Neith ersetzte, also Zitatenfälschung beging. Von einer Göttin Neith ist bei Herodot jedoch nirgends die Rede. Hermann Kees [1958, 155] verwies darauf, dass in Theben zur Zeit der 19. Dynastie als neue Göttin „Ahmes-Nofretere“ verehrt wurde, die als Schutzheilige der Totenstadt galt. Ihre Abbildungen befinden sich in allen Totentempeln dieser Zeit, vom Karnak-Tempel des Sethos I. über das Ramesseum bis Medinet Habu, dem Totentempel des Ramses III., den ich mit Amasis gleichsetze. Das Grab des Ramses III. (KV 11) war, wie sich aus mehreren Berichten ergibt, in hellenistisch-römischer Zeit zumindest in seinen äußeren Bereichen zugänglich. Die Beschreibung desselben durch Reeves-Wilkinson [159 ff.] entspricht der Beschreibung des Grabes des Amasis durch Herodot. Besonders aufschlussreich ist auch dessen Schilderung [II:175] der Bautätigkeit des Amasis:

„So baute er der Athena in Sais eine ganz wunderbare Vorhalle, die an Höhe und Macht, an Größe und Schönheit der Steine alle anderen weit übertrifft. Ferner ließ er große Kolossalbilder und männliche Sphinxen aufstellen und auch für andere Werke riesige Steinblöcke zur Bearbeitung herbeischaffen. Einige wurden aus den Steinbrüchen bei Memphis herbeigebracht, die ganz großen aber von Elephantine, das zwanzig Tagesfahrten von Sais stromaufwärts liegt.“

Die größeren Steinblöcke wurden somit vom näheren Elephantine (= das heutige Assuan im Süden) herantransportiert. „Sais“ muss deshalb zwischen Memphis und Elephantine, aber näher zur letzteren Stadt gelegen haben: An

anderer Stelle schrieb er: „Von Theben bis nach der Stadt hinauf, die Elephantine heißt, sind es kaum noch 1800 Stadien.“ [II:9]

Dem Herausgeber meiner Herodot-Ausgabe, der anerkennen musste, dass sich Herodot auf ägyptische Fahrtenbücher stützte, fiel in seiner dogmatischen Verklemmtheit zu allen zitierten Entfernungsangaben nur der Satz ein: „Nichtsdestowenig sind seine Entfernungsangaben unrichtig“ [651, Anm. 11].

Meine Entdeckung der Identität des herodotschen Sais mit Theben mag manchen Leser befremden. Es ist eben schwer, sich von einem alten Dogma zu trennen, zumal dieses bis jetzt noch von keinem Ägyptologen angezweifelt wurde. Mir erscheint es jedenfalls logisch, dass die Herrscher von Psammethich bis Amasis in der alten Hauptstadt Theben und nicht im peripheren Deltagebiet residierten. Hier befinden sich die Paläste, Tempel und Grabstätten der realen Herrscher der 19. = 26. Dynastie. Die Suche nach „säitischen Grabstätten“ im Deltagebiet wird deshalb nach meiner Überzeugung auch stets erfolglos bleiben. Meine These schließt natürlich nicht aus, dass sich auch in Memphis und im Deltagebiet („Ramses-Stadt“) Paläste dieser Herrscher befanden. Dies ist aber eine andere Frage.

Zu Zellers Velikovsky-Kritik

Manfred Zeller, bekannt als engagierter und intelligenter Vorkämpfer der Chronologiekritik, hat sich in seiner Beitragsserie „Alles immer jünger“ entschieden gegen die Identität der 19. und 26. Dynastie ausgesprochen. Ich kann diesen Beitrag nicht schreiben, ohne mich mit seinen Argumenten auseinanderzusetzen, möchte aber vorab betonen, dass Zeller trotz dieser Grundthese zu vielen wichtigen Problemen der ägyptischen Geschichte die gleiche Auffassung wie ich vertritt.

Ein Hauptanliegen Zellers bestand darin, nachzuweisen, dass die Herrscher der libyschen 21. und 22. Dynastie *nach* der 20. Dynastie regiert hatten [2002, 619 ff; 2003, 252 ff.]. Diese Auffassung hatte ich stets vertreten [*Aeg.* III, 216ff.; *Aeg.* VII/1, 585 ff.]. Zeller polemisierte zu Recht vor allem gegen Ralf Radke. Dieser hat jedoch inzwischen seine Meinung geändert und hat vor allen Teilnehmern unserer Erfurter Tagung (2003) sich grundsätzlich zu meiner ägyptischen Konzeption bekannt.

Thomas Völker [1997] hat recht oberflächlich versucht, die Herrscher der 18. Dynastie mit denen der 26. Dynastie gleichzusetzen. Diese These steht in krassem Gegensatz zu meiner Konzeption; ich lehne sie (nicht nur deshalb) entschieden ab [*Aeg.* VII/1, 561]. Zeller [2003, 252] vertrat in seiner Beitragsserie die gleiche Auffassung.

Velikovsky [1983b, 40-44] hatte in seinem ‘Seevölker-Buch’ auf den persischen Satrapen Arsames hingewiesen, der Ramses III. (für ihn Nektanebos I.)

vorausgegangen sein soll. Nachdem Heinsohn in seinem Buch *Assyrikerkönige gleich Perserherrscher!* [1996] in Erwägung zog, Kambyses mit Schalmaneser (Salmanassar) I. zu identifizieren, versuchten einige Autoren, Ramses II. mit dem Satrapen Arsames gleichzusetzen. In seiner Beitragsserie hat sich Zeller [2003, 253] entschieden hiergegen ausgesprochen:

„Überlegungen hierzu finden sich in G. Heinsohns Kommentar [1/01] zu P. Winzellers Artikel. Ich möchte hier anfügen, dass ich es nicht für bewiesen halte, dass Ramses II. in der ersten Perserzeit regiert hat, z. B. als Satrap Arsames (Rshama). Ich wüsste auch nicht, wie man die Kriege zwischen Ramses II. und den Hethitern in der Zeit Artaxerxes' I. unterbringen sollte. Mir scheint, dass Chronologierevision süchtig machen kann.“

Von Anfang an habe ich die These Velikovskys abgelehnt, dass die 20. Dynastie nicht unmittelbar der 19. gefolgt sei und dass Ramses III. mit Nektanebos I. (30. Dyn.) identisch war. Ich trat stets für die Identität der beiden Usurpatoren Ramses III. (20. Dyn.) und Amasis (26. Dyn.) ein [Aeg. I :259-261] und werde diese These auch in diesem Beitrag weiter begründen. Schon die zeitgenössische Inschrift des Ramses III. in Medinet Habu beweist, dass die Pharaonen

Sethos I.,
Ramses II.,
Merenptah,
Sethos II.,
Sethnacht und
Ramses III.

unmittelbar aufeinander gefolgt sind [Beckerath 1997, 27 f.]. Zeller wandte sich mit harten Worten gegen den genannten Irrtum Velikovskys und seiner dogmatischen Anhänger [Website CIAS]. So schrieb er [2003, 271]:

„Im Folgenden ist zu zeigen, dass die 20. Dynastie archäologisch unmittelbar an die 19. anschließt und dass den chronologischen Verwirrungen velikovskianischer Art und Weise keine Beachtung geschenkt werden sollte.“

Dieser Satz entspricht durchaus dem archäologischen Befund; seine Tendenz kann aber nicht hingenommen werden, da das Kind mit dem Bad ausgeschüttet wird: Ich stehe zu Velikovskys Erkenntnis, dass die 19. und die 26. Dyn. identisch waren, habe aber auch stets gegen seine Irrtümer angekämpft. Deshalb lasse ich mich aber auch nicht indirekt als „chronologisch verwirrt“ bezeichnen. Dass er auch mich meinte, kam besonders deutlich in der Schlussbemerkung seiner Beitragsserie zum Ausdruck, in der er mir Gleichsetzungen von Herrschern der späten Bronzezeit und der entwickelten Eisenzeit vorwarf [2005, 556]. Ich antwortete hierauf in meinem

Beitrag „Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten“ [*Aeg.* VI], indem ich auf die reale Entwicklung der Metallurgie-Technik hinwies. Meine Beiträge beruhen auf den archäologischen und technikgeschichtlichen Erkenntnissen Heinsohns und Illigs; z. B. auf ihren Erkenntnissen über die Entwicklung der Gewölbe-Bautechnik [H/I 88-92] und des Schiffsbaus [H/I 418] in Ägypten. Ihre Schlussfolgerung [H/I 457] bestand darin, dass sowohl die Echnaton-Zeit wie auch die 19. und natürlich auch die späte 26. Dynastie schon zur Eisenzeit gehörten; die Konzeption der Identität der 19. und 26. Dyn. widerspricht somit nicht dieser grundlegenden Feststellung!

Nach Herodot ging die späte 26. Dynastie unmittelbar der Perserzeit voraus. Dies wurde von Zeller akzeptiert:

„Nicht vergessen darf man den Naophor des Beamten Udjahorresnet mit seiner Biographie, nach der er unter Amasis, Kambyses und Dareios I. tätig war“ [2002, 621].

Allerdings hatte ich schon in *Aeg.* III [220] auf diese Inschrift wie auch auf die des Chnemibre, die diese Abfolge bestätigt, hingewiesen. Zeller erkannte auch die Gleichzeitigkeit der 25. (aithiopischen) und der frühen 26. Dynastie (Sabakos, Nitokris I. und Psammetich I.), die inschriftlich feststeht [vgl. *Aeg.* III, 213-215; *Aeg.* VII/1, 583 ff.], kam jedoch zu einer seltsamen Schlussfolgerung:

„So zeigt sich, dass die 25. und 26. Dyn. richtig zueinander angeordnet sind und außerdem jünger als die 19. Dyn. sind“ [2002, 621].

Dieser Satz steht in Gegensatz zu seiner im gleichen Beitrag begründeten Erkenntnis, dass die 26. Dynastie mit Amasis unmittelbar der Perserzeit vorausging und lässt offen, wie die 19. Dynastie nach Zellers Ansicht zeitlich einzuordnen ist, da sie auch der Perser- oder Ptolemäerzeit nicht angehört haben soll. Entschieden lehnte er jedoch die nahe liegende Identität der 19. mit der 26. Dynastie ab:

„Die Vorstellung Velikovskys, dass die 26. Dynastie durch die 19. Dynastie zu ersetzen sei, gebiert Hirngespinnste in der Beurteilung archäologischer Schichten“ [2003, 260].

Dieser Satz steht im Widerspruch zur realen stratigraphischen Fundsituation. Ich möchte hier vorab nur auf die Feststellung Heinsohns [H/I 288] hinweisen, dass im Ibis-Friedhof von Saqqara eine Schreintür des Amasis zusammen mit einer Glasskulptur aus der späten 19. Dynastie gefunden wurde. Trotzdem ignorierte Zeller in seiner Beitragsserie die von mir seit 1996 vertretene Identität von Ramses III. und Amasis. Diese ablehnende Haltung führte dazu, dass er sogar anerkennende Worte für Velikovskys Gleichsetzung von Ramses III. und Nektanebos I. in dessen 'Seevölkerbuch' fand [2003, 281], obwohl er im gleichen Beitrag einige Seiten vorher Velikovsky hart verurteilt hatte und entschieden für die unmittelbare Aufeinanderfolge der 19. und 20. Dynastie

eingetreten war. Immerhin räumte er ein, dass er „den archäologischen Beweis“ für diese Gleichsetzung „zur Zeit nicht erkennen“ kann [ebd.].

Zeller ging auch auf die Apis-Stelen des Serapeum in Saqqara ein, ohne zu erwähnen, wie zweifelhaft die ursprünglichen Standpunkte und die Lesungen der Inschriften dieser Stelen sind. Er verwies besonders auf eine von ihm nicht näher bezeichnete Stele, aus deren Inschrift sich ergibt, dass ein Apis-Stier im 16. Jahr Nechos II. geboren, im 1. Jahr Psamteks II. geweiht und im 12. Jahr des Apries gestorben und beigesetzt sei. Seine Schlussfolgerung:

„Velikovskianer sollten solche Daten endlich zur Kenntnis nehmen und aufhören, Ramses II. mit Necho II. zu identifizieren. Oder werden Apis-Stiere über 50 Jahre alt?“ [2005, 549].

Diese Inschrift [Louvre 240] war mir schon vor Abfassung meines ersten Ägypten-Beitrages bekannt. Sie wurde in dem Standardwerk von Kienitz [1953, 155, Nr. 2], das ich auch im Literaturverzeichnis von *Aeg. I* [268] erwähnte, genannt. Velikovsky [1983a, 246] vertrat tatsächlich die Ansicht, dass Ramses II./Necho II. 30 Jahre allein regiert hat. Wie ich noch begründen werde, lehne ich diese These ab und trete, natürlich nach gründlichen Studien und konzeptionellen Überlegungen, für eine wesentlich kürzere Regierungszeit des Necho II. ein. (Allerdings habe ich Zweifel an der Zuverlässigkeit der Apis-Datierungen.) Zeller tritt anscheinend, soweit es um den Alten Orient geht, nur für eine gemäßigte Zeitkürzung ein:

„Während die archäologischen Befunde in Asien Kürzungen um bis zu 300 Jahre nahe legen, konnten in Ägypten etwa 200 streichungswürdige Jahre ermittelt werden. Weitere Jahre könnten sich aus überlangen Regierungsjahren einzelner Könige ergeben“ [2005, 555].

Allerdings ließ er offen, wie die von ihm angenommene Differenz zwischen Asien und Ägypten zu lösen ist und ging überhaupt nicht auf die stratigraphisch begründete Erkenntnis Heinsohns und Illigs ein, dass Echnaton ins -6. Jh. einzuordnen ist. Aus seiner zitierten Bemerkung muss ich entnehmen, dass er diese ablehnt.

In seinen Beiträgen kam Zeller zu beachtlichen Teilerkenntnissen (und vielen Anregungen, denen ich stets nachgegangen bin), aber M. E. zu keiner überzeugenden Synthese derselben, so dass er auch keine Herrscherabfolge der vorpersischen Geschichte Ägyptens vorstellen konnte, die dem realen archäologischen Befund und den Inschriften entspricht. Einen Grund hierfür sehe ich in seinen derzeitigen Vorbehalten gegen die Identität der 19. und 26. Dynastie.

Sethos I. = Psammetich I.

Sethos I. gilt als Vater des Ramses II., Psammetich(os) I. als Vater des Necho II. Nachdem Velikovsky die Identität von Ramses II. und Necho II. bewiesen

hatte, stand für ihn auch die Identität von S. I. und Ps. I. so fest, dass er nur kurz auf diese einging. So entgingen ihm auch die bereits erwähnten Bemerkungen Herodots, die an dieser Identität keine Zweifel lassen. Ich betrachte Sethos I./Psammetich I. als den Herrscher, der die Vorherrschaft der „Assyrer“ (Mitanni) brach und die „Aithiopen“ zum Verlassen Thebens zwang. Er war somit der Begründer eines „Zweiten Neuen Reiches“, des Reiches der 19. = 26. Dynastie. Herodot [II:152,154] berichtete, dass Psammetich I. griechische Söldner (Ionier und Karer) in seine Dienste nahm und im westlichen Delta-gebiet ansiedelte:

„Mit diesen ionischen und karischen Kolonisten standen natürlich die Hellenen in Verkehr, und daher sind wir über alles, was seit der Zeit des Psammetichos in Ägypten geschehen ist, so gut unterrichtet. Sie waren die ersten Ausländer, die sich in Ägypten ansiedelten. In den Gegenden, aus denen Amasis sie dann nach Memphis verpflanzte, sah man noch zu meiner Zeit die Schiffswerften und die Reste ihrer Häuser“ [II:154].

In dieser Zeit entstanden auch die ägyptisch-griechischen Handelsbeziehungen; getauscht wurde ägyptisches Getreide mit griechischem Silber. Herodot [II:97, 135, 178 f.] erwähnte mehrmals den griechischen Seehafen Naukratis im Deltagebiet, dessen Überreste gefunden wurden [Kees 1958, 116-118]. Dieser entstand durch Ausbau des kleinen ägyptischen Hafens Pr-mrt, der nun Naukratis (=Stadt des Krates) genannt wurde [Helck-Drenkhahn 191].

Seitdem dienten griechische Söldner ständig im ägyptischen Heer, was z.B. die griechischen Graffiti in Elephantine bezeugen [Kienitz 1953, 38]. Velikovskij [1983a, 34] hat die Inschriften des Sethos I. analysiert, wobei er feststellte, dass in dessen Heer die Söldnerdivision der „Sardan“ diente; Ed. Meyer [Bd. 3, 232] nannte sie „Scherdana“, heutige Ägyptologen auch „Schirdana“. Mitunter wurde behauptet, dass es sich wegen der Ähnlichkeit der Namen um Sardinier handelte [so Jaroslav Černý, in FWG III:274 f.; vgl. 269]. Velikovskij wies dagegen überzeugend nach, dass die „Sardan“ griechische Söldner waren, die auf dem Seeweg aus Sardes, einer Stadt im westlichen Kleinasien und Sitz der lydischen Könige (Gyges!), kamen. Er verwies auch darauf, dass nach dem Bericht des Propheten Jeremia [46:9] im Heer des Necho II., dem Sohn des Psammetich, „Ludim“ (= Lyder) dienten.

Beim Studium des Standardwerkes von Kienitz [1953, 12], fand ich eine Passage, die die von Velikovskij aufgestellte These bestätigt:

„Assurbanipal berichtet, wie Gyges von Lydien, nachdem er die Kimmerer abgeschlagen hatte, plötzlich aufhörte, seine Gesandten zu schicken. Statt dessen sandte er seine Truppen zur Unterstützung des Pischamilki (Psammetich), des Königs von Ägypten, ‚der das Joch meiner (Assurbanipal’s) Herrschaft abgeworfen hatte‘. Hierbei denkt man sogleich an

Herodot's ‚eherne Männer‘, Ionier und Karer, die in Ägypten landeten und in Psammetich's Dienste traten,“

Diese Inschrift des Assurbanipal befindet sich auf dem Rassam-Zylinder [Col. II, Z. 111-115; vgl. Luckenbill II, § 785, S. 298]. Die angegebenen Namen des eigentlichen Begründers der 19. = 26. Dynastie sind griechisch. Ihre ägyptischen Entsprechungen sind:

Sethos I. :	Eigenname: Setoy	Thronname: Menmaatre
Psammetich I.:	Eigenname Psamtek	Thronname: Uahibre

Der Eigenname Psamtek wurde somit zu Psammetich(os) umgeformt.

Die prächtige Grabstätte des Sethos I. befindet sich im Tal der Könige (KV 17), seine gut erhaltene Mumie wurde im Depot von Deir el-Bahari (DB 320) gefunden. Von Psammetich I. gibt es weder Grab noch Mumie.

Mir geht es darum, die reale Regierungszeit dieses Herrschers zu ermitteln, was bei der Widersprüchlichkeit der Überlieferung besonders schwierig ist. Die Manetho-Exzerptoren gaben folgende Regierungszeiten in Jahren an [Beckerath 1997, 223]:

Africanus:	Sethos	51	Rapsakes	61
Eusebius	Sethos	55	Rampses	66
Josephus:	Sethos-Ramesses	59	Ramses	66.

Bezeichnend ist, dass die Ägyptologen durchweg die überaus lange Regierungszeit des „Rampses/Rapsakes“ akzeptieren, nicht aber die des Sethos I. Unter diesem Namen hat Sethos viele Bauten mit Inschriften hinterlassen, die letzte bekannte Datierung stammt aus seinem 11. Regierungsjahr. Sie befindet sich auf einer 1933 in Gebel Barkal (= Napata, 50 km südlich von Assuan) gefundenen Stele [ZÄS 69 (1933), 73; Kitchen I, 75-76; Hornung 1964, 40, Anm. 90; Beckerath 1997, 118]. Seine tatsächliche Regierungszeit ist jedoch umstritten:

„Gegensätzliche Ansichten darüber finden sich bereits bei Erman (21 Jahre) und Ed. Meyer (10 Jahre). In neuerer Zeit nehmen manche eine Dauer von 14-15 Jahren an, andere dagegen nur 10-11 Jahre“ [Beckerath 1997, 118].

Eder/Renger [39] halten sowohl eine Regierungszeit von 14 wie auch von 11 Jahren für möglich. Über die Mumie des Herrschers schrieb Vandenberg [2001, 56 f.]:

„Das schöne Alter von hundertzehn Jahren, das ein ägyptisches Sprichwort preist, war König Sethos nicht vergönnt, er war noch nicht einmal 40 Jahre, als er starb. Die Todesursache ist unbekannt. Der Kopf der guterhaltenen Mumie [...] trägt die kraftvollen Gesichtszüge eines Mannes in den besten Jahren. Ein gewaltsamer Tod durch Einwirkung von außen, etwa durch eine Verletzung, scheidet aus, das haben amerikanische Röntgenologen zweifelsfrei festgestellt. Bleiben als mög-

liche Todesursache eine Infektion oder ein inneres Leiden, vielleicht Herz- oder Kreislaufschwäche. Es scheint dem Pharao bekannt gewesen zu sein, daß er an einer schweren Krankheit litt. Dafür spricht die frühzeitige Einsetzung seines Sohnes als Mitregent.“

Unter Bezugnahme auf diese Mumie schrieb Schlögl [32], dass Sethos I. „etwa 45 Jahre alt“ wurde, während Desroches-Noblecourt [1999, 111] ein Alter von 50 Jahren annahm. Betrachtet man die Abbildungen der Mumie sowohl unmittelbar nach ihrer Entdeckung [R/W 189] wie auch in ihrem heutigen Zustand [R/W 200], kann man ernsthaft nicht bestreiten, dass Sethos höchstens 50 Jahre alt wurde. Auch unter Berücksichtigung dieser Tatsache akzeptiere ich die Auffassung, dass Sethos nur 11 Jahre regiert hat. Da er zweifellos Mitregent seines blinden Vaters Ramses I. war, datierte er seine Regierungszeit offenbar ab dem Tod des Haremhab [real 535; vgl. *Aeg.* VII/1, 584], weshalb er im Realjahr -524 starb.

Ich habe schon dargelegt, dass Herodot [II:141, 152] eindeutig Sethos I. und Psammetich I. gleichsetzte. An einer anderen Stelle seiner *Historien* [II:157] gaben er und später Africanus die Regierungslänge des Psammetich I. mit 54 Jahren, Eusebius mit 45 (in seiner armenischen Variante mit 44) Jahren an. [Beckerath 1997, 225]. Alle derzeitigen Ägyptologen gehen von der Richtigkeit der herodotschen Zahl aus, obwohl deren Quellenbasis sehr dürftig ist.

Als zuverlässig gilt eine 1897 von Legrain in Karnak gefundene Inschrift, die sich auf der Adoptionsstele der Nikrotis befindet [Text: Breasted: *Ancient Records*. IV. 488-491]. Danach hatte die regierende „Gottesgemahlin des Amun“, die Aithiopin Schepenupet (II.), die Tochter des Psammetich (Nitokris) in dessen 9. Regierungsjahr adoptiert. Diese Adoption wird allgemein als Symbol für den Machtantritt des Königs in Theben nach dem Abzug der Aithiopen gewertet, obwohl dort noch weiter ein Fürst Montemhet die Stadt verwaltete. Ansonsten sind keine zeitgenössischen Inschriften des Psammetich bekannt. Glücklicherweise wurden jedoch babylonische Texte gefunden:

„Unter diesen ist von ganz überragender Bedeutung die 1923 publizierte Chronik BM 21 901 des Britischen Museums, die die Außenpolitik Psammetichs I. und Nechos [...] völlig anders erscheinen läßt, als man es auf Grund der bis dahin vorliegenden Angaben annahm und annehmen mußte“ [Kienitz 1953, 2].

Aus der „Chronik Gadd“ [Luckenbill §§ 1167-1172] ergibt sich, dass im 10. Jahr des Nabopolassar ein ägyptisches Hilfsheer unter Pischamilki (Psammetich) dem von Nabopolassar bedrohten „Assyrerkönig“ Sinscharischkun (griechisch: Sarakos) zu Hilfe kam, sich aber bald zurückzog [vgl. Kienitz 1953, 19; Beckerath 1997, 265]. Zwei Jahre später eroberten die vereinigten Meder (unter Kyaxares) und Neubabylonier (unter Nabopolassar) Ninive. Meine Rekon-

struktion der mesopotamischen Geschichte [*Hethiter* IV, 344-348; *Asiatica* VI, 360] ergab, dass Ninive im realen Jahr -526 von Murschili II. (= Nabopolassar) und dem Meder Kyaxares erobert wurde. Da Psammetichs vorderasiatischer Feldzug zwei Jahre vor dem Fall Ninives stattfand, ist er in das Realjahr -528 zu datieren und fand somit in seinem 7. Regierungsjahr statt.

Strabo [XVII:19, S. 801 der Forbiger-Ausgabe] hatte Kyaxares ausdrücklich als Zeitgenossen des Psammetich I. bezeichnet. Diese Angabe entspricht den von mir ermittelten realen Daten. (Auf Heinsohns [2006] Kyaxares-Konzeption werde ich im bereits skizzierten Folgebeitrag „Assyrer, Mitanni und Meder“ eingehen.)

Zu den Apis-Stelen

Als (einziger) Beweis dafür, dass Psammetich I. 54 Jahre regiert hat, wird in der konventionellen Literatur stets auf eine Apis-Stele im Serapeum von Saqqara verwiesen. Wegen der gebotenen Seitenzahl kann ich die komplizierte Gesamtproblematik des Serapeums erst in einem Folgebeitrag eingehend analysieren; einige grundsätzliche Bemerkungen sind aber hier schon angebracht. Ich stütze mich hierbei weniger auf die populären Darstellungen von Rohl [1996, 65-86] und Dodson [2004, 251-253], die von der Richtigkeit der konventionellen Dynastiefolge ausgehen und die eigentliche Problematik nur andeuten, sondern auf seriösere Publikationen, hier zunächst auf die Internet-Seite „Apis Bulls“. (Unverzichtbar ist der 1962 von Vercoutter veröffentlichte Katalog aller Stelen des Serapeum, den ich noch nicht analysieren konnte.)

Dieses wurde 1850 von Auguste Mariette entdeckt; die gefundenen Stelen nach Kairo und Paris verbracht. Er verfuhr hierbei sehr dilettantisch:

„Vom archäologischen Standpunkt aus betrachtet, waren die Ausgrabungen in den Kleineren Gräften beinahe eine Katastrophe. Die Wissenschaft hat heute nur wenige Anhaltspunkte dafür, wie viele Apisbeisetzungen Mariette genau gefunden und über welche Belege er, für seine Zuordnung der einzelnen nach Regierungsjahren datierten Beisetzungen zu den jeweiligen Gräbern, verfügt hat. Solche Informationen wurden nie veröffentlicht, und Mariettes Grabungstagebuch, das dieses wichtige Material enthielt, ist seit über einem Jahrhundert verschwunden. [...] Die Wissenschaftler müssen sich deshalb fast ganz auf Mariettes einfachen Plan des Serapeums [...] verlassen, um die Lage der Apisbeisetzungen und ihre Anordnung festzulegen. Wir können nur hoffen, daß er genau gearbeitet hat“ [Rohl 74].

Rohl verschwieg, dass Mariette späteren Falschdeutungen durch konventionelle Bezifferungen der Sarkophage und Stelen der Apis-Stiere Vorschub

leistete. So gab er den beiden Stelen, die sich nach seiner Darstellung auf einen Psammetich bezogen, die aufeinander folgenden Ziffern XXVII und XXVIII, obwohl sie sich nach seinem Plan, dem einzigen vorhandenen Dokument [Abb: Rohl 73], gar nicht nebeneinander standen: Erstere wurde in den Kleineren, letztere in den Großen Gräften gefunden. Soweit es um die „Psammetich-Stele“ in den Kleineren Gräften geht, behauptete Dodson [253], dass diese die Grabstätte des letzten Stiers bezeichnete, der in diesen Gräften beigesetzt wurde. Rohl [80] versuchte in einem „Verzeichnis“ ebenfalls den Eindruck zu erwecken, dass diese „Psammetich-Stele“ (bei ihm Nr. 23) zeitlich den Stelen der Ramessiden (Ramses II. bis XI) und denen der libyschen Fürsten (Takelot, Osorkon, Scheschonk) folgte, also die letzte Stele in diesen Gräften war. Beide rechneten offenkundig mit gutgläubigen Lesern, da die Lagepläne, die sie selbst abbildeten, bei genauerem Studium das genaue Gegenteil beweisen. Die „Psammetich-Stele“ (in der Literatur „Stele 192“ genannt) befand sich nämlich, von vorn gesehen, in der hintersten Seitenkammer T, umweit der Kammern, in denen sich Stelen mit dem Namen des Aithiopen-Herrschers Taharka, des Nachfolgers des Schabaka und Zeitgenossen des Psammetich, befanden. Dies war natürlich die erste Stele, der in Richtung Ausgang die Stelen der Ramessiden und der libyschen Fürsten folgten. Dieses Beispiel zeigt, dass Ägyptologen sich nicht scheuten, Leser irrezuführen, nur um die konventionelle Chronologie zu rechtfertigen!

In der Inschrift der hier interessierenden „Stele 192“ soll stehen, dass hier ein Stier im 21. Regierungsjahr eines „Psamtik“ beigesetzt wurde [Breasted III. 939].

Die zweite „Psammetich-Stele“ [Louvre 193] befindet sich in der „Seitenkammer U“ und ist die erste Stele der „Großen Gräfte“. Aus der Inschrift dieser Stele soll sich ergeben, dass der hier bestattete Stier im 53. Jahr des Psammetichos geboren, in dessen 54. Jahr geweiht und im 16. Jahr des Necho gestorben sei [so noch Breasted III, 974-979; Kienitz 1953, 155, Nr. 1; Beckerath 1997, 85]. Stutzig machte mich schon, dass der Herrscher, der hier genannt wurde, nicht, wie auf der Stele 192, den ägyptischen Namen Psamtek, sondern den griechischen Namen Psammetichos trug. Ich halte es für wahrscheinlich, dass diese Stele erst in der Ptolemäerzeit erstellt wurde, um die Angabe des Herodot, dass Psammetich 54 Jahre regierte, zu bestätigen und wohl auch, um zu demonstrieren, dass Psammetich irgendwie ein früher Grieche war. Immerhin war das Serapeum, wie Strabo [XVII 1, 31; S. 807] bezeugt, und mit ihm auch die Großen Gräfte, zur hellenistisch-römischen Zeit öffentlich zugänglich.

Auch konventionelle Ägyptologen zweifeln inzwischen die übliche Lesung dieser Stele an. So werden in der Internet-Website „Apis Bulls“ alle Herrscher, die in den Serapeum-Inschriften genannt wurden, mit angegebene Namen und Regierungsjahr aufgelistet. Soweit es um die in der „Seiten-

kammer U“ gefundene Stele geht, wird zwar Psammetichos (nicht Psamtik) genannt. Bezeichnenderweise heißt es aber „Y(ea)r ?“, d.h. das angegebene Regierungsjahr ist fraglich. Kienitz erwähnte 1967 diese Stele nicht mehr; er verzichtete darauf, die angeblich 54 Jahre lange Regierungszeit zu belegen [FWG IV, 261]. Auch Schneider [200 f.], der sehr viele Informationen über Psammetich I. sammelte, ignorierte diese Stele. Lediglich Beckerath [1997, 85] wies in seinem chronologischen Alterswerk noch auf ihre übliche Lesung hin, relativierte diese jedoch in seinem Spezialkapitel über die Apis-Stiere: Hier schrieb er, dass sich aus dieser Stele ergibt, dass dieser Pharao nur 52 Jahre regierte [ebd. 76]. Es fällt eben schwer, sich von Dogmen zu trennen, die man ein Leben lang als selbstverständlich betrachtet hat.

Ich möchte nicht verhehlen, dass ich auch die bisherige Lesung der Inschrift in den „Kleineren Gräften“ anzweifle. Wenn Psammetich I. in seinem 21. Regierungsjahr, also im Realjahr -514, gestorben wäre, hätte er die Schlacht von Karkemisch, die ich, wie ich noch begründen werde, -519 stattfand, noch als König erlebt, wovon in keiner Quelle die Rede ist. Eine so lange Regierungszeit erscheint, wenn man von der Identität der 19. und 26. Dyn. ausgeht, auch deshalb fraglich, weil er nach dem Mumienbefund höchstens 50 Jahre alt wurde.

Ramses II. und Ramses III.

Konventionelle Historiker ließen die Geschichte der Hethiter um -1200 enden, wobei sie anschließende Leerzeiten von einigen Jahrhunderten in Kauf nahmen. Ausgehend sowohl von der Erkenntnis Velikovskys, dass die „Neuhethiter“ (ab Murschili II.) mit den „Neubabyloniern“ (ab Nabopolassar) identisch waren, wie auch von den bahnbrechenden stratigraphischen Erkenntnissen Heinsohns (auch Illigs), habe ich in *Hethiter IV* und *Asiatica VI* auf Grund des archäologischen Befundes und der bekannten zeitgenössischen Schriftquellen versucht, die reale Chronologie Klein- und Vorderasiens zu rekonstruieren. Hierauf beruhen die in *Aegyptiaca VII/1* erfolgten Datierungen Echnatons, der Zeitgenosse Schuppiluliumas war. Wegen der asiatischen Synchronismen habe ich keine Zweifel, dass zwischen dem Tod Haremhab (-535) und der Eroberung Ägyptens durch Kambyses (ca. -450) nur ca. 85 Jahre vergangen sind.

Dem widersprechen aber die konventionellen Angaben über die sehr langen Regierungszeiten der Pharaonen der 19. = 26. Dynastie. Auch Velikovsky hat keine akzeptable Lösung des Problems gefunden: Er billigte Sethos I. / Psammetich I. 54 [1983a, 235], Ramses I./Necho I. 30 [ebd., 246], Merenptah/ Apries 10/11 [ebd., 235] und Amasis, den er nicht mit Ramses III. identifizierte, 43 [ebd., 235] alleinige Regierungsjahre zu. Solche lange Datierungen waren

nur möglich, weil Velikovsky ohne Berücksichtigung des realen stratigraphischen Befundes, den er noch nicht kannte, Echnatons Regierungszeit viel zu früh angesetzt hat.

Ich stehe zu meiner auf stratigraphischen, archäologischen und inschriftlichen Grundlagen erfolgte Rekonstruktion der vorderasiatischen Geschichte. Soweit es um Ägypten geht, verbleibt nur die Möglichkeit, von einer Regierungszeit des Ramses II. von *höchstens* 16 Jahren auszugehen. So lange soll sein Alter ego Necho II., wenn auch zum Teil als Mitregent, geherrscht haben. Dem steht aber entgegen, dass Ramses nach den überlieferten ägyptischen und hethitischen Texten den Friedensvertrag mit Chattuschili III. in seinem 21. Regierungsjahr abgeschlossen hat.

In dieser Situation stellte sich für mich die Frage: Hat statt Ramses II. nicht Ramses III. diesen Friedensvertrag geschlossen? Liest man unbefangen die hethitische Version desselben, kann man schon den Eindruck gewinnen, dass der Gegner der Kadesch-Schlacht (als R. Meriamun bezeichnet) ein anderer Pharao war als der, der als „Setepenre“ ägyptischer Vertragspartner war [vgl. Struwe Nr. 27, 135]. In diesem Fall wäre die chronologische Problematik recht einfach gelöst! Den meisten Lesern wird diese Idee zunächst phantastisch erscheinen. Aber: Auch Heinsohns stratigraphisch begründete Entdeckung, dass die altorientalische Geschichte (von den „Sumerern“ bis zu den Achämeniden) sich nicht über einige Jahrtausende erstreckte, sondern sich nur in mehreren Jahrhunderten vollzog, erschien zunächst phantastisch, ebenso Illigs Entdeckung einer frühmittelalterlichen Phantomzeit von ca. 297 Jahren. Nach umfangreichen und intensiven Studien kam ich zur Gewissheit: Vieles, was Ramses II. zugeschrieben wurde, geschah unter Ramses III.! (Natürlich waren beide nicht identisch: Wie z. B. die Herrscherliste von Medinet Habu beweist, regierten zwischen ihnen mehrere Herrscher, auf die ich noch konkret eingehen werde.)

Thronnamen und Epitheta

Ramses II. und III. bezeichneten sich mit dem gleichen Eigennamen: „Rameses“ (R'-msj-sw). Kaum bekannt ist, dass sie auch den gleichen Thronnamen führten: „Usermaatre“ (wsr-M3't-R'). Seit der 18. Dynastie war es üblich, den Thronnamen Epitheta hinzuzufügen, die sich zumeist entweder auf Re (stp.n-R'= Setepenre: „Erwählter des Re“) oder auf Amun (Meriamun = mrj-Jmn; „Geliebter des Amun“) bezogen. Da Ramses II. denselben Eigen- und Thronnamen führten, wurde es in der Ägyptologie üblich, alle Inschriften mit dem Epitheton „Setepenre“ dem Ramses II., und alle mit dem Epitheton „Meriamun“ dem Ramses III. zuzuordnen [vgl. z.B. Clayton 146, 160]. Dass diese Unterscheidung nicht schlüssig sein kann, zeigt schon, wie erwähnt, der Text des hethitisch-ägyptischen Friedensvertrages, in dem Pharao der Kadesch-

Schlacht den Epitheton Meriamun, der vertragsschließende Pharaon den Epitheton Setepenre trug, im späteren Text aber auch Meriamun genannt wurde [vgl. Breasted III, 163 ff.]. Beckerath hatte 1984 [27-31] aufgezeigt, dass die Herrscher der 19. und 20. Dyn. zwei Beinamen gleichzeitig trugen, die sich jeweils auf Re und Amun, zwei verschiedene Götter, bezogen. Beckerath [33] führte mehrere Beispiele an, dass Ramses II. sich nicht nur Setepenre, sondern auch Meriamun nannte; er verwies auch auf Josephus [*Gegen Apion* II:15], der einen Armesses Miamun“ erwähnte, der 66 Jahre und 2 Monate regiert hatte, und zeigte auf, dass hier nicht von einem Sohn des „Miammus“ die Rede war, wie durchweg übersetzt wird: „Miamun“ war schlicht die Wiedergabe des Epithetons mrj-Jmn! Dass es sich hierbei nicht um eine Einzelmeinung handelte, zeigt die von Schneider [229] und Schlögl [37] wiedergegebene Titulatur des Ramses II. Dieser führte sowohl die Beinamen „von R‘ Auserwählter“ wie auch „Geliebter des Amun“!

Auch Ramses III. bezeichnete sich in den ihm zugeschriebenen Inschriften sowohl als „Re“ wie auch als „Geliebter des Amun“ [Schneider 234]. Im Friedensvertrag mit den Hethitern wird er ebenfalls mit beiden Epitheta genannt:

„So steht also Hattuschili, der große Fürst des Hethiterlandes, in einem Vertragsverhältnis zu User-maat-Re Setep-en-Re, dem großen Herrscher von Ägypten [...] Seit Muwatalli, der große Fürst des Hethiterlandes, mein Bruder, zu seinem Schicksal eingegangen war und Hattuschili als großer Fürst des Hethiterlandes den Thron seines Vaters bestiegen hatte, bin ich zusammen mit Ramses-Meriamon [sic!], dem großen Herrscher von Ägypten“ [zitiert nach Struwe 135 f.].

In der populäreren Literatur wird dies jedoch aus verständlichen Gründen nicht besonders betont. Auch Beckerath [1997,6 f.] erwähnte in seinem Standardwerk zur ägyptischen Chronologie zwar sehr kurz die Titulierungen der Pharaonen, ging aber hier auf die chronologisch so bedeutsame Frage der Epitheta mit keinem Wort ein!

Zu den Inschriften

Wenn sowohl Ramses II. wie auch Ramses III. die gleichen Eigen-, Thron- und Beinamen führten, ist es legitim, bisher R. II. zugeschriebene Inschriften daraufhin zu prüfen, ob sie nicht von R. III. verfasst worden sind. Auf der Grundlage der Auflistung der Inschriften des R. II. und III. durch Schmidt [1973] und Garnet [1993] habe ich eine solche Untersuchung begonnen und bin schon jetzt zu interessanten Erkenntnissen gekommen, auf die ich hier leider nur kurz eingehen kann.

Bekannt ist die Abu-Simbel-Stele mit dem „Dekret des Gottes Ptah für den König“, die nach der Inschrift im Jahr 35 des Pharaon verfasst wurde und

die konventionell R. II. zugeordnet wird [Schmidt 46, 35-A]. Nach meinen Erkenntnissen muss diese Stele jedoch R. III. zugeordnet werden: Wie es der 'Zufall' so wollte, wurde im Totentempel des R. III. in Medinet Habu eine Inschrift mit dem fast wortidentischen Text dieses Dekrets gefunden. Wegen des Fundortes konnte nicht abgeleugnet werden, dass R. III. der Autor des letztgenannten Textes war. Statt aber die auf der Hand liegenden Konsequenz zu ziehen, dass auch der Abu-Simbel-Text von R. III. stammt, zogen konventionelle Autoren es vor, 'Gehirnakrobatik' zu treiben:

„So spricht Ramses zu Ptah auf einer Stele in Abu Simbel, deren Text – von einigen ausschmückenden Varianten abgesehen – später von Ramses III. als Pyloninschrift in Medinet Habu übernommen wurde. Selbst für eine Herrscherpersönlichkeit wie Ramses III., dem die Ägyptologen heute ebenfalls den Beinamen ‚der Große‘ zu überlassen bereit sind, war User-maat-Re ein Vorbild“ [Vandenberg 2001, 219].

Die Sed-Feste

Im ägyptischen Neuen Reich war es üblich, dass die Pharaonen ihr 30. Regierungsjahr als Sed-Fest („Heb-sed“) feierten. Solange der Herrscher noch regierte, wurde dieses Fest dann alle drei Jahre wiederholt: Es sollte zum Ausdruck bringen, dass der Pharao im Verlauf der Prüfungen zur völligen Verschmelzung mit dem Herr des Lebens (Osiris) gekommen ist und damit neue Kraft gewann, um auf dem Thron des Lebens zu herrschen [so Desroches-Noblecourt 1999, 345]. Christiane Desroches-Noblecourt [1999, 446, Anm. 1] wies jedoch darauf hin, dass es sich um eine sehr komplizierte Problematik handelt:

„Das Studium der Quellen ist für jeden Ägyptologen unerlässlich, der sich mit diesem außerordentlich vielschichtigen und geheimnisvollen Thema befassen möchte. Bislang hat noch niemand gewagt, sich darauf einzulassen.“

Hornung/Staehelin [1964; 2007] versuchten, in zwei detailreichen Publikationen die Problematik der Sed-Feste zu lösen, konnten aber ihre konventionellen Vorurteile, soweit es um die Zuordnung von Inschriften an Ramses II. ging, nicht überwinden. John D. Schmidt [1970] hat in seinem Standardwerk alle Hinweise auf Sed-Feiern des Ramses (II.) aufgelistet; ich habe mir diese näher angesehen.

Seltsamerweise wird der Bericht über das erste Sed-Fest eines „Ramses“ nicht R. II., sondern R. III. zugeordnet [Schneider 233]; ausschlaggebend für diese Zuordnung war, dass sich diese Inschrift im Totentempel des R. III. in Medinet Habu befindet. Inschriften über die ersten drei Sed-Feste, die R. II. gefeiert haben soll, wurden dagegen nicht gefunden. Die erste Inschrift (in

einer Halle von Gebel Silsileh), die R. II. zugeordnet wird, bezieht sich auf das 40. Jubiläum des „Usermaatre Setepenre“ und erwähnt, dass dieser vorher auch sein 30., 33. und 37. Regierungsjubiläum gefeiert habe [Schmidt 51, 40-D]. Diese Inschrift kann natürlich auch R. III. zugeordnet werden. Ähnlich verhält es sich mit den weiteren Inschriften, die sich auf Sed-Feste eines Herrschers mit diesem Thronnamen beziehen. Diese Datierungen erstrecken sich bis zum „königlichen Jahr 63“.

Der Papyrus Gurob, Fragment L

Dieses Fragment [Text: Schmidt 64, 67-A] gilt als Trumpfkarte aller Ägyptologen, die dafür eintreten, dass Ramses II. 66 Jahre regiert hat. Allerdings ist der Text, den Petrie bei Gurob fand, sehr zerstört; in der Steuer-Urkunde („tax document“) wurde das „königliche Jahr 67, Monat 1, Tag 18“ erwähnt, allerdings ohne Herrschernamen. Schon Velikovsky [1983a, 237] bezweifelte, ob sich dieser Papyrus auf R. II. bezog, konnte aber noch keine Lösung geben.

In der Literatur heißt es mitunter, dass in diesem Fragment einige Zeilen tiefer auch das 1. Jahr des Merenptah erwähnt wurde [so z.B. Hornung 1964, 95; Beckerath 1997, 104]. Im Text ist aber nur vom „Königlichen Jahr 1, Monat 1, Tag 18“ eines namentlich nicht genannten Herrschers die Rede! Bemerkenswert ist, dass Desroches-Noblecourt [451, Anm. 35] in ihrem ‘Ramses-Buch’ diesen Papyrus völlig unerwähnt ließ und sich zur Begründung, dass R. II. 66 Jahre regierte, nur auf Josephus bezog. Allerdings muss auch die Abydos-Inschrift des Ramses IV. [Schmidt 65, 67-B], des Sohnes von R. III., berücksichtigt werden, in der es heißt, dass sein unmittelbarer Vorgänger „Usarmaatre Setepenre“ 67 Jahre regiert hat. Ich habe keine Zweifel mehr, dass sich beide Texte nur auf Ramses III. beziehen können, der somit so lange regiert haben muss!

Die Mumien

Im Juli 1881 entdeckten Gaston Maspero und Emil Brugsch in Deir el-Bahari [DB 320] ein bisher unbekanntes Mumienversteck. Nach den „Etiketten“ wurden u. a. die Mumien von Sethos I., Ramses II. und Ramses III. identifiziert. (Insgesamt wurden 49 Mumien gefunden.) Da die Regierungszeit des Ramses II. von 66/67 Jahren als Axiom galt, wurde die Mumie des ältesten Herrschers natürlich Ramses II. zugeordnet. Hieran wurde in der Folgezeit niemals gezweifelt, auch nicht von Velikovsky. Da dieser aber die These vertrat, dass Ramses nur 30 Jahre allein regiert hat, versuchte er, die Altersbestimmung der Ramses II. zugeordneten Mumie anzuzweifeln. Er berief sich hierbei auf Stellungnahmen von Rudolph Virchow und G. Elliot Smith, die vor allem darauf hinwiesen, dass die Zähne dieser Mumie gesund und wenig abgenutzt waren. Das Manubrium sterni (Brustbeinfortsatz) sei mit dem Gladiolus (Mit-

tel Brustbein) nicht fest verwachsen und die verknöcherten zweiten Rippenknorpel zum Sternum immer noch gelenkig gewesen [Smith 1912, 63]. Velikovsky [1983a, 239] schrieb:

„Dies weist auf ein zweifellos jüngeres Alter von Ramses II. bei seinem Tode hin, als allgemein angenommen wurde. Bei der Entscheidung zwischen einer Zahl auf einem Dokument und einem anatomischen Gutachten ist es immer das letztere, dem mehr Gewicht zukommt.“

Auf Bitte der ägyptischen Regierung wurde 1976/77 in Paris diese Mumie stabilisiert und natürlich auch „nach modernsten Methoden“ untersucht. Dies erfolgte über Monate in einem eigens hierfür eingerichteten keimfreien Laboratorium; Leiter war Lionel Balout. Die Ergebnisse der Untersuchung wurden veröffentlicht [Balout/Robert 1985]. Ich beschränke mich hier auf die Wiedergabe der wesentlichsten Ergebnisse durch Desroches-Noblecourt [1999, 60], der führenden französischen Ägyptologin, die selbst Zeugin der Untersuchungen war:

„Röntgenaufnahmen der Kiefer und eine Untersuchung der vorderen Backenzähne widerlegten den ersten Eindruck bei Entdeckung der Mumie: Das Gebiß des Königs, der im Alter auch unter Parodontose gelitten hatte, wies erhebliche Schäden auf. Eine xerographische Aufnahme zeigte im übrigen die sklerotischen Blutgefäße im Kopf des Pharaos. Sie geben eine Vorstellung davon, wie mühsam sich der tief gebeugte alte Pharaos, der zumindest in den letzten zwanzig Jahren seiner Herrschaft an fortgeschrittener Entzündung und Versteifung der Wirbelgelenke litt, mit seinem langen Stock fortbewegt haben muß!“ [vgl. auch Schlögl 7].

Ramses soll „etwa in seinem 85. Lebensjahr“ verstorben sein: „Nach den historischen Fakten war man bislang von einem Alter von knapp neunzig Jahren ausgegangen“ [Desroches-Noblecourt; ebd.].

Wurde aber die Mumie des Ramses II. untersucht? Die richtige Zuordnung der in den Sammeldepots DB 320 und KV 35 gefundenen Mumien erwies sich besonders schwierig, weil diese sich zumeist nicht mehr in ihren ursprünglichen Särgen befanden. Die Forscher mussten sich auf die Richtigkeit der später auf den Mumienbandagen geschriebenen Namen der Pharaonen verlassen. Reeves/Wilkinson [R/W 202] versuchten, glaubhaft zu machen, dass die erfolgten Zuordnungen zuverlässig seien, erwähnten aber nicht das eigentliche Problem. In der Literatur ist stets davon die Rede, dass die Mumie des Ramses II. wegen der namentlichen Beschriftung der Umhüllung identifiziert worden sei. Es führten aber mehrere Herrscher den Eigennamen „Ramesses“ und den Thronnamen „Usermaatre“: Ramses II., III., V., VII und VIII. Die Mumie mit dem höchsten Lebensalter kann somit durchaus die Mumie des Ramses III. gewesen sein!

Allerdings wurde im gleichen Depot auch eine Mumie gefunden, die Ram-

ses III. zugeordnet wurde. Dieser soll nach dem Befund dieser Mumie etwa 65 Jahre alt geworden sein [Schneider 235; vgl. Abb. R/W 161]. Es kann sich aber nicht um eine einfache Verwechslung gehandelt haben, da Ramses II. nicht ein Lebensalter von ca. 65 Jahren erreicht haben konnte. Wie dargelegt, wurde sein Vater Sethos I. höchstens 50 Jahre alt; nach meinen Erkenntnissen, die ich im nächsten Abschnitt darlege, überlebte er ihn nur 6 Jahre, dürfte also kaum viel älter als 30 Jahre alt geworden sein. Im Depot des Grabes von Amenophis II. (KV 35) wurde aber eine Mumie gefunden, die bisher Ramses V. zugeordnet wurde. Auch dieser „Ramesses“ trug den Thronnamen „Usermaatre“. Schneider [237] schrieb über diesen Ramses V.: „Nach Ausweis seiner Mumie ist R. mit etwas über 30 Jahren an Pocken gestorben.“ Ich habe keine Zweifel, dass es sich hier um die reale Mumie des Ramses II. handelt.

Auch deshalb sehe ich keinen Grund, die Pariser Untersuchungsergebnisse anzuzweifeln. Ich bin aber davon überzeugt, dass deren Gegenstand nicht die Mumie des Ramses II., sondern die des Ramses III. gewesen ist!

Ramses II. = Necho II.

Im Totentempel des Sethos I. in Abydos befindet sich eine in Ich-Form verfasste Inschrift, des Herrschers, die aber offensichtlich von Ramses II. stammt. Danach soll Sethos in seinem 2. Regierungsjahr seinen damals zehnjährigen Sohn zum „Oberbefehlshaber des Heeres“ ernannt haben [Text: Kitchen II, 356; Weeks 187]. Zweifellos war dies nur ein Ehrentitel; der Text könnte aber chronologisch insofern von Bedeutung sein, weil Ramses damals (im 2. Jahr des Sethos; nach meiner Rekonstruktion -533) 10 Jahre alt war und somit im Realjahr -543 geboren sein könnte.

Der Nestor der US-amerikanischen Ägyptologie, James Henry Breasted (1865–1935), vertrat zeitlebens die Auffassung, dass Ramses II. niemals Mitregent seines Vaters war und setzte sich damit zeitweilig durch. Noch 1978 bestritt Krauss [1978, 174, Anm. 2; Zitat: *Aeg.* VII/1, 565] entschieden eine solche Mitregentschaft; Beckerath [1997, 118] räumte recht vorsichtig nur eine „mögliche Koregenz“ beider Herrscher ein.

Keith C. Seele [1940] analysierte viele Bau-Inschriften und bewies, dass eine solche Mitregentschaft bestanden haben muss. Abgesehen von den angeführten Autoren sind heute alle bedeutenden Ägyptologen hiervon überzeugt. So stand Prinz Ramses zusammen mit seinem Vater Sethos I. vor dem „Verzeichnis der königlichen Ahnen“, der berühmten Königsliste im Heiligtum des Osiris in Abydos, was nur bedeuten kann, dass er Mitregent war [Abb. Desroches-Noblecourt 199, 93; zur Diskussion über „the coregency“ siehe Schmidt 154-164]. Seele wollte sich aber nicht festlegen, wie lange diese Mitregentschaft bestand:

„Wie lange dieser Zeitraum, also die Doppelherrschaft, dauerte, kann unmöglich mit Sicherheit gesagt werden. Aber wenn man die Tatsache in Betracht zieht, daß während dieser Zeit einige hundert Reliefs in die Wände verschiedener Tempel und anderer Monumente geschlagen wurden, so ist es, glaube ich, nicht unvorsichtig, anzunehmen, daß diese Zeitspanne mehrere Jahre gedauert hat, vielleicht sogar ein Jahrzehnt“ [zitiert nach Vandenberg 2001, 39 f.].

Vandenberg [2001, 41] selbst schrieb hierzu:

„Im Hathor-Tempel von Serabit el-Chadim, auf der Halbinsel Sinai, steht ein riesiger Monolith, der ebenfalls die Namen von ‚Sethos, Sohn des Re, Geliebt von Ptah, und seinem königlichem Sohn User-maat-Re‘ in den Königsringen zeigt. Er wurde von zwei Kommandeuren der Bogenschützen-Truppen errichtet und trägt auf der Vorder- und Rückseite je eine Jahresangabe. Die eine bezieht sich auf das Regierungsjahr 8 Sethos’ I., die andere auf das Jahr 2 Ramses’ II.“

Danach könnte Ramses II. im 7. Regierungsjahr des Sethos I., nach meiner Rekonstruktion also im Realjahr -528, Mitregent geworden sein, obwohl Vandenberg auch Zweifel andeutete. Er erwähnte allerdings nicht, dass Ramses in einer Assuan-Inschrift [Kitchen II, 327 f.; Weeks 188] selbst angab, im 7. Regierungsjahr des Sethos „Kronprinz“ geworden zu sein. Ich sehe deshalb keinen Grund, diese Datierung anzuzweifeln.

Bekanntlich datierte Ramses II. in seinem „Siegbericht“ die Schlacht von Kadesch in sein 5. Regierungsjahr, die, wie ich noch begründen werde, -519 stattfand. Ich gehe davon aus, dass er hier das 5. Jahr seiner Alleinregierung meinte, die somit -524 begann. Das ist genau das Jahr, das ich auf anderem Weg als Todesjahr des Sethos I. errechnet habe. Auch konventionelle Autoren gehen von der Annahme aus, dass Ramses II. bewusst nicht ab Beginn seiner Mitregentschaft, sondern seiner Alleinherrschaft datiert hat [vgl. z.B. Vandenberg 2001, 42].

Velikovsky hat in seinem Ramses-Buch nicht nur um die auffallenden Ähnlichkeiten der Vorgeschichte und des Verlaufes der Schlachten von Kadesch und Karkemisch hingewiesen, sondern auch viele andere Argumente für die Identität von Ramses II. und Necho II. vorgetragen. So schrieb Herodot [II:158] über „Nekos“:

„Er begann mit der Anlegung jenes Kanals in das Rote Meer, den dann der persische König Dareios weiterführte [...] Mitten in der Arbeit ließ Nekos aufhören, weil ein Orakelspruch ihm abriet: Was er baue, sei zum Vorteil der Barbaren. Unter Barbaren verstehen die Ägypter alle Völker, die nicht ihre Sprache sprechen.“

Velikovsky [1983a, 17] wies darauf hin, dass keine Inschriften des Necho über den Kanalbau gefunden wurden, wohl aber solche von Ramses III. und von Dareios I. Deshalb kam es zu einer Diskussion unter konventionellen Ägyptologen, über die Velikovsky ironisch schrieb:

„Wer begann den Bau des Kanals, Ramses II. oder, 700 Jahre später, Nekau-Wehemibre? Herodot berichtete, daß es Nekos war, der ihn zuerst erbaute, während moderne Historiker auf Grund der alten Zeugnisse zum Schluß kamen, schon Ramses II. hätte den Kanal zwischen Mittelmeer und Rotem Meer gezogen. Es wurde entschieden, daß Herodot geirrt hatte und daß Necho nur die Arbeit fortsetzte, die Ramses II. 700 Jahre früher begonnen hatte.“

Nach dem Bericht des Herodot [II:158] hat Nekos 16 Jahre regiert, während Eusebius und Agricanus übereinstimmend nur eine Regierungszeit von 6 Jahren angaben. Ich gehe davon aus, dass beide sich hierbei auf Manetho stützten, dem auch Quellen neben Herodot zur Verfügung standen. „Denkmäler des Königs sind nur dürftig bezeugt“ [Schneider 170], keine Inschrift ist datiert.

So wird stets auf zwei Apis-Stelen [Louvre 193 und 240; Kienitz 1953, 155, Nrn. 1 und 2] verwiesen; nach der ersten Stele soll ein Stier im 16. Jahr des Necho bestattet, nach der zweiten Stele ein Stier im 16. Jahr des Necho geboren worden sein. Kienitz [ebd.] ging nach einer Detailberechnung davon aus, dass Necho 15 Jahre regiert hat. Beide Stelen befanden sich in den „Großen Grüften“. Aus den gleichen Gründen, die ich in Bezug auf die Stele des Psammetich II. dargelegt habe, halte ich es für wahrscheinlich, dass schon in der Ptolemäerzeit die Inschriften, die sich auf Necho (und seine Nachfolger) beziehen, bewusst gefälscht bzw. erstellt wurden, um die von Herodot angegebene Regierungszeit des Necho II. zu belegen.

Immerhin soll nach dem Bericht Herodots [II:159] Necho unmittelbar nach den Kämpfen in Syrien (also nach der Kadesch-Schlacht) gestorben sein! Dementsprechend ignoriere ich bewusst die dubiosen Inschriften des Serepeum und gehe davon aus, dass Ramses II. tatsächlich nur 6 Jahre allein regierte und im Realjahr -518 (wohl, wie dargelegt, an den Pocken) verstarb. Wenn er -543 geboren wurde, ist er nur 25 Jahre alt geworden; ich gehe aber davon aus (meine diesbezüglichen Analysen muss ich hier weglassen), dass er doch ein Alter von etwa 30 Jahren erreichte (Auch Alexander der Große starb bekanntlich im Alter von 33 Jahren.)

Zur Schlacht von Kadesch/Karkemisch

Ramses II. berichtete über seine „Siegesschlacht“ bei Kadesch in Reliefs und Inschriften in Abydos, Abu Simbel, Luxor und vor allem auf Pylonen des Ramesseum in Theben [Text: Kitchen II, 2 ff.; ausführliche Analyse Way 1984]. Die

Hethiter behaupteten dagegen in mehreren Texten, Sieger dieser Schlacht gewesen zu sein. So hieß es in der Präambel des Vertrages, den Tudchaliya IV. mit dem syrischen Staat Amurru geschlossen hatte:

„Da kämpften Muwatalli, der Onkel Meiner Majestät, und der König von Ägypten um [...] Amurru. Muwatalli besiegte ihn, zerstörte das Land Amurru mit Waffengewalt und unterwarf es“ [Text: Beckman 100 ff.; zitiert nach Klengel 62].

Damals war es üblich, dass Herrscher sich stets als „Sieger“ bezeichneten. Ex-Bundespräsident Roman Herzog schrieb m.E. zutreffend:

„Ob die Schlacht bei Kadesch kriegsentscheidende Bedeutung hatte, mag hier dahinstehen. Die weitere Geschichte spricht eher dagegen. Wahrscheinlich ist es im nordsyrischen Raum zu einem langjährigen Stellungskrieg gekommen, in dem einmal die eine, ein anderes Mal die andere Partei durch einen Handstreich ihre Position verbesserte und in dem es auf Ganze gesehen bei einem Patt blieb“ [Herzog 193].

Nach einem Text des Berossos, den Josephus [*Gegen Apion* 1:19] wörtlich zitiert hatte, fand die Schlacht zur Zeit des Todes Nabopolassars statt. Diesen identifizierte ich in *Hethiter* IV mit Murschili II., der nach dem Großen Text des Chattuschili [§ 64 i.V. mit § 6, vgl. Otten 7, 11] ebenfalls unmittelbar vor der Schlacht, nach meiner damaligen Rekonstruktion im Realjahr -519, starb [vgl. *Asiatica* VI, 360]. Wenn man eine Regierungszeit des Sethos I. von 11 Jahren annimmt, endete diese -524. Da die Schlacht nach dem „Siegesbericht“ des Ramses II. im 5. Jahr seiner Alleinregierung stattfand, kommt man auch auf diesem Weg auf das Realjahr -519 (Zeittableau im nächsten Heft).

Literatur

Siehe die in Aeg. VII/1 angegebene Literatur. Außerdem:

Aeg. VI bzw. VII/1 s. Weissgerber (2006a) und (2006b)

Apis-Bulls = www.specialtyinterests.net/apis_bulls.html

Beckerath, Jürgen von (1984): *Handbuch der ägyptischen Königsnamen*; München

Černý, Jaroslav (1966): Die Ramessiden, in: *Fischer Weltgeschichte* IV:260-293

Dodson, Aidan: (2004): Die verschollenen Gräber der Apis-Stiere; in: *Manley* 251-253

FWG = *Fischer Weltgeschichte. Die Altorientalischen Reiche* I, II, III (1965-67); Frankfurt/M.

Grandet, Pierre (1993): *Ramsés III. Histoire d'un règne*; Paris

Heinsohn, Gunnar (2006): Mediens Großkönig Kyaxares. „Phantom“ oder fundreich belegt? in: *ZS* 18 (2) 364-394

Helck, Wolfgang / Helck-Drenkhahn, Rosemarie (1995): *Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7. Jahrhundert v. Chr.* (Durch Rosemarie Drenkhahn bearbeitete Neuauflage); Darmstadt

- Herodot (1955): Historien (Hg. H. W. Haussig); Stuttgart
- Herzog, Roman (1998): Staaten der Frühzeit. Ursprünge und Herrschaftsformen; München (zweite, überarbeitete Aufl.)
- Hornung, Erik / Staehelin, Elisabeth (1974): Studien zum Sedfest. (Aegyptiaca Helvetica 1); Basel · Genf
- (2007): Neue Studien zum Sedfest. (Aegyptiaca Helvetica 20); Basel · Genf
- Kees, Hermann (1958): Das alte Ägypten. Eine kleine Landeskunde; Berlin/DDR
- (1962): Die priesterliche Stellung des Monthemhet, in: *ZÄS* 67 (1962) 60-62
- Kienitz, Friedrich Karl (1953): Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrhundert vor der Zeitwende; Berlin/DDR
- (1967): Die Saitische Renaissance; in *FWG* III:256-282
- Kitchen, Kenneth Anderson (Hg.; 1975-1990): Ramesside Inscriptions, Historical and Biographical. I-VIII; Oxford
- (1983): Pharaoh Triumphant. The Life and Time of Ramesses II., King of Egypt; London
- Klengel, Horst (2002): Hattuschili und Ramses, Hethiter und Ägypter – Ihr langer Weg zum Frieden; Mainz
- Luckenbill, Daniel David (Hg.; 1927): Ancient Records of Assyria and Babylonians. II; Chicago.
- Otten, Heinrich (1981): Die Apologie Hattusilis III. Das Bild der Überlieferung; Wiesbaden
- Reeves, Nicholas (Hg.; 1992): After Tut'ankhamun. Research and Excavation in the Royal Necropolis of Theben; London · New York
- Schlögl, Hermann A. (2003): Ramses II. mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten; Reinbek
- Schmidt, John D. (1973): Ramesses II. A Chronological Structure for His Reign; Baltimore · London
- Seele, Keith C. (1940): The Coregency of Ramses II with Seti and the date of the great Hypostyle Hall at Karnak; Chicago
- Smith, Grafton Elliot (1912): The Royal Mummies; Kairo
- Struwe, Wsewolod W. (= Struve, Vasilij V., Hg.; 1959): Der Alte Orient; Berlin/DDR
- Vercoutter, Jean (1962): Textes biographiques du Sérapéum de Memphis; Paris
- Way, Thomas von der (1984): Die Textüberlieferung Ramses' II. zur Qadesch-Schlacht. Analyse und Struktur. (Hildesheimer Ägyptologische Beiträge 22); Hildesheim
- Weissgerber, Klaus (2006): Zwischen Echnaton und Kambyzes I. (Aegyptiaca VII/1); in: *ZS* 18 (3) 560-589
- Zeller, Manfred (2002): Alles immer jünger?, in: *ZS* 14 (4) 619-628
- (2003): dass. (Teil 2), in: *ZS* 15 (2) 252-281
- (2005): dass. (Teil 3), in: *ZS* 17 (3) 534-557

Die Römer in Lippe

Wirtschaftsraum Germanien

Andreas Otte

Unter dem obigen Titel fand am 14.10. 2006 eine von den Freunden der karolingischen Baukunst organisierte Veranstaltung mit drei Vorträgen zum Thema im Gemeindehaus Stapelage (Stadt Lage) statt. Die Veranstaltung sowie der Inhalt dieser Vorträge sollen kurz dargestellt werden.

Allgemeines

Die *Freunde der karolingischen Baukunst* bilden eine Gruppe ostwestfälischer Zeiteinsparter, die sich gelegentlich zum Besuch von historischen Stätten der näheren Umgebung trifft. Mit der Veranstaltung in Stapelage am 14.10. 2006 sind wir erstmalig auch öffentlich aufgetreten. Marianne Koch stellte die Funde von Stapelage aus den sechziger Jahren vor, Dr. Horst Leiermann referierte als Gastredner über die Logistik des Varus und der Autor dieser Zeilen berichtete von Heribert Klubes' Veröffentlichungen über das Westwerk von Corvey.

An der Veranstaltung nahmen ca. 50 interessierte Laien teil, wobei neben einigen bekannten Vertretern der lokalen 'Römerszene' auch der Bürgermeister von Augustdorf (Augustdorf ist 'Kandidat' für ein Römerlager) vertreten war. Neben den drei Vorträgen wurden in einer einstündigen Pause reichlichst Kaffee und Kuchen gereicht. Zusätzlich fand eine Besichtigungstour des Geländes, geführt von Marianne Koch, sowie des Kirchturmes unter der Führung von Herbert Helmecke statt. Ein von Helga und Dieter Helbig verwalteter Büchertisch lud zum Geldausgeben ein. Den Abschluss bildete eine Diskussion zu den gehörten Vorträgen.

Rom und Germanien

Wie sah es in der ostwestfälischen Germania Magna wirklich aus? Wie sollen wir römisch anmutende Funde in der ostwestfälischen Region (auch und gerade spätantik) einordnen, wenn sich die Römer +16 angeblich an den Rhein zurückgezogen haben sollen? Können das alles nur Streufunde und Raubgüter sein? Ganz so, wie Tacitus es uns in der Germania schildert, ist es möglicherweise wohl nicht gewesen, ganz so können die Germanen nicht gelebt haben. Allerdings, wie etwa Rudolf v. Fulda oder Widukind v. Corvey die Sachsen schildern, wird es aber auch nicht gewesen sein. Ausgrabungen der letzten 10 bis 15 Jahre im westfälischen Hellwegraum zeigen keineswegs

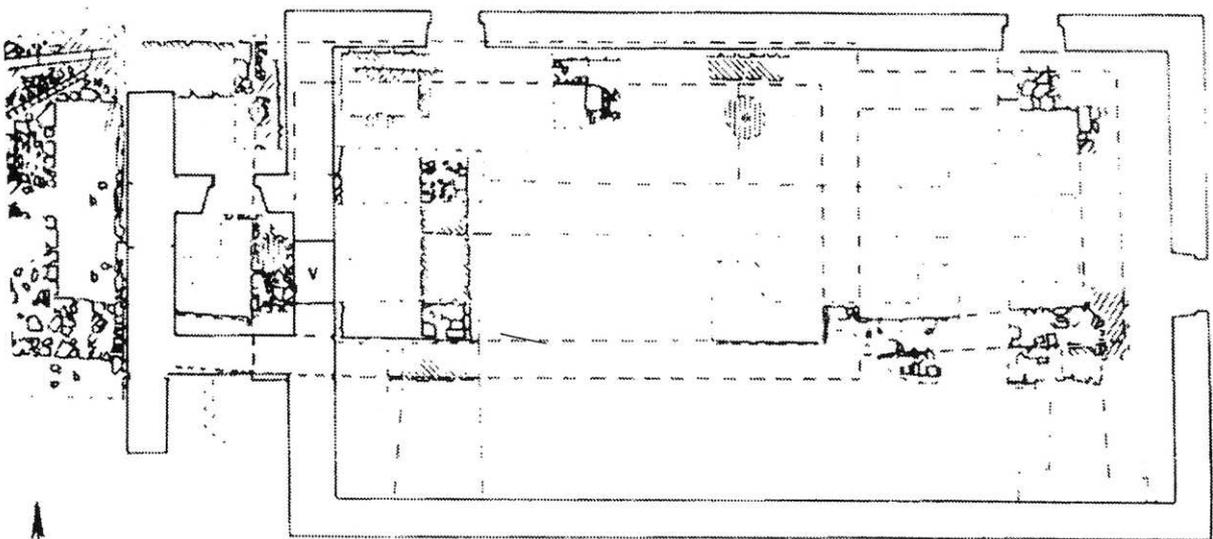
nur Waldmensen in Grubenhäusern, sondern große, kontinuierlich genutzte landwirtschaftliche Flächen mit zugehöriger Bebauung in Holz, Fachwerk und Stein, und mit intensiven römischen Kontakten:

- Zwei über 35 m lange Bauernhäuser bei Kirchlengern/Kreis Herford (Fachwerk) [GEFAO 2002].
- Handels- und Handwerkssiedlungen mit römischer Ware bei Dortmund [Unna 2000], Soest-Ardey [WDR5 2004] und Paderborn-Balhorn, Saental und Hoppenfeld [GEFAO 2003] sowie in der Paderborner Innenstadt [Spiong/Wemhoff 2006].
- Gräberfelder, die kaum nach bestimmten Bevölkerungsgruppen eingestuft werden können: römisch, fränkisch, sächsisch oder gar bronzezeitlich? Beispiele liegen 500 m südlich der Hellwegtrasse bei Dortmund [Neujahr 2006, 69] und im Kreis Soest [Neujahr 2006, 72] bei Ense-Bremen [LWL 2006].
- Bei Hedemünden an der Werra ist der Ausgräber Dr. Grote gezwungen gewesen, eine germanische Hünenburg mit römischen Beifunden wegen eindeutig römischer Fundlage umzutaufen in ein Römerlager mit germanischen Beifunden. Mit Hedemünden gibt es nun also ein offiziell anerkanntes Römerlager jenseits der Weser (Werra) [Grote 2005].
- Ein wichtiges Beispiel, wenn auch nicht aus unserem Raum, aber noch diesseits des Limes (auch wenn er in augusteischer Zeit noch nicht existierte), ist die Entdeckung der römischen Civitas bei Waldgirmes an der Lahn. Dort liegt doch tatsächlich eine ganze römische Stadt mit Steinbauten außerhalb des offiziellen römischen Staatsgebietes [Waldgirmes 1999].

Aber auch frühere, so genannte gesicherte Altbefunde der Archäologie sollten erneut betrachtet werden, besonders, wenn es bereits Verwunderungen beim Ersteindruck vor Ort gab. Ein stärkerer Römereinfluss in Ostwestfalen als bisher angenommen sollte kein Tabu mehr sein, und auch über das Jahr +16 (Abzug des römischen Militärs) hinaus diskutiert werden können.

Wie sehr Imperialmacht, Kultur und Alltag außerhalb des eigenen Staatsgebietes prägen, zeigt uns die aktuelle Zeitgeschichte an Beispielen in Afrika und Asien, wo Warlords im Interesse der jeweiligen Weltmacht 'Befriedungspolizeien' kommandieren und das Imperium mit Armeen nur eingreift, wenn die einheimische Machtelite versagt.

Um Christi Geburt hielt Rom es in Palästina nicht anders: In Judäa war Herodes zum König (rex) eingesetzt, man sparte solange an militärischem Einsatz, wie seine dynastischen Nachfolger ruhige Geschäfte garantieren konnten. Erst +70 beim Ausbruch des 1. Jüdischen Krieges machte Rom es zur Provinz seines Staates. Galt die gleiche politische Strategie mit umgekehrtem Vorzeichen in der Germania Magna? War der berühmte Armiussieg vielleicht gar nicht so bedeutend, wie uns besonders seit der Renais-



- HEUTIGE KIRCHE
- ERGRABENE FUNDAMENTE
- GRABUNGSGRENZEN
- GRABUNGSGRENZEN
- STÖRUNG
- PFOSTENGRUBE
- AUSBRUCHGRUBE
- MAUERWERK
- GRUBENHUTTE
- b • BESTATTUNGEN
- v • VERMAUERTER TURMDURCHGANG



- ERGÄNZUNGEN L. MÖLLER
- MAUERWERK
- AUSBRUCHGRUBE
- PFOSTENGRUBE

Abb. 1: Fundamente der Stapelager Kirchen [Möller 1998, 99]

sance und dann später im 19. Jh. erzählt wurde? Vielleicht funktionierten die heimischen Warlords in der Mehrzahl ja durchaus in Roms Sinn, so dass Germanicus in Ruhe anderswo eingesetzt werden konnte, ohne germanisch/römische Beziehungen zu gefährden oder gar aufzugeben.

Die Neufunde der letzten Zeit und die Verwunderungen über die Altfunde, welche die Germanen den Römern annähern in Handel, Recht und Glaube, sind dann jedenfalls leichter erklärbar.

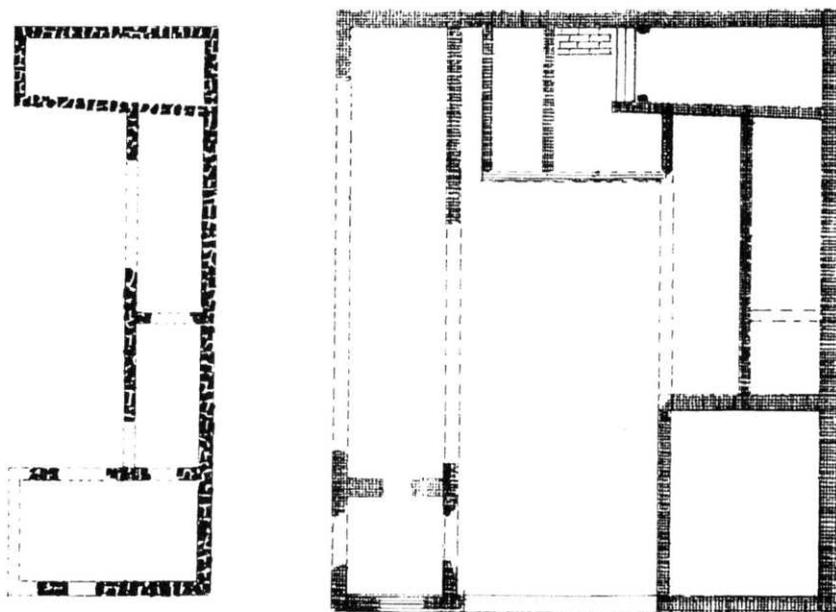
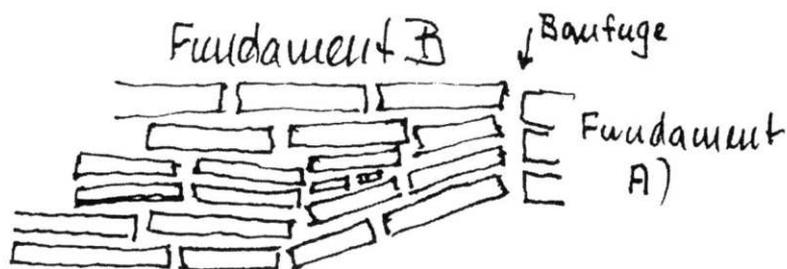
Die Ausgrabungen von Leopold Möller in Stapelage

Nach einer ersten Einführung berichtete Marianne Koch über die Ausgrabungen in Stapelage durch Leopold Möller. Grundlage des Vortrages bildeten im Wesentlichen die Veröffentlichungen von Möller [1967; 1998] und Gaul [1962]. Möller war der ehemalige Bürgermeister der Stadt Lage, zu der auch die Gemeinde Hörste/Stapelage gehört. Er initiierte und leitete sämtliche Ausgrabungen zur Stapelager Kirche und ihrem Umfeld in den Jahren 1961–64, 1966–68 und 1972. Zusammen mit seinem Mitarbeiter Albert Krompholz entdeckte er vier vorgotische Kirchenbauten, teilweise mit einem sehr massigen Turm (Mauerstärke 1,3 bis 1,4 m), drei Spitzgräben und einen Herrenhof (Curtis, heute unter dem Gemeindeparkplatz), dessen früheste Bauphasen an die römische Tradition der römischen „villae rusticae“ erinnern.

Stapelage ist kein bedeutender Ort, hat kaum alte Tradition und nennenswerte Geschichte. Der Ort ist abgelegen; bis in die 50er Jahre des 20. Jhs. gab es nur einen öffentlichen Feldweg (inzwischen Kreisstraße) und einen Waldweg, um nach Stapelage gelangen zu können. Immerhin scheint der Waldweg früher ein Hellweg gewesen zu sein, ist doch die Stapelager Schlucht einer der Durchgänge durch den Osning (später Teutoburger Wald). Heute ist dieser Waldweg durch den nahen Truppenübungsplatz abgeschnitten.

Urkundlich erwähnt wird Stapelage bzw. die Kirche von Stapelage erstmals 1185. An den archäologisch verantwortlichen Stellen in Münster und Bielefeld war man daher nicht der Meinung, dass sich Grabungen lohnen würden, bzw. dass man etwas Nennenswertes würde finden können. Trotzdem gelang es Möller bei der Renovierung der Kirche mit viel Privatinitiative, Grabungen zu initiieren. Zunächst wurden Grabungen in und an der Kirche durchgeführt. Dabei fanden sich die Fundamente mehrerer Vorgängerbauten, der früheste Steinbau wird mit Keramik, direkt unter den Fußböden, auf die Mitte des 8. Jhs. datiert (Abb. 1).

Möller und Krompholz waren im streng wissenschaftlichen Sinne Laien und rieben sich hart mit der Fachwelt. Dort wollte man zunächst überhaupt nichts von der mittelalterlichen Bedeutung Stapelages wissen, ja, weigerte sich lange, überhaupt vor Ort die Grabung zu besichtigen. Besonders schwie-



BAU "A"

 BAU "B"
 SICHERE REKONSTRUKTION
 VERMUTUNG

Abb. 2: Fundamente Turmanschluss [Möller 1998, 103]

Abb. 3: Baustufen A und B des Steinwerks in Stapelage [Möller 1998, 69]

rig war die Zusammenarbeit mit Anton Doms vom Landesdenkmalamt Außenstelle Bielefeld. Nach endlich erfolgter Zusage von amtlicher Besichtigung und Grabung versprach dieser Messungen und Fotos von seinen Grabungen, lieferte aber nie. Zum Glück dokumentierte Möller nach den ersten Wochen selbst, oft genauer als die meisten studierten Ausgräberkollegen, zusätzlich ließ er sich die bei Doms abgegebenen Funde quittieren.

Der Einfluss Möllers als Lager Bürgermeister und Leiter der landeskirchlichen Einrichtung „Haus Stapelage“ ließ die Zeitungen immer öfter über die Grabungen und Entdeckungen berichten, so dass sich schließlich auch die Fachwelt seinem Urteil anschloss, die Stapelager Kirche sei mindestens 1.200 bis 1.250 Jahre alt. Aufgrund seiner Arbeit wurde Möller zum archäologischen Fachmann für Stapelage. Es zeigt sich an seinem Beispiel, dass die Fachwelt ohne den unverstellten Blick des neugierigen Laien vor Ort oftmals in bürokratischen Schreibstuben verkümmern würde. Es wird Zeit, dass – auf gleicher Augenhöhe, aber aus verschiedenem Blickwinkel – Fachmann und Laie unsere heimische Geschichte neu diskutieren und sich gegenseitig anregen lassen, ohne sich zu diskriminieren.

Bei weiteren Nachgrabungen am Kirchturm wurden unter den bisher ausgegrabenen Fundamenten weitere Fundamente gefunden, die teilweise gegenüber dem Haupt-Kirchenbau um ca. 15° gedreht sind, analog zum schräg gestellten Chor der Vorgänger-Kirchen. Zunächst wurde vermutet, die Fundamente wären quadratisch, außen 7,2 m mit einem Innenraum von 4,5 m im Quadrat, und würden dem ersten Kirchenbau vorangehen.

Auffällig war jedoch, dass die Fundamente des Turmes (B) zu den ersten Kirchenfundamenten (A) hin flacher wurden (Abb. 2), so als ob diese zur Bauzeit des Turmes bereits belastet waren und nicht so tief abgegraben werden konnten. Daher wurde später entschieden, dass die Turm-Fundamente nur U-förmig sind und an das bestehende Fundament der Kirche angefügt wurden, der erste Kirchbau also bereits bestand, als dieser Turm erbaut wurde. Diese These wird von Leiermann [2006c] jedoch in Frage gestellt; er sieht keinen Sinn darin, einen Turm auf einer Seite mit einem schwächeren Fundament zu versehen. Die beschriebene Fundlage spricht aber in diesem Fall ohne Nachuntersuchung doch eher für den Turmanbau an die bestehende Kirche.

Bei den Ausgrabungen am Turm fanden sich vorkarolingische Brandgruben sowie ein als Opferstelle identifizierter Herdblock noch unter den tiefsten Turmfundamenten. Neben vorzeitlichen Funden fanden sich auch noch römische Keramik, ein Mahlstein sowie mehrere Bestattungen. Zwei der Bestattungen waren besonders auffällig, da sie in sterilem gelben Sand mittig im Innenraum der Fundamente des ersten Turmes aufgefunden wurden, jedoch gestört durch spätere Turmfundamente.

Der heute erhaltene Kirchturm (erbaut vermutlich 1100–1120) wurde teilweise auf den Grundmauern eines Vorgängerbaues und der wiederum teilweise auf den Fundamenten des Original-Turmes mit den 1,4 m starken Fundamenten erbaut. Der heutige Turm hat nur etwa ein Viertel der Grundfläche des ersten Turmes und wesentlich dünnere Mauern.

Hinter der Westwand des Heizungsraumes der Kirche wurde bei Erweiterungsarbeiten ein Spitzgraben gefunden, der wesentlich tiefer liegt als die tiefsten Fundamente der ersten Kirche. Die Lage des Spitzgrabens (im Heizungskeller der Kirche) ist, besonders in Relation zu den ersten karolingischen Kirchenfundamenten, der bisher beste Hinweis auf eine frühere, mutmaßlich römische Nutzung des Geländes.

Ein weiterer Spitzgraben wurde im Norden des Geländes im Pfarrgarten (angeblich verfüllt mit Material von +750) nach einem Hinweis auf eine vergleichbare Situation in der Curtis Fulda gefunden. Ca. 80 m westlich fand sich bei Straßenbauarbeiten zufällig ein anderer Spitzgraben, dieser konnte jedoch nicht genauer untersucht werden. Zur genauen Position dieses Spitzgrabens liegen leider zudem widersprüchliche Informationen vor. Im Pfarrhof wurde bei Kanalarbeiten außerdem ein „sächsisches Grubenhaus“ angeschnitten und nahebei eine „Bauernburg“ von 1200 aufgedeckt – ein gemauertes, zweistöckiges Gebäude zum Schutz der Ernte wie der Bewohner. Interessant ist auch der Hinweis auf einen Turmhügel in der Nähe des Geländes, auf einer Anhöhe hinter dem „Haus Stapelage“. Sichtbar ist dort oberflächlich heute nichts, außer einer gewissen Terrassierung sowie Anzeichen von Steinbrucharbeiten.

Nachdem die Grabungen an der Kirche unerwartet alte Befunde ergeben hatten, wurde auch nach einer „curtis“ gesucht, die in alten Berichten erwähnt war. Im Jahre 1185 gründeten danach westfälisch/sächsische Grafen und Edelherrn, alle Parteigänger des 1180 gestürzten Heinrich des Löwen, das Kloster Marienfeld, um ihr Eigentum dem Zugriff des neuen westfälischen Herzogs, des Erzbischofs von Köln, zu entziehen. Widukind von Schwalenberg brachte „Kirche und curtis Stapaluga“ als Grundausrüstung ein, hier wird Stapelage erstmals urkundlich erwähnt. Zu den Klostergründern gehörte auch Bernhard II. zu Lippe, an dessen Sohn und Herrschaftsnachfolger Stapelage verlehnt wurde. Frühere Eigentums- und Besitzverhältnisse sind unklarer, das Kloster Werden in Essen wird an erster Stelle genannt. Andere vermutete Besitzverhältnisse wie Abdinghofkloster in Paderborn können nicht sicher belegt werden. Den Urkundenausdruck „Kirche und curtis“ nahm Möller jedoch ernst und suchte nach der „curtis“. Verdächtig war dabei eine einzelne, nicht der Kirche gehörende Parzelle auf dem Gesamtgelände mit dem Namen „Das Steinwerk“. Unter einer bis zu einem Meter dicken Schuttschicht fanden sich die Reste einiger Steingebäude.

Den Untergrund des Grundstückes bilden Löss- und Geschiebelehm auf Muschelkalkformation. Darüber liegt eine Schicht alten Kulturbodens. Etwa 60 cm unter dem tiefsten Steinfußboden im Nordosten des Bauwerkes fanden sich Siedlungsspuren in der Form von datierbaren Keramikstücken, die der vorrömischen Epoche angehören. Erst an der oberen Kante des Kulturbodens fanden sich wieder datierbare Keramikscherben, diesmal aus dem 8. bis Anfang des 9. Jhs. An anderer Stelle lag direkt unter dem Fußboden der Baustufe A (Abb. 3 links) Keramik, die in das Ende des 10. Jhs. datiert wurde. Die Baustufe A mit 23,7 x 8,6 m weist eine sehr saubere Mauertechnik in hartem Kalkmörtel auf, die Baustufen B bis F gehören dem 12. bis 19. Jh. an.

Was von derartigen Keramik-Datierungen zu halten ist, wurde bereits 1994 durch H.-U. Niemitz [1994] klargestellt. Die Keramik ändert sich praktisch nicht im frühen Mittelalter, zeitliche Einteilungen sind künstlich und basieren auf Vordatierungen (z.B. die angebliche Wikingerzerstörung von Trier). Generell ist auf dieser Basis (das zeigen die Zitate der Fachleute) keine absolute Chronologie aufstellbar, keine sinnvolle Datierung möglich.

Die Baustufe B (Abb. 3 rechts) überdeckte mit 25,2 x 23,0 m die Baustufe A vollständig. Der Innenhof war nur von Südwesten her zu begehen, der Hof der Baustufe A öffnete sich nach Nordwesten. Im nordöstlichen Bereich wurde ein Kamin eingebaut, der eventuell auch schon aus einer Periode zwischen den Baustufen A und B stammen kann. Das Mauerwerk der Stufe B ist gröber als das der Baustufe A, zum Mörtel wurden keine Aussagen getroffen.

Möller verwies in Privatgesprächen energischer auf die Ähnlichkeit der Anlage mit einer römischen „villa rustica“, als er dieses in seinen Veröffentlichungen machte [Möller 1998, 79].

Zum Vergleich sei hier die Villa von Boscoreale (Abb. 4) dargestellt, nahe Pompei, beim Vesuvausbruch +79 verschüttet und zu Anfang des letzten Jahrhunderts ausgegraben [Oettel 1997]. Die villae rusticae waren bei den Römern nach einem einheitlichen Grundplan konzipiert, sie variierten aber nach Größe und Nutzungsart. Die Hofgebäudeanordnung war in der Regel gleich; Säulengänge waren oft vorhanden, aber nicht immer, so auch in Boscoreale nicht. Diese Höfe scheinen sich über Jahrhunderte bewährt zu haben. Ganz besonders interessant ist die nahezu vollkommene Übereinstimmung der Position der Ofenanlagen: bei Möller „Kaminzimmer“ genannt, in der Vesuvvilla (oben, mittig) als Baderäume gesehen.

Die Logistik des Varus

Gastredner des Nachmittags war Dr. Horst Leiermann mit seinem Vortrag über die Logistik des Varus. Der Referent, wohnhaft in Essen, von Beruf Architekt, hat über Stadtentwicklung im Mittelalter promoviert und forscht

über die römische Präsenz in Nord- und Osteuropa. Er hat die Theorie, dass das antike Rom umfassender, intensiver und länger in Germania Magna präsent war, als die Lehr- und Fachbücher dieses vermelden. Grundlage seiner Gedankengänge sind universelle technische, logistische, militärische und wirtschaftliche Notwendigkeiten, die ein imperialistisch agierender Staat (bzw. Volk) zwingend befolgen muss. Deren spezielle römische Ausprägung, wie sie in fast allen sonstigen römischen Provinzen und Kolonien unbestritten vorzufinden und auch archäologisch nachgewiesen worden ist, überträgt Leiermann auf hiesige Regionen und gewinnt so Erkenntnisse und Ansatzpunkte für die weitere Forschung vor Ort. In seinem Vortrag erklärte er, dass man Römerlager nur finden kann, wenn man sich der „Logistik des Varus“ bewusst ist. Hierzu führte er zwölf wesentliche Punkte auf:

1. Varus verlor nach den Berichten (Tacitus, Cassius Dio, usw.) drei Legionen, mindestens diese müssen also in Germanien unterwegs gewesen sein.

2. Rom hatte keine Luftlandtruppen. Also müssen mindestens diese drei Legionen durch die Region marschiert sein und dort gelagert haben.

3. Rom verfügte über keine Kühlkette für die Versorgung der Legionen mit Nahrungsmitteln. Das heißt, man benötigte Frischgemüse (sonst Skorbut!) vor Ort, welches angebaut werden musste. Feldraster sind die Folge.

4. Die Tagesleistung einer Legion beträgt etwa 25 km. Diese Zahl gibt auch noch Clausewitz an.

5. Es war römische Heeresvorschrift, dass allabendlich ein festes Lager aufgesucht werden musste.

6. Aus 4. und 5. ergeben sich zwangsläufig Lagerketten.

7. Man zog am 1. März ins Feld. Im Herbst erfolgte der Rückmarsch in die Winterlager. Die Römer waren mindestens 18 Jahre (-9 bis +9) in Germanien unterwegs, sind also mit ihren Legionen (Sommer- und Winterlager) rund 36 Mal durch Germanien gezogen. Dabei wurden oftmals die gleichen Lager belegt. Ehemalige Lagerstandorte sind nicht notwendigerweise an Funden zu erkennen. Die meisten Teilstücke der römischen Eifelwasserleitung nach Köln haben nicht einen einzigen Fund. Es gab sogar Lagergruppen, weil es z.B. zur Vermeidung von Diebstählen vorteilhaft war, wenn jede Legion ein eigenes Lager hatte.

8. Marschlager für nur eine Nacht waren die Ausnahme. Vermutlich blieben in allen Lagern Depots und Wachen zurück. Sie wurden beim Rückmarsch aufgerollt. So macht das jede Armee.

9. Jede Armee besetzt Knotenpunkte, d.h. Pässe (Stapelage, Veldrom, ...), Flussübergänge (Kirchohsen, Corvey, Holzminden, ...) und Umladestellen vom Fluss auf den Landweg (Anreppen, Paderborn, ...).

10. Der Transport zu Wasser ist 30 Mal effektiver als zu Land. Deshalb wurden Wasserwege genutzt, wann immer es möglich war.

11. Jede Armee schützt sich mit Auffanglinien, oft in Kombination mit Flüssen, daher Fluss-Limites (Ems, Weser, Leine, Elbe, ...).

12. Anzunehmen, Rom hätte zur Varus-Zeit und bei der Dauer der Aktivitäten in Germanien nur in Zelten und Holzbauten gelebt, ohne Steinbauten, obwohl in Rom, Trier, usw. zeitgleich riesige Steinbauten entstanden, ist wenig wahrscheinlich.

Mit diesen Grundregeln und einem Ausgangspunkt, wie z.B. dem Lager Anreppen als vermutlichem Endpunkt der schiffbaren Lippe, ist es möglich, weitere Standorte zu identifizieren. Die bisherigen Ergebnisse dieser Arbeit kann man in Leiermanns *Gelbbüchern* nachvollziehen.

Er verglich die Effektivität der Archäologen mit der von Kriminalbeamten: Letztere würden derzeit über 90 % aller Mordfälle aufklären (es lohne sich daher nicht zu morden). Die hohe Aufklärungsquote hängt damit zusammen, dass Kripobeamte darin geschult sind, jeder Spur nachzugehen, einen Mordfall also nicht ad acta legen, nur weil sich keine Fingerabdrücke finden lassen. Finden dagegen Archäologen keine hochkarätigen Fundstücke, schließen sie daraus, dass es auch keine Lager gab. Leiermann schlug scherzhaft folgenden Versuch vor: Kripobeamte und Archäologen sollten für ein Jahr ihre Arbeitsplätze tauschen. Das Ergebnis sei mit hoher Wahrscheinlichkeit folgendes: Es würden nach einem Jahr jede Menge Römerlager gefunden, aber die Mörder liefen frei herum.

Corvey – eine römische civitas? Die Thesen von Heribert Klabes

Heribert Klabes arbeitete nach Ende des 2. Weltkriegs als Baustellenleiter an der Behebung der schlimmsten Kriegsschäden am Westwerk der Kirche von Kloster Corvey bei Höxter. Schon damals fielen ihm einige Merkwürdigkeiten und Ungereimtheiten im Zusammenhang mit dem baulichen Befund des Westwerks und seiner offiziellen Baugeschichte auf. Bis zu seinem Tode im Jahre 2001 beschäftigte er sich mit diesem Bauwerk und identifizierte das Ur-Westwerk aufgrund zahlreicher Indizien (verwendeter Mörtel, Säulenstile, Bemalung, etc.) in seinem Kern als ein römisches Bauwerk aus augusteischer Zeit. Klabes' Buch zu Corvey ist 1997 erschienen und wurde in den *Zeitensprüngen* besprochen [Illig 1998]. Der vorliegende Vortrag strukturiert das vorhandene Material jedoch in anderer Weise, als im Buch von Klabes gesehen.

Nach einer ersten Darstellung der im Jahre 821 offiziell beginnenden Baugeschichte, die den Bau der ersten Kirche vor dem Bau des Westwerkes sieht, wurden sogleich die Verwunderungen und Merkwürdigkeiten dieses Bauwerkes dargestellt:

- Das Westwerk hat umlaufende Ringfundamente, es ist ein eigenständiges Bauwerk.
- Das echte Bodenniveau des Westwerkes liegt ca. 50 cm tiefer als das der ausgegrabenen ersten Klosterkirche.
- Das Westwerk bekam später einen Boden, der die Säulenfüße verdeckte und das Niveau im Westwerk dem der ersten Klosterkirche anglich.
- Die zentralen Säulen im Westwerk wurden nie ganz fertig gestellt. Sie wurden in Bossenform in das Bauwerk eingebracht und anschließend in situ bearbeitet. Die korinthischen Kapitelle der Säulen weisen klassisch griechische bis frühromische Stilelemente auf. Die Ausformung der Säulen erfolgte streng nach den Vorgaben des Vitruv.
- Die erste Bemalung der Innenräume ist nicht christlich, sondern erzählt antike Sagen [vgl. Illig 1999, 424]. Es wurde bei der Ausmalung ein seltenes Azurit-Blau verwendet, das im frühen Mittelalter nicht mehr bekannt war.
- Wesentliche Teile des Westwerkes wurden mit witterungsbeständigem Kalk-Ziegelkleinmörtel gebaut im Gegensatz zur Klosterkirche und späteren Auf- und Umbauten des Westwerkes, die in Luftkalkmörtel erfolgten und schnell verfielen. Es wird in Frage gestellt, dass im frühen Mittelalter Ziegelklein-Mörtel oder auch „opus caementitium“ bekannt waren.
- Teilweise wurden Fensterbögen als „etruskische Bögen“ ausgeführt. Diese Bögen sind heute „wegrestauriert“, d.h. hinter normalen Bögen versteckt.

Hieraus ergibt sich, dass das Westwerk von Corvey in seinem Kern ein antikes Gebäude aus augusteischer Zeit ist. Als inneren Kern sieht Klages eine Viersäulen-Halle, die später zu einem Quadrifrons (s. S. 196) erweitert wurde. Ob dieser Umbau zum Quadrifrons noch in augusteischer Zeit erfolgte oder aber spätantik ist, bleibt noch ungeklärt, die Meinungen hierüber gehen auseinander. Das Gebäude wurde später (wahrscheinlich erst im 10. Jh.) von den Mönchen übernommen und umgebaut. Die Klosterkirche ist ein Anbau an das bestehende Gebäude, das zum Westwerk der Kirche umfunktioniert wurde.

Anschließend wurde der Frage nachgegangen, wie denn ein solches antikes Gebäude an die Weser gekommen sein kann. Über die verfügbaren Quellen zu den militärischen Aktionen der Römer (Tacitus, Cassius Dio, ...) und den bisher vorhandenen Funden an der Lippe, sowie Funde einer Römerstraße zwischen Schwaney und Neuenheerse wurde die von Klages konstruierte mögliche Lagerkette mit dem Endpunkt Höxter/Corvey dargestellt. Das höxterische Tal selbst wurde kritisch beleuchtet mit den Funden an der Höxterischen-Landwehr (Turmfundamente teilweise in Kalk-Ziegelkleinmörtel) und der 2 m tief liegenden „Untergrundstraße“ in römischer Bautechnik parallel zum Grubekanal mit dem exakten Endpunkt „Westwerk“, sowie den Luftbildhinweisen auf zwei Lager im Tal. Erste Probegrabungen an den vermuteten

Lagerstandorten vor einigen Jahren waren jedoch nicht von Erfolg gekrönt. Heute ist das Gelände größtenteils überbaut. Besondere Bedeutung kommt den römischen Bleirohrfunden von „tom Roden“ zu, einer Siedlungsstelle in der Nähe von Corvey, die von Leiermann [2005b] in seiner ersten Ausbaustufe für eine römische Therme gehalten wird. Das Blei der Rohre hat eine vergleichbare chemische Zusammensetzung wie ein römischer Bleibarrenfund bei Haltern. Später wurde das Gelände und die Gebäude von „tom Roden“ von den Mönchen als Propstei genutzt.

Danach wurde im Detail auf die mögliche Bauentwicklung auf dem Gelände in römischer Zeit über die Viersäulenhalle und den Quadrifrons hin zu einer vollständigen „civitas“, einer Verwaltungseinheit mit einer Umfassungsmauer und Wachtürmen, sowie einem rückwärtigen Tor mit Brücke über die Weser eingegangen. Schon 1958 waren die römischen Anklänge aufgefallen:

„Man kann jetzt wohl nicht mehr die außergewöhnliche Tatsache bezweifeln, dass das Castrum Corbeiense nach dem Schema des römischen Heerlagers angelegt worden ist.“ [Rave 1958]

Zum Abschluss des Vortrags wurde dann noch auf die weiteren Indizien für eine römische Vergangenheit des Westwerkes eingegangen:

- Es existiert ein Bericht über den Fund einer Säule aus rötlichem, geglätteten Marmor bei der Grundsteinlegung der ersten Klosterkirche. Die Grundsteinlegung erfolgte also keineswegs auf der „grünen Wiese“.
- Es fanden sich Fundamente mit Ziegelkleinmörtel unter dem Choranbau sowie Relikte eines alexandrinischen Mosaik-Fußbodens mit Porphyre-Einlagen.
- Es gibt Funde von zusammenhängendem, umfangreichem, umgestürztem Mauerwerk auf der Ebene der „karolingischen“ Fundamente – diese können daher nicht selbst karolingisch sein.

Nach den Berichten der Mönche benötigte man für die Konventgebäude (130 m lang) nur ein Jahr Bauzeit. Warum wurden dann 22 Jahre für die Kirche mit weniger Baumasse benötigt? Warum wurden die Konventgebäude unter Berücksichtigung des „zukünftigen“ Westwerkes gebaut? Oder waren die Gebäude etwa doch längst vorhanden? Textquellen berichten von der „villa regia huxori“, einem „Steinhaus“, welches die Mönche übernahmen.

Auf dem Schlossgelände wurde ein Glasschmelzofen gefunden, die Glasschmelzen waren antik/mediterran [Stephan 2000]. Ausgrabungen im Umkreis des Klostergeländes zeigen ein weitläufiges, später aufgegebenes Siedlungsgelände [ebd.].

Aus den Reihen der Zuhörer ergaben sich noch Hinweise auf einen nicht unerheblichen, spätantiken Münzfund in der Nähe von „tom Roden“, der

heute in Verwahrung der Schlossbesitzer von Corvey sein soll und nie offiziell publik gemacht wurde. Diesem Hinweis muss noch weiter nachgegangen werden.

Nachtrag

Im Zusammenhang mit der Phantomzeitthese ist die Römerzeit in unserer Region sehr interessant, denn im Gegensatz zu den Regionen auf der anderen Seite des römischen Limes besteht nach offiziellem Forschungsstand in Norddeutschland zunächst einmal nicht so einfach die Möglichkeit, den Römern steinerne Gebäudereste zuzuordnen, um auf diese Art und Weise das frühe Mittelalter zu leeren. Neben einigen Holz-Erde-Konstruktionen wird den Römern in der Region nach aktuellem Forschungsstand noch immer kein einziger Stein gelassen. Steinbauten der Römer im Raum Ostwestfalen-Lippe sowie im nordeutschen Raum würden Möglichkeiten bieten, solche Bauten auch vor der Phantomzeit einordnen zu können. Hierfür kommen vor allem auch alte dörfliche Kirchtürme als umgebaute Wehrtürme der Römer in Betracht [Leiermann 2006c], aber auch größere Repräsentanzbauten – das prominenteste Beispiel ist sicherlich das Westwerk der Klosterkirche von Corvey bei Höxter [Klabes 1997]. Die Phantomzeitthese wurde während der Veranstaltung jedoch bewusst im Hintergrund gehalten, um die Zuhörer nicht zu überfordern.

Ziel des Vortrags über Stapelage war nicht zuletzt ein Erinnern an die inzwischen schon Jahrzehnte zurückliegenden Ausgrabungen, die auch im Orte bei den jüngeren Gemeindemitgliedern kaum mehr präsent sind. Das letzte Wort zu den Datierungen ist in Stapelage noch nicht gesprochen. Eine weitere Verfolgung der gefundenen Spitzgräben würde sich anbieten, sowie eine Entnahme und Untersuchung von Mörtelproben in ersten Turmfundament und Steinwerk. Da sich der Boden des heutigen Gemeindeparkplatzes über dem Steinwerk senkt, könnte sich in nächster Zeit eine günstige Gelegenheit für weitere Untersuchungen bieten. Möglicherweise sind erste Baustufen des Steinwerkes spätantik, beim vermutlich angebauten ersten Turm ist eine frühe Entstehungszeit jedoch sehr fraglich. Die Spitzgräben können dagegen, wie auch der Kalkbrennofen, eventuell auch schon aus augusteischer Zeit sein. Luftbilder aus der Umgebung geben zusätzlich Hinweise auf mögliche römische Lagerstandorte [Bökemeier 2004, Leiermann 2006c]. Die Kirchenbauten könnten eventuell im frühen 7. Jh. beginnen, aber auch komplett ab der Mitte des 10. Jhs. in schneller Folge angesiedelt werden. Die bisherigen Keramikdatierungen sind dabei aus den bekannten Gründen [Niemitz 1994] kein großes Hindernis. Unter Berücksichtigung der Phantomzeit ergibt sich für die Folgebauten in jedem Fall ein gleitender Übergang ins 10. Jh.

Leiermann ist kein Vertreter der Phantomzeitthese, er will (noch) nicht auf den großen Karl und den heiligen Ludgerus (Essen) verzichten. Aber er ist über die These im Bilde durch intensive Kontakte mit Dieter Helbig und Ewald Ernst. Der römische Charakter von Corvey wird dagegen von ihm gesehen [Leiermann 2006b] und mit Nachdruck vertreten.

Auch Heribert Klages kannte die Phantomzeitthese, dafür bürgt Horst Nitz als langjähriger Mitstreiter von Klages. Er wollte jedoch nicht zusätzlich zu seinen für die Fachwelt schon provokativen Thesen weitere Angriffsflächen bieten, auch wenn die Phantomzeitthese viel Sinn machen würde für die fortgesetzte Existenz eines solchen römischen Bauwerks im 10. Jh.

Ort der Varusschlacht

Obwohl wir uns sehr bemüht haben, das Thema „Ort der Varusschlacht“ während der Veranstaltung aus den Beiträgen auszugrenzen, war es natürlich doch ein Thema der Gespräche an der Kaffeetafel, es wurden in dieser Hinsicht zahlreiche neue Kontakte geknüpft und Informationen ausgetauscht. Eine dieser Informationen war im Nachgang der Veranstaltung der Hinweis auf römische Spitzgräben in Kalkriese, die ihren Weg von Leiermann über D. Helbig an die richtige Stelle fand, welche in der Folge das Rauschen im Zeitungsblätterwald Anfang November vom *Westfalenblatt* über *BILD* und *WELT* bis hin zum *SPIEGEL* verursachte und vorläufig in der buchstäblich aus allen Nähten geplatzen Veranstaltung im Lippischen Landesmuseum zu Detmold am 15.11. 2006 gipfelte. Dort wurde mehr als deutlich, dass Kalkrieses Ansprüche, als Ort der Varusschlacht zu gelten, durch nichts belegt sind, was nicht heißen soll, dass es zur Zeit überhaupt einen anderen irgendwie besser belegten Ort gibt. Das aber ist kein Argument für Kalkriese.

Dass bei Kalkriese eine Schlacht mit römischer Beteiligung stattgefunden hat, ist unstrittig. Münzfunde, historische Berichte und die Form der Nachbestattung sprechen allerdings gegen Kalkriese als Ort der Varusschlacht. Aber auch für Lippe als Austragungsort sprechen weder archäologische Fundlage noch die historischen Quellen, denn ihre aktuellen Übersetzungen sind mit Vorsicht zu betrachten. Das wenigstens zeigt die Arbeit von Friebe [1999], die sogar einen Ort der Varusschlacht bei Halberstadt nahe legt. Das Quellenstudium im lateinischen Original, d.h. ohne Punkt, Komma und Wortzwischenraum, sollte Pflicht eines jeden ernsthaften Varus-Forschers sein. Hier kann jede Kritik an Forschungen ansetzen, welche über die historischen Quellen die Schauplätze der Schlacht in Lippe ansetzen und unreflektiert mit Begriffen wie „Teutoburger Wald“, „Lippe“, „Ems“, usw. hantieren. Letztlich kann man aber auch die gesamten Quellen und ihren Wahrheitsgehalt selbst in Frage stellen [Topper 1996].

Inzwischen liegt eine anonyme Anzeige vor, die den Verantwortlichen von Kalkreise Fundunterschlagung vorwirft. Es geht dabei um das bereits 1992 bei Kalkriese gefundene Schutzblech einer bronzenen Schwertscheide mit der Aufschrift „LPA“ (Legio Prima Augusta). Schon 1996 wurde bestätigt, dass die 1. Legion Germanica mit der Varusschlacht im Jahr +9 nichts zu tun gehabt, sondern erst +14 bis +16 in die Kämpfe eingegriffen hat. Die Öffentlichkeit sei wider besseres Wissen mit dem Zurückhalten wissenschaftlicher Tatsachen getäuscht worden, so der Anzeigentext. Auch die Gemeinnützigkeit der Kalkrieser GmbH soll demnächst überprüft werden [Pape].

In jedem Fall sollten die Schilder „Varusschlacht Kalkriese“ an der Autobahn bei Osnabrück schnell verschwinden, das ist jedenfalls nahezu einhellige Meinung in Lippe und nicht nur dort ... Aber vielleicht sollte man dann auch besser erst einmal das Hermannsdenkmal bei Detmold abbauen oder zumindest verhüllen, bis man Genaueres weiß.

Literaturverzeichnis

- Bökemeier, Rolf (2004): Römer an Lippe und Weser; Hörter
- Doms, Anton (1965): Grabungen zur mittelalterlichen Baugeschichte. Berichte: Stapelage, Westfalen, Band 43, Heft 1/2
- Friebe, Rainer F.H. (1999): ... gesichert von Türmen geschützt vom Schwert. ...; Halberstadt
- Gaul, Otto (1962): Die Ausgrabungen in der Kirche von Stapelage; in: *Lippische Mitteilungen*, Band 31
- GEFAO (2002): Kirchlangern <http://www.gefao.de/html/seiten/aktuell/kirchl.html>
- (2003): Paderborn <http://www.gefao.de/html/seiten/projekt/balhorn.html>
- Grote, Klaus (2005): Römerlager Hedemünden; Hann. Münden
- Illig, Heribert (1998): Römisches Corvey? Heribert Klabes These, in: *Zeitensprünge* 10 (3) 492-496
- (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit; in: *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438
- Klabes, Heribert (1997): Corvey – Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas; Hörter
- Koch, Marianne (2006): Vortragsunterlagen (Stapelage), unveröffentlicht
- Leiermann, Horst (2005a): Gelbbuch 1. 2000 Jahre Tiberius; Essen
- (2005b): Gelbbuch 2. Aquädukt Hildesheim, Praefurnium tom Roden; Essen
- (2006a): Gelbbuch 3. Römische Feldraster; Essen
- (2006b): Gelbbuch 4. Rasterstädte - Corvey usw.; Essen
- (2006c): Gelbbuch 5. Wehrtürme; Essen
- (2006d): Vortragsunterlagen (Logistik), unveröffentlicht
- Lobbedey, Uwe (1972): Nachträge zur Baugeschichte der Kirche in Stapelage, in: *Westfalen*, Band 50, Heft 1-4
- LWL (2006): Pressemitteilung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe vom 22.11.2006 <http://www.lwl.org/pressemitteilungen/mitteilung.php?urlID=16589>
- Menting, Georg (2006): Veranstaltungsnotizen (Logistik), unveröffentlicht

- Möller, Leopold (1967): Der Herrenhof (Curtis) Stapelage und sein Steinwerk, in: *Lippische Mitteilungen*, Band 36
- (1998): Stapelage. Zwischen Sachsenmission und Gegenwart; Detmold
- Neujahr (2006): Neujahrsgruß 2006. Neujahrsbericht der Altertumskommission für Westfalen
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung, in: *Zeitensprünge* 6 (2) 40-59
- Nitz, Horst / Weeg, Hans (2001): Heribert Klages gestorben, in: *Zeitensprünge* 13 (3) 551-552
- Oettel Andreas (1997): Zur Aufbewahrung und Verwendung der Silbergefäße in der Silberschatzvilla von Boscoreale nahe Pompei, in *Der Hildesheimer Silberschatz. Original und Nachbildung. Vom Römerschatz zum Bürgerstolz*, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung (Hg. Boetzkes, Manfred / Stein, Helga); Hildesheim
- Otte, Andreas (2006): Vortragsunterlagen (Corvey), unveröffentlicht
- Pape, Ernst-Wilhelm (2007): Kripo prüft Betrugsvorwurf. Varusschlacht: Hat sich Kalkriese Millionen erschlichen? in: *Westfalenblatt*, 20.3.
- Rave, Wilhelm (1958): Corvey; Münster
- Spiong, Sven / Wemhoff, Matthias (2006): Worüber die Schriftquellen schweigen: Die archäologischen Befunde zur Stadgenese Paderborns, in: *Scherben der Vergangenheit. Neue Ergebnisse der Stadtarchäologie Paderborn*; München
- Stephan, Hans-Georg (2000): Studien zur Siedlungsentwicklung von Stadt und Reichskloster Corvey, 3 Bände; Neumünster
- Topper, Uwe (1996): Wer hat eigentlich die Germanen erfunden? in: *Zeitensprünge* 8 (2) 169-185
- Waldgirmes (1999): <http://www.waldgirmes.de/roemer/index.htm>
- WDR5 (2004): Römer bei Soest. Geschichte Westfalens wird von Archäologen neu geschrieben. Gespräch mit Werner Melzer, Sendung *Leonardo*, vom 02.09.2004, http://www.wdr5.de/sendungen/leonard/manuskript/ms040902schwerpunkt_archaeologie.pdf

Andreas Otte, Dalbker Str. 54a, 33813 Oerlinghausen

Nachtrag: Seit dem 10.3. wird in Höxter eine Dokumentation zum „Ersten Varus-Jahr“ gezeigt, die auch der umstrittenen These, ob Corvey römisch war, auf den Grund gehen möchte. Eröffnet wurde die Ausstellung „durch den Landtagsabgeordneten Heinrich Kemper aus Lage. Organisiert wurde die Veranstaltung von einer Gruppe nicht-amtlicher Forscher um den Essener Architekten Horst Leiermann“, so das *Westfalenblatt Höxter* vom 7.3. 2007.

Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*

Die Identität zwischen Ambrosius Aurelianus und Arthur

Renate Laszlo

Nach dem Abzug der römischen Besatzung aus Britannien im 5. Jh. erhofft sich der britannische König Vortigern Unterstützung gegen die angreifenden Picten und Scoten durch die germanischen Stämme vom europäischen Festland. Was als freundschaftliche Waffenhilfe von Vortigern erwartet wird und zuerst vielleicht auch von den Angeln, Sachsen und Jüten beabsichtigt ist, wächst sich schnell zu einer feindlichen Besiedelung und einer gewaltsamen, rücksichtslosen Eroberung aus, die um die Mitte des 5. Jh. beginnt und durch den erwachenden Widerstand der Britannier zwar temporär verzögert und lokal etwas aufgehalten, aber nicht gänzlich verhindert werden kann.

Ambrosius Aurelianus

Über diese Ereignisse in Britannien berichtet der zeitgenössische Geschichtsschreiber Gildas in dem Werk *De Excidio et Conquestu Britanniae*, das nur noch in zwei Kopien erhalten ist, die als Manuskripte „A“ und „B“ bezeichnet, in Cambridge aufbewahrt und dem 13. und 14. Jh. zugeordnet werden.

Gildas

Die Identität und die Lebensdaten des Chronisten lassen sich nur bedingt aus seiner Chronik erschließen. Er erzählt, dass er im gleichen Jahr geboren wird, in dem die Belagerung am *Mons Badonicus* stattfindet, nämlich 44 Jahre nach der ersten Ankunft der Angeln und Sachsen in Britannien, so dass sich für die Geburt des Gildas das Jahr 493 ergibt.

Der Historiker lebt noch in der Tradition des römisch-britannischen Bürgertums, das bereits seit dem 2. Jh. mit dem Christentum bekannt ist. Er ist empört über das Unrecht, mit dem sich die heidnischen Angelsachsen als Invasoren erweisen und entsetzt über die Inhumanität, Grausamkeit, Bestialität und Barbarei, mit der sich die vermeintlichen Waffenbrüder das Land aneignen. In der Chronik *De Excidio et Conquestu Britanniae* schreibt er sich seinen emotionalen Frust von der Seele und lässt kein gutes Haar an den widerrechtlichen Eindringlingen.

Gildas, der die Chronik in den ersten Jahrzehnten des 6. Jhs. schreibt, stellt die Unzulänglichkeiten in der britannischen Kirche in ähnlicher Weise dar, wie die im 5. Jh. lebenden Heiligen, St. Germanus, Bischof von Auxerre (407–448) und St. Patrick, der Apostel der Irländer (um 385–461).

Auch die angelsächsische Chronik (*The Anglo-Saxon Chronicle*) nennt 449 als das Jahr, in dem Angeln, Sachsen und Jüten, von Vortigern zur Wafenhilfe eingeladen, unter ihren Anführern Hengist und Horsa mit drei Langschiffen in Britannien eintreffen, und führt als Landeplatz *Hypwinesfleot* an.

Bereits der nächste Chronikeintrag in 455 berichtet, dass Hengist und Horsa gegen Vortigern revoltieren. In dem Kampf bei *Æglesthrep* (wahrscheinlich Aylesford in Kent) fällt Horsa, aber Hengist und sein Sohn Æsc sind erfolgreich und übernehmen unmittelbar danach die Herrschaft in Kent. Sie gründen eine Dynastie, die lückenlos bis zur Christianisierung Englands durch Augustinus um 600 und noch darüber hinaus fortbestehen soll.

Für 456 meldet die angelsächsische Chronik, dass Hengist und Æsc in der Schlacht bei *Creacanford*, dem heutigen Crayford, 4.000 Mann töten und den Rest der Briten zwingen, „Kentland zu verlassen und in großer Furcht nach *Lundenbyrig* (London) zu fliehen“; und für 461 wird berichtet, dass von Hengist und seinem Sohn Æsc 12 britische *Ealdormen* in der Nähe von *Wippledeshleot* erschlagen werden, von denen der regionale Herrscher Wipped namentlich aufgeführt wird.

In 473 schließlich starten Hengist und Æsc einen „unermesslichen Beutezug“, auf dem ihnen „unzählbare Wertsachen durch Raub und Plünderung“ in die Hände fallen und die „Briten mit Feuer und Schwert in die Flucht geschlagen werden“. Diese Mitteilung in der Chronik bestätigt voll und ganz die Berichte von Gildas und Beda über das grausame Blutbad, die Vertreibung der Briten sowie die Verheerung des ganzen Landes von Ost nach West.

Durch die blinde Zerstörungswut und den alleinigen Besitzanspruch der Eindringlinge werden die eingeborenen Briten sukzessive ihrer Habe beraubt, aus ihren Wohnsitzen verdrängt oder umgebracht.

Beda

Wie Gildas sieht auch Beda in dem „von den Händen der Heiden entzündeten Feuer“ ein Strafgericht Gottes für die Britannier, das er mit dem von den Chaldäern entfachten Brand der Mauern und Häuser in Jerusalem vergleicht. In der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* [I/17] schreibt er: So nahm es „auch hier durch die Tat des gottlosen Siegers, ja sogar durch die Fügung des gerechten Richters, vom östlichen bis zum westlichen Meer ohne Hindernis seinen Lauf, alle umliegenden Städte und Felder verwüstend, und bedeckte fast die ganze Fläche der untergehenden Insel. Öffentliche, wie auch private Gebäude stürzten ein, überall wurden Priester an den Älteren erschlagen, Bischöfe und Volk wurden ohne Rücksicht auf ihre Stellung durch Schwert und Flammen gleichermaßen hinweggerafft, und es gab niemanden, der die grausam Getöteten begrub. Einige der bedauernden Überlebenden wurden in den Bergen gefasst und rücksichtslos

niedergemacht; andere kamen, vom Hunger überwältigt, hervor und reichten den Feinden die Hände, um für den Erhalt von Lebensmitteln in ewige Unfreiheit zu gehen, wenn sie nicht doch gleich erschlagen wurden.“

Aus Bedas Bericht, der sich im Wesentlichen auf die Chronik *De Excidio et Conquestu Britanniae* stützt, geht weiter hervor, dass einer Anzahl von Briten die Flucht über das Meer nach Armorica in Nordwestgallien gelingt. Dort hatten sich schon zum Ende des 4. Jhs. die britischen Veteranen aus dem Heer des römischen Statthalters Magnus Clemens Maximus, der sich 383 eigenmächtig in Britannien zum Imperator ernannt und mit einer Heeresmacht aus römischen Soldaten, britischen Söldnern, möglicherweise auch germanischen Hilfstruppen den Kanal überquert hatte und in seiner usurpatorischen Absicht, seine Herrschaft auf das ganze römische Reich auszudehnen, gescheitert war, angesiedelt und die Bretagne (*Britannia minor*) gegründet.

Andere ziehen sich zu einem gefährvollen und kümmerlichen Leben in die Einöden der Berge und Wälder im Westen zurück. In Cornwall und Wales sind heute noch keltische Kultur und Sprachen lebendig.

Aber die Britannier ergeben sich nicht widerstandslos in ihr Schicksal. Nach Beendigung des grausamen Verwüstungsfeldzuges und der Rückkehr der Feinde in ihre Wohnsitze fangen die Briten an, sich allmählich zu erholen. Sie kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und flehen den Himmel an, er möge sie vor gänzlicher Vernichtung bewahren.

Wie Gildas und Beda übereinstimmend berichten, ist ihr Anführer Ambrosius **Aurelianus**, ein besonnener junger Mann von hoher römischer Abkunft, der durch glückliche Umstände als einziger seines Geschlechts den verheerenden Vernichtungskrieg überlebt, während seine königlichen Eltern darin umkommen.

Unter diesem Heerführer sammeln die Briten schnell neue Kräfte, stellen sich den Feinden zur Schlacht und erringen mit Gottes Hilfe den Sieg. Von da an schließen sich eine Reihe weiterer Gefechte mit wechselndem Kampferfolg an und erreichen einen Höhepunkt im 44. Jahr nach der Ankunft der ersten Eindringlinge in Britannien mit der Belagerung des *Mons Badonicus*. In dieser Schlacht am Badonischen Berg erleiden die Angelsachsen eine nicht unbedeutende Niederlage.

Der entscheidende Waffengang bildet die Barriere, die den Sachsen auf ihrem Weg nach Westen und Norden Einhalt gebietet. Er sichert den Briten das Überleben in Cornwall und Wales und zwingt die germanischen Siedler, sich auf den Ostteil und die Mitte der Insel zu beschränken.

Nach der angelsächsischen Chronik, die nur Erfolgsmeldungen für die Invasoren bringt und aus diesem Grund den britannischen Widerstand, die von dem Heerführer Aurelianus geführten Schlachten und die Belagerung am

Badonischen Berg nicht erwähnt, wird England noch das 6. Jh. hindurch von Einwanderungsströmen der Angeln, Sachsen und Jüten überflutet.

Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* verstummt nach dem Jahr 493, in dem die Entscheidungsschlacht unter dem *Dux Bellorum* Ambrosius Aurelianus am Badonischen Berg stattfindet, für fast 100 Jahre, vermutlich aus Mangel an historischen Quellen in dem dunklen Zeitalter. Erst für 582 nimmt der Chronist die Berichterstattung wieder auf mit der Vorbereitung auf die ab 597 einsetzende Christianisierung der Angelsachsen und schreibt über Personen und Ereignisse bis zu den ersten Jahrzehnten des 8. Jhs. Um das Jahr 731 beendet er die Kirchengeschichte des englischen Volkes. Beda stirbt am 25. Mai 735.

Arthur

Wie Gildas' *De Excidio et Conquestu Britanniae* und Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* berichtet auch die *Historia Brittonum* über das britannische Christentum zur Zeit der Römerherrschaft, die Besuche des heiligen Germanus in Britannien, über den heiligen Patrick, andere Bischöfe und Priester sowie die Eroberung Britanniens durch die Angelsachsen und fügt den bekannten Inhalten, Personen und Ereignissen ausführlichere Einzelheiten hinzu, beispielsweise über Vortigerns Heirat mit Hengjsts Tochter, mit der er den Zorn seiner Landsleute heraufbeschwört, ferner über seine vergeblichen Selbstrettungsversuche und sein bitteres Ende.

Die *Historia Brittonum* nennt als das Jahr, in dem die Eroberer zuerst nach Britannien kamen, 447 und an anderer Stelle sogar 347, was aber ein Schreibfehler sein kann. Sie berichtet auch eingehend über den britannischen Widerstand, über die 12 Schlachten zwischen Germanen und Briten, die mit der entscheidenden Niederlage der Angelsachsen am *Mons Badonicus* enden. Nur über Ambrosius Aurelianus verliert die Chronik *Historia Brittonum* kein einziges Wort. Der bedeutende Britannier, dem es nach dem verheerenden Vernichtungskrieg von 473 trotz des unvermindert starken Zuzugs der Sachsen nach Britannien gelingt, den Widerstand zu organisieren, aus den Ruinen eine schlagkräftige Truppe aufzubauen, den Germanen in insgesamt 12 Schlachten Paroli zu bieten, sie am Badonischen Berg zu belagern und überzeugend zu besiegen, dieser britannische Heerführer Ambrosius Aurelianus, der in den anderen Chroniken so hoch gelobt wird und dessen adlige Vorfahren nach Gildas „den Purpur getragen haben“, also Könige oder zumindest römische Konsuln waren, kommt in der *Historia Brittonum* nicht vor, so als hätte es ihn nie gegeben.

Stattdessen taucht in der Chronik ein anderer Name auf, dessen Träger den gleichen Lebenslauf aufweist wie Ambrosius Aurelianus und der dessen

Rolle als *Dux Bellorum Britanniae* in allen Einzelheiten übernimmt. Er wird ebenfalls um die Mitte des 5. Jhs. geboren, überlebt als einziger aus seinem Geschlecht in einem Versteck in den Bergen von Wales den Verwüstungskrieg, in dem seine Eltern umkommen und der Familiensitz zerstört wird, macht nach dem verheerenden Überfall seinen Landsleuten wieder Mut, initiiert und organisiert den britischen Widerstand, führt als Feldherr die Kämpfe gegen die Germanen an und stoppt deren Vormarsch mit der Belagerung und dem Sieg am *Mons Badonicus*, der den Britanniern endgültig ihre Wohngebiete im Westen der Insel sichert.

Die zeitliche und personelle Identität zwischen Ambrosius Aurelianus in *De Excidio et Conquestu Britanniae* einerseits und Arthur in der *Historia Brittonum* andererseits ist so überzeugend, dass es sich bei den beiden Namen um ein und dieselbe Person handeln muss, zumal beide nur alternativ in den Chroniken genannt werden und in keiner Chronik gleichzeitig vorkommen.

Ambrosius Aurelianus ist der römische Geburts- und Adelsname des *Dux Bellorum Britanniae*. Unter diesem Namen erscheint er noch in der zu Beginn des 6. Jhs. verfassten Chronik *De Excidio et Conquestu Britanniae*.

In der *Historia Brittonum* wird er später wegen seiner Tapferkeit Arthur genannt. Die Silbe *Arth* bedeutet im Walisischen „Bär“ und wird als Kurzform für einen Krieger oder starken Mann benutzt, kann aber auch Bestandteil eines männlichen Vornamens sein. Mit der Endsilbe *-ur* in der Bedeutung von „ehrwürdig“ oder „schrecklich“ werden auch noch andere walisische Männernamen gebildet, wie zum Beispiel Gwythur und Gwardur, die gemeinsam mit Arthur in einer Reimtriade des walisischen Gedicht *Kamu y Meirch* (Pferdegedicht) auftreten, das in der *Elegie des Uther Pendragon* im Buch des Taliesin überliefert ist.

Arthur bedeutet „der ehrbare oder schreckliche bärenstarke Mann“ und ist ein Attribut an die Kampfkraft und Stärke des Feldherrn. In einer Schlacht soll er nach einer Überlieferung in der walisischen Literatur allein 960 „schwarze Raben gefressen“, das heißt, 960 Feinde getötet haben.

Dass Ambrosius und Arthur dieselbe Person ist, beweist auch das zu Beginn des 6. Jhs. entstandene Gedicht *Gododdin* des walisischen Barden *Aneirin*, der Arthur wehmütig auf seine Jugend zurückblicken lässt, als er noch in Wohlstand auf dem Familiensitz wohnte und Diener hatte. In diesem Gedicht bezeichnet sich Arthur selbst als Lord of „Embrys“, der walisische Name für Ambrosius.

Der Name Arthur ist walisischen Ursprungs und der *Dux Bellorum* ist der erste Träger dieses Namens. Aus dem letzten Drittel des 6. Jhs. ist der Name mehrfach für Adlige und Königssöhne aus Schottland und Wales bezeugt.

Auf dem europäischen Kontinent wird der Name Arthur, in der italienischen Form „Arthuro“ oder der französischen Varianten „Artus“, erst im

Mittelalter ab dem 12. Jh. bekannt und geläufig, gewissermaßen im Schlepptau des Sagenstoffes über König Artus, der in der Chronik *Historia Regum Britanniae* des Geoffrey of Monmouth in 1127–1136 erstmals nachhaltig verbreitet wird. Das von Geoffrey entworfene Bild von den britischen Königen, insbesondere von dem glorreichen, alle anderen überstrahlenden „König Artus“ wird unter Ergänzung und Abänderung in den nächsten Jahrzehnten in das mittelalterliche Französisch, zweimal ins Kymrische und um 1204 von *Layamon* ins Mittelenglische übersetzt. Die französische Version besorgt der auf der Kanalinsel Jersey lebende *Wace* 1155, wobei er die Tafelrunde von 12 Teilnehmern in die Sage einführt. Die wiederholten Versuche, in Literatur, Film oder Fernsehen aus dem historischen Feldherrn Arthur einen König zu machen oder seinen Namen von der lateinischen Bezeichnung *Artorius* abzuleiten, entbehren jeder Grundlage und sind unsinnig, wie ich schon 1996 [59 ff.] ausgeführt habe.

Historia Brittonum

1898 gibt Theodor Mommsen eine umfassende Zusammenstellung der *Historia Brittonum cum Additamentis Nennii* im Rahmen der *Monumenta Germaniae Historica* heraus.

Einigen Manuskripten sind als Anhang weitere Informationen, wie Genealogien, Wunder, eine Liste der britischen Städte hinzugefügt, und einem Teil der Kopien ist die Aufzählung der sechs Weltalter *De sex Aetatibus Mundi* vorgeschaltet. Dabei wird die Zeit von der Erschaffung der Welt bis zur Gegenwart in sechs Zeiträume eingeteilt. Stationen bei dieser Berechnung sind: Schöpfung, Adam, Abraham, Moses, David, Sintflut, Nebukadnezar, Babylonische Gefangenschaft. Als letztes Weltalter zählt die Zeitrechnung, die alternativ mit Geburt *ab incarnatione autem eius anni sunt* oder Kreuzigung Christi *A passione autem Christi paracti sunt anni*, eingeleitet wird.

Fünf Handschriften geben den Zeitraum zwischen der Kreuzigung und der Herstellung des Manuskripts mit 796, zwei mit 879, je eins mit 816 oder 800 Jahren an. Zu diesen Zahlen sind noch die Lebensjahre Jesu Christi hinzuzuzählen, um mit der aktuellen Zeitrechnung gleich zu ziehen. Eine Gruppe von mindestens sechs Handschriften weist auf 831 Jahre, die seit der Geburt des Heilands vergangen sind, zwei Kopien geben 912 Jahre an und das bei Lot mit „M“ bezeichnete Manuskript rechnet von der Passion 946, von der Fleischwerdung 976 Jahre. Die Zeitangaben in den Manuskripten sind variabel und dienen nicht unbedingt einer genauen zeitlichen Zuordnung, zumal den späteren Kopien oft noch Zusätze bis ins 12. Jh. hinzugefügt sind. Sie sind auch mit Vorsicht zu genießen, weil sie zuweilen mit anderen Quellen nicht übereinstimmen oder diesen widersprechen. Die Unzuverlässigkeit im Umgang mit Zahlen zeigt, dass die Literaten oft keine Mathematiker sind.

Die Jahreszahl, mit der das letzte Zeitalter abschließt, kennzeichnet wahrscheinlich den Zeitpunkt, zu dem die betreffende Kopie oder deren Vorlage erstellt wird. Aus der Fülle der Handschriften aus dem 12. und 13. Jh. ist zu ersehen, dass sich die Chronik im Mittelalter großer Beliebtheit erfreut. Nach Ferdinand Lot ist die *Historia Brittonum* noch in mindestens 33 vollständigen Kopien überliefert, die sich nach teilweise mehrfachem Besitzerwechsel und einer oft Länder überschreitenden Reise bis auf einige Ausnahmen in englischen Universitätsbibliotheken und Museen befinden.

Mommsen klassifiziert die Kopien in vier Gruppen.

Zur **ersten Gruppe** zählt er die vier anonymen Kopien *Codicum qui extant primus ordo est anonymorum* aus dem 12./13. Jh., darunter das als wenig verderbt und relativ vollständig geltende *Harley'sche Manuskript 3859*, das nach der Bibliothek benannt ist, der es nach einem handschriftlichen Eintrag seit dem 5. Januar 1729 angehörte. Mittlerweile befindet es sich im Britischen Museum in London und dient vorwiegend als Vorlage für die Erstellung der modernen lateinischen Ausgaben und Übersetzungen des 19. und 20. Jhs. Die Vermutungen über den Ort der Anfertigung dieser Kopie erstrecken sich von Südgallien bis Wales, der Auftraggeber ist unbekannt. San Marte deutet eine nur schwer entzifferbare Inschrift auf der ersten Seite der Kopie als *Conventus Mont Albanensis* und versteht darunter das Kloster zu Montauban in Quersy, unweit von Toulouse.

In der **zweiten Gruppe**, der *Secundae familiae, quae est Gallica*, fasst Mommsen die ältesten Manuskripte zusammen, beispielsweise die Handschriften *Parisinus 9768* und *Vaticanus regina 1964* sowie die berühmte Kopie in Chartres, die in einem Codex überliefert ist, der auch die Kommentare zum Mathäusevangelium von Hrabanus Maurus enthält und aus dem 10. Jh. stammen soll.

Zu dieser Gruppe gehört auch ein Manuskript, das in seinem Titel einen Einsiedler und Bischof **Markus** als Herausgeber angibt: *Incipit Istoria Brittonum, edita ab anachoreta Marco, ejusdem gentis episcopo*. Ein Hinweis auf diesen Bischof und Anachoreten findet sich bei dem Schriftsteller Konstantin Herik, der Markus als Zeugen für die von dem Heiligen Germanus bewirkten Wunder befragt, um die Glaubwürdigkeit seiner eigenen Ausführungen in der von ihm verfassten Biographie über Germanus zu verstärken. Herik beschreibt Markus als einen alten, frommen Mann, einen Bischof der britischen Nation, der auf der Insel gebürtig, seine Ausbildung in Spanien erhält, wohin er in jungen Jahren auf Pilgerfahrt geht.

Der Weg dieser mit Markus in Verbindung stehenden Handschrift, die weder Prologe noch Genealogien oder Wunder enthält, kann über einen bestimmten Zeitraum zurückverfolgt werden. Nach San Marte [25] wird die Kopie durch den Mittelsmann Alexander Petavius aus dem Kloster St. Ger-

main in Paris beschafft und der Bibliothek der Königin Christina Alexandra von Schweden zugeführt.

Die **dritte Gruppe** enthält die mindestens 15 Manuskripte, die den Historiker Gildas, der nach eigener Bekundung 493 n. Chr. geboren wird, ausdrücklich als Verfasser der *Historia Brittonum* vermerken. Von diesen Kopien befinden sich zwei in Paris und die restlichen in England und zwar sieben in London, vier in Cambridge, und je eins in Oxford und in Durham.

Die Einschätzung, dass Gildas, der als junger Mann das Werk *De Excidio et Conquestu Britanniae* schreibt, in seinen reiferen Jahren auch die *Historia Brittonum* verfasst, bleibt rund 600 Jahre lang unbestritten, zumal der Inhalt der beiden Chroniken übereinstimmt und die letztere die erste durch detaillierte Schilderungen ergänzt. Auch Geoffrey of Monmouth, der seine *Historia Regem Britannia* im Jahre 1136 schreibt, vertritt noch diese Überzeugung und beruft sich in seinen Zitaten aus der *Historia Brittonum* auf Gildas als Verfasser derselben.

Mommsens vierte Gruppe umfasst die Manuskripte jüngerer Datums. Sie stammen alle aus dem 12. und 13. Jh. und enthalten ein Vorwort, das in den älteren Kopien fehlt. Dieses Vorwort existiert in zwei unabhängigen Variationen, dem *Prologus* oder der *Apologia*, zuweilen auch noch mit einem zusätzlichen Titel, dem *Eulogium*. Das bei San Marte mit „L“ bezeichnete Manuskript enthält als einziges sowohl *Prologus* als auch *Apologia*. Die Prologe entwickeln im Wesentlichen die gleichen Gedanken und stimmen in der Aussage inhaltlich überein, differieren jedoch in Umfang und Ausführlichkeit.

Nennius

Die Varianten des Vorworts und auch das Vorwort selbst geben Rätsel auf. Nach Lage der Dinge haben diese von den Kopisten ab dem 12. Jh. erstellten Nachträge oder Beilagen vor allem den Zweck, Nennius nachträglich als Verfasser der *Historia Brittonum* im 9. Jh. einzuführen, denn in diesen Prologen offenbart sich der ansonsten unbekannte *Nennius* erstmalig als Autor der *Historia Brittonum* und gleichzeitig als ein Schüler des *Elvodugus*. In der Chronik des *Caradoc von Llancarvan* und in den *Annales Cambriae* aus dem 10. Jh. wird mitgeteilt, dass ein Erzbischof von Bangor in Nordwales mit dem ähnlichen Namen *Elbodus* im Jahre 809 stirbt. Es ist aber mehr als fraglich, ob es sich bei diesem *Elbodus* um den Lehrer *Elvodugus* des *Nennius* handelt.

Zwei Manuskripte aus der „Nenniusgruppe“ hält Lot für besonders bemerkenswert. Es handelt sich um eine Kopie im Corpus Christi College Canterbury, die im 13. Jh. in der in 1138 gegründeten Abtei Sawley in der Nähe von Gisburne in Yorkshire hergestellt wird und der englischen Standardausgabe von Stevenson aus dem Jahre 1838 und dem darauf basierenden deutschen

Äquivalent von San Marte von 1844 zugrunde liegt. Sie bildet auch die Basis der Veröffentlichung von Petrie im Jahre 1848 in den *Monumenta Historica Britanniae*. Das zweite ist eine in Durham im 12. Jh. entstandene Handschrift, die nachträgliche Ergänzungen bis zum Jahre 1116 enthält und außerdem Korrekturen zu anderen Texten des Gildas aufweist. Auch diese späte Handschrift bestätigt ausdrücklich die Verfasserschaft des Gildas im Titel, nennt aber verwirrenderweise auch Nennius.

Zwischen *Eulogium* und Hauptwerk dieses Durham-Manuskripts ist der folgende Marginalvermerk eingefügt: *Res gesta a Nennio Sapiente composita, de aetatibus mundi*. Im Widerspruch dazu steht der eigentliche Titel: *Gesta Britonum a Gildas Sapiente compositis*. Mit dem Beinamen *Sapiens* „der Weise“ wird Gildas seit dem frühen 9. Jh. geehrt, erstmals überliefert als *Sapientissimus* in einem Brief des Alcuin aus dem Jahre 804. Dagegen wird dieser Namenszusatz für *Nennius* zum ersten Mal im 12. Jh. an dieser Stelle erwähnt.

Nur in einem Manuskript und einer davon erstellten Kopie ist in dem Prolog ein Datum für die Zusammenstellung des Werks angegeben und zwar das Jahr 858. Es soll gleichzeitig das 24. Regierungsjahr des Königs Mervin sein. Andere Angaben bezüglich der Regentschaft des Königs widersprechen diesem Datum, so dass es nicht gesichert ist.

Nennius = Gildas (= Markus)

Das Verwirrspiel um die drei Historiker, die als Verfasser der Chronik genannt werden, ist heute so gelöst, dass man Gildas, der 493 geboren wird und im 6. Jh. lebt und wirkt, aus zeitlichen Gründen als Autor der *Historia Brittonum* ausschließt, den Bischof und Anachoreten Markus überhaupt nicht in Betracht zieht. *Nennius* hingegen, von dessen Existenz man erst aus den Prologen des Mittelalters (12./13. Jh.) erfährt und von dem man nicht weiß, wann, wo und ob er überhaupt gelebt hat, wird als Verfasser der *Historia Brittonum* anerkannt, die er im 9. Jh. geschrieben haben soll.

Nach den Gegebenheiten muss die *Historia Brittonum* aber ein Werk des 6. Jhs. sein. Die Ähnlichkeit beziehungsweise Übereinstimmung zwischen *De Excidio et Conquestu Britanniae* und *Historia Brittonum* ist unübersehbar. Die Verhältnisse in Britannien werden in beiden Chroniken ähnlich geschildert wie von Germanus und Patrick, und die Lebensgeschichte der beiden Heiligen ist maßgeblicher Bestandteil der Chroniken.

Germanus, der Bischof von Auxerre, besuchte Britannien zweimal kurz vor der angelsächsischen Invasion in der 1. Hälfte des 5. Jhs. Er bekämpfte die dort herrschende Irrlehre und bewirkte auch Wunder.

Es kann nur einen Sinn ergeben, wenn der Schriftsteller Konstantin Herik im 6. Jh. eine Biographie über den Heiligen Germanus schreibt und den alten

Bischof Markus als Zeitgenosse und Augenzeuge über die Besuche und Wunder des Bischofs von Auxerre befragt. Woher soll sonst ein auf der Insel geborener Bischof, der in Spanien als Peregrinus lebt und sich dann nach einem Bischofsleben in Britannien in die Einsiedelei zurückzieht, im 9. Jh. noch besondere Kenntnisse über Ereignisse haben, die 400 Jahre zurück liegen, ohne, dass es dafür Quellen gibt? Das wäre völlig unverständlich und unlogisch. Als einzige Erklärung für diesen Sachverhalt erscheint der Einschub von mindestens 300 Jahren in die Zeitrechnung, wie es die These über die Phantomzeit vorsieht, so dass das 9./10. Jh. nahtlos an das 6./7. Jh. anschließt.

Die Chronik *Historia Brittonum* endet mit dem fachkundigen, fast minutiösen Bericht über die gewaltsame Landnahme in Britannien durch die Angelsachsen, über den britannischen Widerstand und die *Arthuriana* (Schlachten des Heerführers Arthur) kurz vor dem Jahr 500. Diese Ereignisse sind so ausführlich und wirklichkeitsnah geschildert, dass es keinen Zweifel daran geben kann, dass sie schon kurze Zeit nach ihrem Geschehen aufgeschrieben werden und nicht erst 300 Jahre später. Außer den Chroniken *De Excidio et Conquestu Britannia* und *Historia Brittonum* gibt es keine anderen Quellen für diese Begebenheiten.

Bis zum 10. Jh. ist nichts über die *Historia Brittonum* bekannt. In 15 von 33 erhaltenen Manuskripten wird der im 6. Jh. lebende Gildas als Verfasser der Chronik genannt. In den einigen Manuskripten voran gestellten Addimenta über die sechs Weltalter werden die leeren Jahrhunderte rückwirkend mit Daten ab 796, vor allem für das 9. Jh. gefüllt, die seit der Geburt oder Passion Christi vergangen sein sollen.

Den späteren Manuskripten der *Historia Brittonum* ab dem 12./13. Jh. schließlich ist ein Vorwort als *Prologus* oder *Apologia* (in einem Fall auch *Eulogium* genannt) beigeheftet oder wie ein Brief als loses Einzelblatt beigelegt, das nachträglich einen vorher nicht genannten Chronisten des 9. Jhs. namens *Nennius* als Verfasser der Chronik *Historia Brittonum* einführen und legitimieren soll, dem man zur besseren Glaubwürdigkeit einen nicht sicher zu identifizierenden Lehrer *Elvodugus* zur Seite stellt.

Literaturverzeichnis

Annales Cambriae, siehe John Morris

Bedae, *Chronica Minora*, in: Th. Mommsen (Hg., 1898), *Monumenta Germaniae Historica*, Auctorum Antiquissimorum, Tom XIII, Pars I, *Chronica Minora* Saec. IV, V, VI; VII, Berlin

Bromwich, Rachel / A. O. H. Jarman, A.O.H. / Roberts, Brynley F. (Hg., 1991), *The Arthur of the Welsh, The Arthurian Legend in Medieval Welsh Literature*, Cardiff
Chambers, E. K. (1927), *Arthur of Britain*, London

- Charles-Edwards, Thomas (1991), *The Arthur in History*, in: R. Bromwich, Cardiff
- Fletcher, Richard, A. (1989), *Who's who in Roman Britain and Anglo-Saxon England*, London
- Gildas, De Excidio et Conquestu Britanniae, nebst Additamenta, in: Th. Mommsen (1898), *Monumenta Germaniae Historica*, Berlin
- Hammer, Jacob (Hg., 1951), Geoffrey of Monmouth, *Historia Regum Britanniae*, The Mediaeval Academy of America, Publication No. 57, Cambridge 38 Massachusetts
- Historia Brittonum cum Additamentis Nennii*, in: Th. Mommsen (Hg., 1898), in: *Monumenta Germaniae Historica*, Berlin
- Holder, Alfred (Hg., 1890), Beda, *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, Freiburg
- Lancarvanensis, Caradoc, *Vita Sancti Gildas*, in: San Marte (1844), *Nennius und Gildas*, Berlin
- Laszlo, Renate (1996), *Arthur, Dux Bellorum Britanniae*, Die historische Gestalt des Sagenkönigs Artus, Marburg
- Lot, Ferdinand (1934), *Nennius et L'Historia Brittonum*, Paris
- Mommsen, Theodorus, (Hg. 1898), *Monumenta Germaniae Historica*, Auctorum Antiquissimorum, Tom XIII, Pars I, *Chronica Minora Saec. IV, V, VI, VII*, Berlin
- Monmouth, Geoffrey of (Jacob Hammer, Hg., 1951), *Historia Regum Britanniae*, The Mediaeval Academy of America, Publication No. 57, Cambridge 38 Massachusetts
- Morris, John (Hg., 1980), *Nennius's British History and the Welsh Annals*, in: *History from the Sources, VIII*, London · Chichester
- Nennius, *Historia Brit(t)onum*, siehe Lot, *Lancarvanensis*, San Marte, Stevenson, Usserius
- San Marte (= Albert Schulz, Hg., 1844), *Gildas, De Excidio et Conquestu Britanniae*, mit Vorrede von Stevenson, *Praefatio, Historia, Epistola* (Auszüge), Berlin
- (Hg., 1844), *Nennius et Gildas*, ad fidem Codicum Manuscriptorum recensuit Josephus Stevenson (London, 1838); enthält I. Nennius, *Historia Britonum* mit Vorrede, *Prolog, Apologia, Mirabilis Britanniae, Appendix* und Armachanus Jacobus Usserius, *De Civitatibus Britanniae*, sowie II. Gildas, *De Excidio et Conquestu Britanniae*, mit Vorrede von Stevenson, *Praefatio, Historia, Epistola* (Auszüge); *Vita S. Gildae Prologia, Apologia, Capituli libri sequentis*, Berlin
- Sims-Williams, Patrick (1991), *The Early Welsh Arthurian Poems*, in: R. Bromwich / A.O.H. Jarman / B.F. Roberts (Hgg.) *The Arthur of the Welsh. The Arthurian Legend in Medieval Welsh Literature*, Cardiff, S. 53
- Stevenson, Josephus (1838), *Nennius et Gildas, ad fidem Codicum Manuscriptorum recensuit*, London
- Taylor, Simon (Hg., 1983), *The Anglo-Saxon Chronicle*, Collaborative Edition, IV, MS B., Cambridge
- Usserius, Armachanus Jacobus, Archiepiscopus, „De civitatibus Britanniae“, in: San Marte (1844), *Nennius und Gildas*, Berlin, S. 87-92
- Nennius, *Historia Britonum* mit Vorrede, *Prolog, Apologia, Mirabilis Britanniae, Appendix*, in: San Marte (Hg., 1844), Berlin

Renate Laszlo 56462 Höhn, Postfach 1

Tassilo und seine Vorgänger

Die bairische Herzogsliste

Georg Dattenböck

Abstract: Die Rekonstruktion der bairischen Herrscherreihe aus Sicht der Phantomzeitthese vom 5. bis zum 10. Jh.

Die Gleichsetzung der drei Tassilos

Tassilo II. ist eine Schöpfung viel späterer Jahrhunderte. Insofern müssen Tassilo I. und III. ineinander fallen, nachdem der letztere von 748 bis 788 geherrscht haben soll. Daraus ergibt sich aus meiner Sicht folgendes Bild:

Tassilo, * um 542, † 11.12. 594 im Kloster Lorsch in Hessen, von 558–581/7? Herzog der Baiern. Die Baiern waren allerspätestens ab 553, nach dem Untergang der Goten unter ihrem letzten König Teja am Mons Lactarius, Vasallen des Frankenreiches. Tassilo verweigerte offiziell 563 den Dienst im fränkischen Heer. Um sich die politische Unabhängigkeit zu retten, heiratete er die langobardische Königstochter **Liutpirc** um **568/69**, weil auch die Langobarden, seit **568** in Norditalien ansässig und politisch noch instabil, dieselben politisch-religiösen Ziele wie der Baiernherzog verfolgten. Seine Hochzeit mit Liutpirc war ein unübersehbares Signal des Widerstandes. *Symbol dessen und seiner Ehe war der Tassilo-Kelch*. Herzog Tassilo wurde daraufhin unrechtmäßig beschuldigt, mit den Awaren, die nach Pannonien einfielen, paktiert zu haben. Er wurde von den Franken vorerst zum Tode verurteilt, jedoch mit seiner Familie aus politisch-strategischen Gründen zu lebenslanger Klosterhaft begnadigt. Baiern wurde dem Frankenreich einverleibt. Tassilo stammte aus der Sippe der Hasdingen/Hahilinga/Agilolfinger; diese wanderten vom Gebiet des Agalingus-Flusses aus den Karpaten und vom Gebiet der Flüsse Theiß und Maros in Westpannonien ein, um das Jahr 398 dann in Noricum/Rätien und wurden durch den römisch-vandalischen Heermeister Stilicho beiderseits des Inns als Förderaten angesiedelt.

In meinem Buch [Dattenböck 2006, 2] strich ich u. a. Herzog Garibald I. aus der Liste der realen bairischen Herzöge. Illig [2006; persön. Mitteilung] beharrte auf dessen Existenz. Damit will ich mich auseinandersetzen. Mit Paulus Diaconus, Geschichtsschreiber der Langobarden, ist eine der wichtigen Quellen zu hinterfragen. Paulus berichtet [*Historia Langobardorum*], dass der Frankenkönig Chlothar die langobardische Königstochter Walderada zur Gattin nahm. Walderade war nach Bericht des Paulus vorher mit Chlothars Großneffen Theudebald († 555) verheiratet. Die Ehe mit Chlothar musste auf Einspruch

der Bischöfe jedoch gleich wieder geschieden werden, worauf Walderada mit Garibald I. („einem der Seinen“ = einem von Chlothars Männern) vermählt wurde. Dank dieses Hinweises wurde Garibald I. zum ersten „dokumentarisch“ bekannten – bereits von den Franken abhängigen – bairischen Herzog (mitsamt den Jahreszahlen ca. 550–590). Berichtet jedoch Paulus Diaconus die Wahrheit und wer war er? Lautermann/Schlenke [1965, 865] notieren:

„**Paulus Diaconus**, etwa 720-797 n. Chr., adeliger Langobarde, wurde nach dem Zusammenbruch des Langobardenreiches Mönch in Monte Cassino, weilte 782 bis 786 am Hof Karls des Großen, verfaßte eine ‚Geschichte der Langobarden‘, eine ‚Römische Geschichte‘ und einen ‚Auszug aus dem Lexikon des Festus‘.“ [Hvhg. hier und im weiteren von GD]

Paulus Diaconus, „Benediktinermönch in Monte Cassino“ war, was seine angegebene Lebenszeit betrifft, *nicht* real! Es gibt drei Möglichkeiten: Leben vor 614||911; es kann diese *Geschichte der Langobarden* auch unter diesem Pseudonym in jener Zeit verfasst worden sein, als die Geschichte und Chronologie generell neu geschrieben wurde: ab den Ottonenkaisern bzw. Papst Sylvester II., also nach 1000. Diese Variante ist für mich die wahrscheinlichste. In diesen Schreibstuben wurde nach byzantinischem Vorbild und zentralen Richtlinien gesichtet, gesiebt, aussortiert, umgeschrieben, gefälscht, Dichtung und Wahrheit zusammengewürfelt, mit Namen, Herrschern, Jahreszahlen, Daten und Fakten manipuliert. Ich verweise für diese Behauptung stellvertretend für viele hundert Fälle nur auf die „verunechtete Gründungsurkunde (777) von Kremsmünster“ [Vansca, 1905, 128] und auf die ebenfalls „gefälschte Gründungsurkunde von Stift Göttweig“ [Ausstellungskatalog 1983, 8].

Neben den Agilolfingern stehen noch weitere Adelsgeschlechter; zu ihnen bemerkten Illig/Anwander [2002, 553 ff.]:

„Da die fünf in der Lex Baiuvariorum“ genannten Geschlechter der Huosi, Fagana und Draozzo, Hahhilinga und Anniona [Spindler 243] bereits in der fraglichen Zeit aussterben, **entfallen sie ersatzlos** – sie dienten den Urkunden schreibenden Mönchen offenbar lediglich als unermüdlich Schenkende, **die stetig Adelsbesitz in Kirchenbesitz überführt haben.**“

Hier stimme ich Illig und Anwander großteils zu, doch zu den Agilolfingern ist zu sagen: Hunimund als Fürst der Donau-„Sueben“ kann als „Stammvater der Agilolfinger“ bezeichnet werden. Der Leitname „-mund“ findet sich z.B. wieder bei Vandalenkönig Gunthamund. Zu den Sueb(b)en, die laut Tacitus ihre Abstammung auf den der Erde entsprossenen Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus, Stammvater aller Germanen, zurückführen, zählten u.a. die **Lugier/Naristen**. Diese Sueben waren Teil des nach Norikum/Rätien einwandernden Vandalenstammes. Und Hunimund wird als Vater des Agilulf/

Agilolf/Egilulf/Egilolf, abgekürzt: Agilo/Egilo (um 420– um 482) genannt. Agilolf war Vater des Herzogs Theodo I. (um 455– um 530), der wahrscheinlich von Gotenkönig Theoderich im Jahre 508 als erster Baiernherzog eingesetzt wurde. Die fünf bairischen Adelsgeschlechter „ersatzlos“ zu streichen, geht zu weit. Es sind wenigstens die Hahilinga mit jenen vandalischen Hasdingen zu identifizieren, welche vom Fluss Agalingus auf der „Peutinger Landkarte“ aus den Karpathen und Pannonien/Dacien hierher zogen. Der von mir erwähnte Ortsnamen **Hailing** wird uns in der ersten schriftlichen Erwähnung ebenfalls als „Hahilinga“ überliefert und unterstreicht mein Argument. Weiters gibt uns die *Lex Baiuvariorum*, in etwa 30 „vollständig oder fragmentarisch erhaltenen Handschriften auf uns gekommen“ [Hartmann 1988, 269], sehr verschlüsselt einen – auch zeitlichen – Hinweis: den Hinweis auf fast identes **westgotisches Recht**. Dieses Recht wurde im 5. Jh. niedergeschrieben und spiegelt sich auch in der *Lex Baiuvariorum wider*:

„Am **eindrucksvollsten** sind dabei **die Parallelen zum westgotischen Recht**, die sich auf mehr als die **Hälfte der Titel erstrecken** (ausgenommen von diesem Einfluß blieben vor allem die Titel mit den Bußkatalogen, d. h. die Titel 4-6, und 11, sowie der Schluß der *Lex Baiuvariorum*, Titel 17-21). Besonders die Gliederung und der Inhalt der Titel 7-16 wurden anscheinend aus dem westgotischen Gesetzbuch übernommen; zahlreiche Einzelkapitel in den Titeln 12, 15 und 16 stimmen wörtlich mit dem erhaltenen Teil des **Codex Euricianus** überein. **Warum** aber bestehen diese wörtlichen Übereinstimmungen gerade mit diesem Rechtsbuch des westgotischen Königs Eurich (466-484), das aus einer Zeit stammt, als die **Westgoten noch Arianer waren** und das später durch neue Kodifikationen ersetzt worden ist? Diejenigen Forscher, nach denen die *Lex Baiuvariorum* in der Mitte des 8. Jahrhunderts entstanden ist, erklären diese Tatsache damit, daß die Mönche von Niederaltaich, wo die Lex um 740 aufgezeichnet worden sei, teilweise westgotischer Herkunft gewesen seien und aus ihrer Heimat einen Codex Euricianus mitgebracht hätten. Für die Vertreter der stufenweisen Entstehung der Lex ist die Benutzung einer im **8. Jahrhundert** längst überholten Fassung des westgotischen Gesetzes ein Beleg dafür, daß Teile des bairischen Rechts im 6. oder im 7. Jahrhundert entstanden sind. Die engen Beziehungen zwischen der *Lex Baiuvariorum* und dem Gesetz Eurichs sind auch deshalb **besonders erklärungsbedürftig**, weil es zwischen dem **Recht der Alamannen und dem westgotischen Recht kaum Parallelen gibt** [...] Eine besondere Bedeutung kommt innerhalb des bairischen Rechts der Bibel zu. Die zahlreichen Bibelzitate, die hier – abweichend von den übrigen sogenannten Stammesrechten – eingestreut wurden, weisen darauf hin, daß der Redaktor der heute vorliegenden Gestalt der Lex ein Geistlicher

war [...] so daß man sie als Erzeugnis eines gelehrten Klerikers bezeichnet hat [...] Es ist fast allgemeine Überzeugung in der Forschung, daß die heute greifbare Fassung der Lex bereits Zusätze enthält, die bei der ersten Redaktion noch fehlten. Vielfach werden die kirchlich geprägten Bestimmungen, die häufig am Ende eines Titels stehen, für solche Nachträge gehalten“ [Hartmann 266 ff.].

Es ist bemerkenswert, dass sichtlich noch kein Forscher über die Vandalen in Spanien/Baiern und deren Zusammenhang mit den Westgoten nachgedacht hat. Die Westgoten, verzweifelt bemüht, bleibend eigenes Land zu erhalten, vernichteten unter römischem Druck den vandalischen Teilstamm der Silingen und Alanen bis auf Reste, welche sich dann den Hasdingen anschlossen.

„Mit dem Rest nahmen sie aus der Position des Stärkeren heraus von Aquitanien aus gutnachbarliche Beziehungen auf, die wahrscheinlich in der *Entsendung eines arianischen Missionars zu den Vandalen gipfelten*. Die Vandalen wußten um die beschwichtigende Wirkung der gemeinsamen Religion, *nahmen die westgotische Mission an* und waren bis zum Rest ihrer Tage Arianer“ [Schwarz 1985, 6].

Bereits 422 zogen die Vandalen mit der Bibel in der Hand gegen ein unter Führung des Heermeisters Castianus kämpfendes römisches Heer und siegten. Das beweist, dass sie während ihres Aufenthaltes in Spanien durch westgotischen Druck und arianische Missionare zum Christentum übertraten. Auch Geiserichs in Lissabon gefundene Taufkanne ist ein materieller Beweis.

„Die Bronzekanne stammt eindeutig aus dem 5. Jahrhundert, zeigt *stark ausgeprägte westgotische Einflüsse*, ein Kreuzsymbol und eine Inschrift, die Geiserich und seinen Nachkommen ewiges Leben wünscht“ [Daehnhardt 1998, 29].

Die Vandalen waren gezwungen, ihr bis dahin geltendes heidnisches Stammesrecht ihrem neuen Glauben anzupassen. Eindeutig kam daher das westgotisch-christliche Stammesrecht als Vorlage für die Vandalen zum Tragen und wurde von ihnen auch in wesentlichen Teilen übernommen. Und damit ist nicht nur erklärbar, warum die *Lex Baiuvariorum* so vieles an westgotischem Recht enthält, sondern auch der logische und zwingende Beweis erbracht, daß es ganz eindeutig einen in Noricum/Rätien/Norditalien verbliebenen Stammesteil der Vandalen gegeben haben muss, der damals sogar tonangebend war! Dass die verbliebenen Vandalen natürlich in ihre ‘Verfassung’ – nach 476 – das Recht anderer germanischer Stämme und römische Rechtsanschauungen aufgenommen haben, ist aus der Zusammensetzung des sich erst bildenden Stammes erklärbar. Deshalb hat man die ursprüngliche *Lex Baiuvariorum* bereits in das 5. Jh., nicht im 6., 7. oder 8. Jh. anzusetzen. Dass in den folgenden Zeiten, bis in das 10./11. Jh.

Umschreibungen, Änderungen, Verfälschungen stattfanden, ändert nichts an der Tatsache, dass dieses Gesetzeswerk im Kern als echt anzusehen ist. Man kann als sicher annehmen, dass auch die Hinweise auf die fünf Adelsgeschlechter und auf die Agilolfinger einen echten Kern haben. Wann, durch wen und wo die Chronologie umgeschrieben, ge- und verfälscht wurde, darüber ist zu sprechen.

Die Forschung sagt: „Die Herkunft der Agilolfinger ist umstritten“ und weiters: „Die Agilolfinger werden erstmals im Kampf gegen die Franken erwähnt“ [Internet, Uni Passau]. Im Kampf gegen die Franken! Es mutet daher seltsam an, dass „Garibald I. (555–591)“ von der Forschung entweder als a) „fränkischer Amtsherrzog“ oder b) „fränkischer Adliger, der durch die Ehe und die Erbllichkeit seiner Funktion für die heikle Aufgabe in Bayern gewonnen werden sollte“ [Dopsch], bezeichnet wird. Hier bemerke ich eine Bruchstelle in der Überlieferung, da die weitere Auskunft lautet: „In der Forschung ist umstritten, in welchem rechtlichem Verhältnis Garibald zu den fränkischen Königen stand“, wenn ihn doch Paulus Diaconus ganz eindeutig als „Chlotars Mann“ beschreibt. Deshalb vertrat ich im Buch den Standpunkt,

„daß hier ganz bewußt zur Dokumentation fränkischer Rechte seit dem 6. Jhd. in Baiern dieser Garibald erst im 10. Jhd. eingeschoben wurde, ohne jeden realen Hintergrund“.

Illig/Anwander schrieben 2002 [544]: „Als erstes und für lange Zeit einziges festes Datum steht die Stabübergabe von Tassilo I. an Garibald II. im Jahre 610“. Jedoch: Wann war diese „Stabübergabe“ wirklich, wenn man die Garibalde als real annimmt? Wir geraten hier ins unübersichtliche Gebiet der alten Sagen.

Illig/Anwander [93] schreiben zu den Langobarden u.a.: „die von Pannonien nach Italien ziehenden Langobarden sind kurz vor 568/69 in Istrien (Buzet/Pinguente) mit Reihengräbern bezeugt, in Cividale, ihrem ersten Herzogssitz in Italien, dann von 569 bis ins frühe 7. Jh.“. Damit wäre meine These, dass Herzog Tassilo die Langobardin Luitpirc um **568/69** heiratete, als beide Stämme in großer politischer Bedrängnis waren, und der Tassilo-Kelch das Symbol dieser bairisch-langobardischen Verbindung war, möglich. Eine stilkritische Betrachtung dieses Kunstwerks kann ich hier nicht durchführen.

Nun werden jedoch durch meine These sämtliche Vorgänger und Nachfolger Herzog Tassilos zeitlich in einen neuen Rahmen gestellt. Die von Illig postulierte „Stabübergabe“ von Tassilo an Garibald wäre früher denkbar: denn Herzog Arnulf „der Böse“ muss ja, der Phantomzeit-These folgend, der logische Nachfolger des Garibald gewesen sein, ist aber im künstlich angelegten Nebel vor bzw. nach 614||911 schwer zu orten. Illig/Anwander haben dazu Wesentliches ausgeführt [543 ff.]. Hier geht es nun darum, Herzog Tassilos Vorfahren chronologisch einzuordnen.

Der Name „Tassilo“ selbst ist die eindeutig auf Ost- bzw. Nordgermanen verweisende Koseform des Namens **Taz(z)o/ Tzaz(z)o/ Tat(t)o**: „Ostgermanisch ist die bairische Vorliebe für Kosenamen, die auch in vorkarolingischen Ortsnamen Bayerns erscheinen“ [Klebel 1954, 80]. Diese Koseform „Tassilo“ lässt eindeutig annehmen, dass Tassilo ein Nachkomme des Führungsgeschlechtes der Hasdingen/Agilolfinger war. Vandalenkönig Geilamir hatte einen Bruder namens T(z)azzo. Man sollte bei der Analyse der bairischen Frühgeschichte von zwei realen Gegebenheiten ausgehen:

Mit Vandalenherzog Godegisel begann die erste Phase: Die ab dem Jahre 398 sich durch den Föderatenvertrag mit Stilicho ansiedelnden und im Lande verbleibenden Vandalen waren bis zum endgültigen Zusammenbruch Westroms – immerhin lange 78 Jahre – römische Grenzsoldaten, Grenzbauern, die in Einheiten unter ihresgleichen und unter Führung ihrer Adligen ihren Dienst verrichteten, wobei sie der römischen Militärgesetzgebung und Gerichtsbarkeit unterworfen waren. So hatte das Volk weder frei gewählte Herzöge noch eigene Stammesverfassung; seine Angehörigen konnten nach Beendigung ihrer Dienstzeit auch römische Bürger werden. Die vandalischen Könige saßen in Karthago, die Loyalität der vandalischen Soldaten und Offiziere – aller germanischen Söldner – musste jedoch dem römischen Reich gehören.

Phase zwei: Erst nach dem Zusammenbruch des römischen Imperiums im Jahre 476 wird man daher bairische Herzöge finden, „die immer aus dem Geschlecht der Agilolfinger stammen müssen“, wie es die *Lex Bajuvariorum* ganz klar im Wissen um die ethnischen Gegebenheiten und Grundlagen Noricum/Rätiens im 5. Jh. fordert. Im Stift Vorau, im oststeirischen (vandalischen) **Joglland** [Dattenböck 2006, 49] gelegen, wurde um das Jahr 1189 eine Chronik über die Bajuwaren geschrieben [Klebel 1939]. In dieser Chronik, die sehr wahrscheinlich die Vorlage der ebenfalls im 12. Jh. entstandenen Annalen von St. Peter/Salzburg abgab und ebenfalls als Vorlage für die Chronik der Herzöge von Bayern und Bischöfe von Passau um 1250 diente, finden wir den ersten Herzogsnamen: **Theodo**. Dieser Name war bei den Hasdingen durchaus gebräuchlich: Der jüngste Sohn Geiserichs hieß Theodor. Daneben gibt es noch die Sage von Herzog **Adelger**, auf die ich noch eingehen werde. Die Geschichte, die um Herzog Theodo von den Vorauer Mönchen erzählt wird, muss man zwar kritisch immer unter dem Aspekt der oben erwähnten zentralen Geschichtsneuschreibung im 10./11. Jh. betrachten, dennoch finde ich sie wichtig. Nach diesen Vorauer Annalen

„kehrte im Jahr **508** der Stamm der Baiern nach Bayern zurück, der früher aus seinen Sitzen vertrieben worden war und die Romanen wanderten von dort ab. [...Im Jahre] **512** berief der Ostgotenkönig Theoderich hinterlistig im Auftrag des Kaisers Anastasius den Herzog Theodo zu sich und

verlangte von ihm Zins [... Im Jahr **520**] wurde das Heer der Römer bei Altötting von den Baiern unter Herzog Theodo geschlagen.“

Das Jahr **508** hielt ich [2006, 112] für jenes Jahr, in welchem der Baiernstamm politisch durch Gotenkönig Theoderich nach seinem vorausgegangenen, warnenden Brief an den Frankenkönig – es ging um dessen Kriege gegen Alamannen und Westgoten (507) – gegründet wurde. Deshalb kann man auch die Vorauer Angabe mit 508 und dazu ergänzend meine These: Einsetzung des ersten Agilolfingerherzog Theodo durch Gotenkönig Theoderich als ersten Herzog der Baiern, als realistisch einstufen. Die Vorauer Mitteilung, dass die „Baiern nach Bayern zurück kamen“ möchte ich so interpretieren, dass eventuell die keltischen Boier als Rückwanderer gemeint sein könnten, die im Zuge der Völkerwanderung verjagt wurden oder geflüchtet waren. Die Romanen sind in Masse mit Severins Leichnam in der Mitte bereits 20 Jahre vor 508, laut Severinsvita 488 abgezogen, obwohl ein ganz beträchtlicher Teil für immer hier geblieben ist [Moosbauer 2006]. Wahrscheinlich ist es so gewesen, dass ein gewisser Teil der verbliebenen Romanen mit den neuen politischen Verhältnissen – bairischer Neustamm unter gotischer Oberherrschaft – nicht einverstanden war und deshalb auswanderte oder dazu gezwungen wurde.

Zu **512**: Nachdem der sich bildende Neustamm der Baiern aus den germanischen Stämmen der Vandalen, Sueven, Heruler, Skiren, Langobarden, Goten, Rugen, Alamannen, Juthungen, Alanen, Sonstige und Kelten, Räter, sowie ehemaliger römischer Reichsbürger, zusammengefasst unter „Romanen“, bestand, war der politische Beginn sicherlich von sehr großen Spannungen zwischen und innerhalb der Gruppen des Neustammes geprägt. Aus dem uralten Gegeneinander von Goten und Vandalen ist es durchaus vorstellbar, dass die vandalische Herzogssippe über die gotische Vorherrschaft alles andere als begeistert war und nur durch den massiven Druck der anderen Gruppen, vor allem der Alamannen, sich vorerst den Goten 508 unterordnete. Die merkbare politische Spannung dürfte den Gotenkönig veranlasst haben, „hinterlistig Theodo zu sich zu rufen und Zins zu verlangen“, im Klartext: die Unterwerfung. Dies dürfte auch zwölf Jahre lang Wirklichkeit gewesen sein. Dann war es mit der Duldung dieser Abhängigkeit vorbei:

520 „wurde das Heer der Römer bei Altötting unter Herzog Theodo geschlagen“. Mit der Bezeichnung „Heer der Römer“ kann der Vorauer Chronist nur ein Heer unter gotischem Oberbefehl, in dem neben Goten auch Römer dabei waren, gemeint haben. Wenn man vorsichtig davon ausgeht, dass die Angaben des Vorauer Chronisten der Wahrheit entsprechen, hat man einige Eckdaten, die im Verbund mit dem realen Cundpalt/Theoderich- und Tassilo-Kelch, die Datierungen der Herzogsliste erleichtern [vgl. Illig/Anwander 27 ff.].

Als Vater von Tassilo wird Herzog Odilo bezeichnet. In den Herzogs-Listen wird auch ein Herzog Udo/Uto/Utilo/Odilo (ca. 530/538) nach Theodo genannt. „**Udo**: alter deutscher männl. Vorname, **Nebenform von >Odo** oder Kurzform von männl. Namen, die mit ahd. uodal- »Erbgut, Heimat« gebildet sind“ [Lexikon 1968]. Ich gehe davon aus, dass Udo/Odilo ident waren, weshalb man Tassilos Vater Odilo als einen Nachfolger (Sohn?) des Theodo einordnen kann. Wenn Tassilo um 542 geboren wurde und sein Vater Udo/Odilo 548 starb, musste der noch unmündige Tassilo vorerst unter der Vormundschaft seiner Mutter und nach deren Tod bis zum Alter von 16 Jahren (558) bereits unter der Vormundschaft des Frankenkönigs in Person Garibalds I. gestanden haben. Tassilos Weigerung 563, im fränkischen Heer zu kämpfen („harisliz = Verlassen des Heeres“) und seine Heirat mit der Langobardin Luitpirc um das Jahr der Einwanderung der Langobarden nach Italien **568/69** waren, wie ich einleitend schrieb, tatsächlich unübersehbare Taten und Signale des Widerstandes gegen die fränkische Vorherrschaft, die natürlich Tas-

Baiern	Langobarden	Franken
398–406 Godegisel, Vandalenherzog.		Römerherrschaft
Bis 476 Römerherrschaft		
395*–469 Hunimund		
420*–482 Agilulf		420–428 Faramund
		428–448 Chlodio
Agilulf bis 476 röm. Offizier?		448–458 Merowech
476–? Adalger		458–481 Childerich
	484–496 Godeoc	481–511 Chlodwig
	496–501 Claffo	
508–530? Theodo	501–511 Tatto	
	511–539 Wacho	511–534 Theuderich
530–548 Odilo/Udo	539–546 Walthari	534–548 Theudebert I.
548–558 Garibald I., (fränk.	546–558 Audoin	548–553 Theudebald
Vormund für Tassilo ab 542) (Vormund für Walthari	seit 539)	
558–581/?? Tassilo	558–571 Alboin	558–561 Chlothar
	572–574 Cleph	561–575 Sigibert (gleich-
		zeitig: Charibert/Chilpe-
	575–583 langobard.	575–596 Childepert
	Interregnum	
581/??- 612? Garibald II.	584-590 Authari	596–601 Theudebert II.
	590-912 Agilulf	601–923 Karol. Simplex
612-937	Arnulf	Berengar

silos Aufstand 581, seine Gefangennahme, seinen Prozeß (589) und anschließende Klosterhaft erklärlich machen. Ab Tassilos gescheitertem Aufstand 581 oder seiner Gefangennahme 587 könnte man Garibald II. als von den Franken abhängigen Herzog, vielleicht fränkischen Amtsherrn Baierns bezeichnen. Mein Vorschlag einer Liste der Herzöge der Baiern steht auf S. 112.

Zur Entstehungsgeschichte des Baiernstammes gehören auch die Stammmessagen. In der um 1080 entstandenen Vita des Bischofs Anno von Köln, der 1075 starb, wird berichtet, die Baiern seien aus Armenien gekommen. Ebenso wird in der Vita des Bischofs Altmann von Passau, entstanden um 1130, auf Armenien verwiesen.

1160–80 wurde in Tegernsee die Leidensgeschichte des Hl. Quirinus verfasst. In dieser wird auch über Armenien sowie über einen Sieg über römische Truppen berichtet. In der so genannten *Kaiserchronik* um 1150, welche ein Priester aus Regensburg verfasste, wird ebenfalls von Armenien berichtet. Weiters schreibt dieser Chronist, dass ein Herzog **Adelger** ein römisches Heer bei Brixen in Tirol besiegen konnte.

Somit haben wir vier Quellen, die auf eine zentrale Überlieferung Bezug nehmen, welche von Armenien berichtet. Es kann sich beim geographischen Begriff „Armenien“ nur um einen Teil der Vandalen, die Alanen, ursprünglich aus dem Kaukasusgebiet stammend, gehandelt haben, oder auf die Goten/Heruler verweisen, die in den heutigen ukrainisch-russischen Ebenen nördlich des Schwarzen Meeres beheimatet waren. Dieser erwähnte Herzog Adelger soll folgend einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Jacob und Wilhelm Grimm [1816/18] bemerkten:

„Am meisten geschmerzt hat es uns, die selbst ihren Worten nach wichtigen, aus dem Heidelberger Codex 361 Sagen von [...] Adalger von Bayern in einem geschwächten Prosauszug liefern zu müssen; ohne Zweifel hatten sie, zum wenigsten teilweise, *ältere deutsche Gesänge zur Unterlage*“.

„**Adalger**, (auch:) **Elger**: alter deutscher männl. Vorname (ahd. adal) edel, vornehm; Abstammung, [edles] Geschlecht(+ ahd. ger“ [Duden, 1980]; „Adalger/Adelger/Aldeger/Aldiger/**Elger**: „adal“ und „ger“: vornehmer Speerkämpfer“ [wikipedia].

In Passauer Bischofsregesten findet sich ein Adalger, Anfang 10. Jh. und unter Heinrich III. ein Kanzler Adalger 1042–1044, Bischof von Worms. Unser gesuchter Adalger muss jedoch in der Völkerwanderungszeit gelebt haben. Der Kriegsgott der alten Baiern führte den Namen **Eor** statt Ziu, „weshalb im bayrisch-österreichischen der Dienstag bis auf die Gegenwart **Eritag** heißt: er war [...] von den Ostgoten übernommen worden“ [Vansca 1905, 125].

Klebel [1939, 74 f.] notiert: „Herzog Adelger wird nach Rom entboten und befragt einen alten Ratgeber, der ihm zu fahren rät. Der Alte erzählt [...] eine auch anderwärts überlieferte Tierfabel von einem Hirsch, der einen Garten verwüstete und dem nun ein Ohr und der halbe Schwanz abgehauen werden; als die Wunden des Tieres geheilt sind und es wieder in den Garten will, wird der Hirsch getötet, ein Fuchs trägt das Herz des Hirschen fort und der Gärtner erzählt seiner Frau, der Hirsch hätte kein Herz gehabt; sie meint, sonst hätte er die Schmerzen nicht ertragen. Adalger entnimmt daraus, was ihm in Rom droht und sammelt ein Heer. Der Kaiser zieht gegen ihn, die Baiern schwören ihrem Herzog Treue bis in den Tod. Der Markgraf Herolt kämpft gegen die Schwaben, fängt den Herzog Prenne und hängt ihn auf. Der Graf Rudolf mit seinen Brüdern wird gegen den Böhmenkönig Osmig gesendet und siegt bei Sallern nördlich Regensburg und dringt nach Cham vor; der Burggraf Wirnt besiegt die Hunnen an der Traun, der Herzog selbst zieht nach Bricen und besiegt dort den Kaiser Severus, Adalgers Bannerträger Volkwin tötet ihn. Mit den Angaben der Salzburger Annalen stimmt nur überein, daß die Baiern erst unter die Herrschaft der Römer kamen, dann aber über sie siegten und unabhängig wurden. Der Herzog Prenne ist genau so wie der Kaiser Severus gelehrte Änderung; der Graf Rudolf erinnert an den Herulerkönig Hrodulf, Osmig an Osantrix; eine Schlacht zwischen Hrodulf und Hroar = Rother = Osantrix hat auch Beowulf gekannt; hier ist also ein Rest alter Heldensage übernommen und der Ortsname Sallern läßt vielleicht Schlüsse auf den ursprünglichen Schlachtort zu. Ob der Sieg über die Hunnen an der Traun von einem Awarenessieg des 7. Jhdts. an der Traun oder von der Ungarnschlacht bei Wels 942 abgeleitet ist, sei dahingestellt. Alte, echte Sage verrät sich wiederholt.“

Zu Klebels Ausführungen merke ich an, dass die ersten „Baiern“, der Stammesverband der Vandalen, um das Jahr 400 unter Stilicho unter die Römerherrschaft kamen und „beiderseits des Inns“ mittels Förderatenvertrag angesiedelt wurden. 406 zog ein Teil des Stammes unter Godegisel fort, der Rest blieb wohl, wie oben erwähnt, als römischer Grenzschutz bzw. römische Grenzlandsiedler hier sitzen. Ein Sieg über die Hunnen an der Traun wäre bei deren Vormarsch 451 nicht möglich gewesen, viele eher schon bei ihrem Rückzug oder bei der Flucht vom Rhein nach Pannonien nach der Schlacht auf den „Katalaunischen Feldern“ [Friedrich 2004]. Rudolf (Hrodulf) der Herulerkönig paßt genau in die von mir vermutete Zeit des Herzogs Adelger. Klebel fährt fort:

„Die Verbindung zwischen den Salzburger Annalen und der Regensburger Kaiserchronik schafft die Tegernseer Darstellung, die den Herzog Dioto (= Theodo) nennt. Diese Darstellung wird von B. Schmeidler als Stück

der ‚Passio secunda sancti Quirini‘ in die Zeit zwischen 1160-80, jedenfalls vor 1185, gesetzt und als Werk eines Mönches Heinrich bestimmt. Die Möglichkeit, daß sie einfach die Salzburger und Regensburger Erzählungen zusammengeballt hat, ist durchaus gegeben, die älteste Handschrift, die sie enthält (Clm 18 571), gehört ins 13. Jhdt. H. Zeiss will die Quirinuslegende für die Vorlage für die Salzburger Annalen halten, jedoch scheint mir gerade die Wahl des Namens Theodo statt Adalger nach Salzburg zu weisen.“

An diesen Ausführungen Klebels ist für mich ersichtlich, dass alle germanischen Heldenlieder der Völkerwanderungszeit sehr wahrscheinlich nach zentralen Richtlinien für die mönchischen Schreibstuben unter den Ottonen /Papst Sylvester II. ‚umgeformt‘ wurden. Die oben zitierten Brüder Grimm bemerkten auch das Fehlen älterer Vorlagen und, wie es auch Klebel vermutet, dass all diesen erwähnten mönchischen Chroniken über die bairische Frühzeit „wahrscheinlich eine *verlorene bairische Weltchronik vorlag*“.

Klebel [75]: „Darnach wäre Noricus, der Sohn des Hercules und wäre aus Armenien oder Indien gekommen. Wie die Salzburger Annalen berichtet auch diese Quelle die Vertreibung und Rückkehr der Baiern aus ihrem Lande, der Regensburger Kaiserchronik folgend, wird dann die Geschichte Adalgers erzählt, dieser jedoch wird mit Theodo gleichgesetzt. Die erste Schlacht wird nach Altötting verlegt, wo damals der Herzogssitz gewesen sei, die zweite nach ‚Puren‘, worunter Benediktbeuren oder Neubeuern am Inn gemeint sein kann. Die Herkunft der Baiern aus Armenien kennt schon die Kaiserchronik. Man darf dem Inhalt nach die Tegernseer Darstellung als Ableitung der beiden anderen Darstellungen ansehen und wird anzunehmen haben, daß die Adalgersage die echte Einwanderungssage, die Salzburger Darstellung eine gelehrte Überarbeitung darstellt, welche Theodo, den St. Rupert taufte, an die Stelle des sonst nicht bekannten Adalger setzte. Der Herausgeber der Kaiserchronik, E. Schweder, meinte, daß dem Abschnitt über Adalger ein älteres Lied zugrunde läge und daß Severus erst nachträglich in die Sage hineingebracht worden wäre.“

Der Raum um Altötting, dem „spirituellen Zentrum“ Baierns (Schwarze Madonna) muss in der Forschung tatsächlich eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden: nicht nur die vielen „Brand“-Namen [Dattenböck 2006, 66 ff.] verweisen uns auf die Wichtigkeit des Gebietes entlang des Inns! Adalger und Theodo halte ich nicht für ident, sondern Adalger (Elger/Elsan?) dürfte Vorgänger des Theodo gewesen sein. Klebel [76]:

„Hingegen kennt die Heldensage noch eine, allerdings nur recht beiläufig faßbare, stets auf Bayern bezogene Figur, **Elsan** oder **Else**. [...] Im Nibe-

lungenlied ist Else (Elsung) der Bruder eines Gelfrat, der die ins Hunnenland ziehenden Burgunden überfällt. [...] Daß Else und Elsan als der gleiche Name angesehen wird, unterliegt, wenn man Elsan als -an-Stamm ansieht, keiner Schwierigkeit; denn Else, älter als **Elso** anzusetzen, ist ebenfalls -an-Stamm.“

Hier kommt m.E. Elsan, ident mit Adalger, in Betracht, der auch als **Elger** oben zitiert wird. Klebel bringt jedoch Elsan als den Erzieher von Langobardenkönig Walthari in Verbindung, und Walthari verstarb nach Prokop in geistiger Umnachtung [Klebel 77]:

„Ich möchte also lediglich an der Beziehung Elsans zu Audoins Sage einigermaßen festhalten und auf die Bezeichnung Elsans als von Bayern in der Rabenschlacht und seiner Gleichheit mit Else von Bayern im Nibelungenlied hinweisen. Es kann also, wenn diese örtliche Beziehung alt ist, die Sage von Audoin und Elsan auch eine solche einer Auseinandersetzung von Baiern und Langobarden gewesen sein [...] Die Sage könnte ursprünglich Elsans Niederlage gegen Audoin (um 545) und dann Adalgers Sieg über Audoin (um 558) enthalten haben [...] Es ist zu erwägen, ob Audoins Gestalt nicht mit der Samsons in der Thidreksaga zusammenhängt.“

Klebel hatte sich hier m. E. örtlich und zeitlich verrannt und konnte zu seiner Zeit (1939) noch nicht wissen, daß der Sagenkreis um das „Nibelungen/Niflungens-Lied“ sich großteils im Lebensraum der Franken am Rhein und im Hunland (Hünenland Norddeutschlands) im 5. Jh. abgespielt hat. Ich verweise auf die Arbeiten von Heinz Ritter-Schaumburg.

In den Sagen gibt es Leitnamen der Geschlechter. Bis in die jüngere Zeit war es bei bairischen Geschlechtern durchaus üblich, dass oftmals der Enkel den Namen des Großvaters erhielt – wie auch z. B. dies in Island der Fall war/ist. Man kann davon ausgehen, dass auch die Stämme der alten Baiern ihre Leitnamen hatten: Bei den Vandalen u.a. Theodor/Theoderich/Theodo/Dietrich – z. B. findet man beim (vandalischen) Greifengeschlecht der Vornbacher (Formbacher) am Inn den „Diot/Diet“-Namen. Diether ist der Name eines Herrn von Hals. Der Sagenheld Dietleib mit dem Pantherwappen ist in der nordischen Sage König von Steierland (Steiermark) und Bruder der Kunhild in der Laurinsage. Dietleib ist Ahnherr der steirischen Wildonier und Gründer der Hengistburg, der Keimzelle der heutigen Steiermark [Dattenböck 2006, 48 ff.]. Tassilo, die ostgermanische Koseform von T(z)azzo oder Tat(t)o kann sowohl Vandalen als auch Langobarden zugeordnet werden. In den bairischen Dialekten – z. B. den meiner engeren Heimat – ist es besonders die Koseform, welche immer auf ostgermanische Wurzel schließen lässt: Bachai/Bächlein, Bâdschai/tollpatschiges Kind, Dizai/Schnuller, Eichl/Naichdai/

kleine Weile ›von: aichd/eicht, nordgermanisch: eykt=Achtelstunde, Griagai/Krüglein; Haiffai/Häufchen, Heagodai/Herrgöttchen, Laggai/kleine Pfütze; Noagai/kleine Menge, Schdirai/kleiner Stier, Wädai/Entlein usw.

Elsan/Elger {im westlichen Mühlviertel heißt der Großvater **E(d)l**, Koseform: **Érai** [Seidl-Reiter 2002, 64] – siehe bairischen Kriegsgott Eor} ordne ich den Skiren oder den Herulern zu. (Wahrscheinlich hat das Gesetz, das Vater-Recht, „Eh“ geheiß, damit auch zu tun.) Otacher/Odoaker war Skire, dessen Vater (Skire oder Rugier) **Etich/Edika** hieß. Noch im 12. Jh. findet man mehrmals den Namen Eticho (von Traun), letztmals 1140 erwähnt. Otakar führte den Rest seines Stammes nach dem Zusammenbruch Roms im Verband der donauländischen Sueben ins Baiernland. Die Ortsnamen: Skiran/Scheyern, Skira bei Altegölsheim und bei Rosenheim, Skierstat für Stadtamthof, Skirilinga/Schierling weisen uns auf die Skiren hin. Die Heruler aus Böhmen unter Rudolf (Hrodulf/Hrolf Kraki der Sage) spielten ab ca. 470 eine wichtige Rolle in der Stammesbildung: Erling/Erlingun/Erelingun bei Andechs, Langenerling bei Regensburg, Erling bei Vilsbiburg, Heregisinga/Hörsching, Erla bei Enns, ein Wernhard von Hegling als Zeuge 1278 [UBOE III, Blatt 14], weitere Zeugen in Diplomen mit Namen Herilunk, Harlungus, Amalunc, ein Amelungesbach in einer Urkunde von Baumgartenberg 1209, ein castrum Herilingoburg an der Erlaf, ein Herilungesveld in einer Urkunde v. 1013 und ein Gut Harlungen in Zandt bei Cham geben namentliches Zeugnis von den aus Böhmen nach Norikum/Rätien eindringenden Herulern.

„Daneben waren Heruler – wie Rugier, Skiren, Alanen und andere gentes – ein wichtiger Teil der Armee Odoakers in Italien. Die Heruler sollen Odoaker zum König erhoben haben, die Titulatur ‚rex Erulorum‘ (Eruli) erscheint in den Quellen“ [Burtscher-Bechtler 2006, 11].

Zusammengefasst kann ich festhalten:

1. Vandalen unter Godegisel siedelten mit einem Föderatenvertrag durch Stilicho ausgestattet, ab 398 in Noricum, Rätien und Norditalien.
2. 406 zog ein Teil des Stammes, bedingt durch Hungersnot, unter Godegisel nach Westen weiter.
3. Ein beträchtlicher Stammesteil blieb als römische Grenzsoldaten/Wehrbauern hier sitzen; diese hatten keinen Herzog, sondern Adelige des Stammes als Offiziere (Agilulf) und unterstanden röm. (Militär)-Recht.
4. Ab 476, dem Zusammenbruch Roms, bildeten sich neue Herrschaftsstrukturen mit neuem Recht.
5. Dieses neue Recht wurde, wie oben beschrieben, zu mehr als der Hälfte des Umfanges dem westgotischen Recht entnommen, weil die Vandalen in Spanien/Lusitanien zu Beginn des 5. Jh. durch die Westgoten zum Arianismus bekehrt wurden und deren christl.-arianisches Recht angenommen hatten.

6. Herzog Adelger der Sage, ein Skire, wird wohl ab dem politischen Neubeginn 476 das Sagen gehabt haben, seine Kämpfe mit Römern und eine Schlacht bei Brixen in Tirol (Kloster Säben!) deuten auf die Landnahme vom Norden aus hin.

7. Theodo wurde durch Gotenkönig Theoderich 508 als bairischer Herzog eingesetzt/unterworfen.

8. Bischof Theoderich wird 519 erwähnt – es ist dies jener Bischof Theoderich, in dessen Grab in Petöghaza östlich von Ödenburg der heute noch existierende „Cunpalt-Kelch“ gefunden wurde, Vorläufer des vom gleichen Künstler Cundpalt im Salzburger Raum gefertigten „Tassilo-Kelches“.

9. 520 besiegte Herzog Theodo laut *Vorauer Annalen* die „Römer“ bei Altötting

10. Garibald I. war (fränkischer?) Vormund Herzog Tassilos bis zu dessen Großjährigkeit.

11. Tassilo regierte ab 558 und war im ständigen Widerstand gegen die fränkische Bevormundung, da seit dem Abwehrkampf und Untergang der Goten niemand mehr Hilfe gewähren konnte. Tassilo fand und suchte Hilfe bei den ebenfalls bedrängten Langobarden, die 568 in Norditalien einwanderten.

12. 568/69 heiratete er die Langobardin Luitpirc und Symbol dieser Ehe ist der im Kloster Kremsmünster aufbewahrte „Tassilo-Kelch“, das wertvollste aller Kulturgüter des Baiernstammes.

13. Der Name Tassilo selbst weist auf ostgermanische Herkunft hin.

Literatur

- Ausstellungskatalog (1983): 900 Jahre Stift Göttweig 1083-1983; Stift Göttweig
- Burtscher-Bechtler, Beate (2006): Rex oder Räuberhauptmann. Ethnische und politische Identität im 5. und 6. Jahrhundert am Beispiel von Vandalen und Herulern; Würzburg unter www.uibk.ac.at/~c61705/REX.pdf
- Daehnhardt, Rainer (1998): Geheimnisse der Deutsch-Portugiesischen Geschichte, Lisboa
- Dannheimer, Hermann / Dopsch, Heinz (1988): Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788 (Ausstellungskatalog); München · Salzburg
- Dattenböck, Georg (2006): Vandalen – Gründer von Baiern und Österreich?; Marchtrenk
- Dopsch, Heinz in: www.uni-klu.ac.at/kultdoku/kataloge
- Friedrich, Volker (2004): Irgendwo in Gallien – Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451; in *Zeitensprünge* 16 (2) 400-431
- Grimm, Jacob und Wilhelm (1816/18): Deutsche Sagen; Vorrede zum zweiten Band; Internet
- Hartmann, Wilfrid (1988): Das Recht; in: *Dannheimer/Dopsch* 266-273

- Haseloff, Günther (1951): Der Tassilokelch; München
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit – Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalter. Eine systematische Studie; Gräfling
- Kastner, Otfried (1976): Die Herkunft der Baiern und der Tassilokelch; in: *Oberösterreichische Heimatblätter*, Jg. 30, Heft 3/4
- Keller, Stefan (2004): Aus der mittelalterlichen Geschichtsretorte (St. Theodul; Hans Domenig); in: *Zeitensprünge* 9 (4) 668 f.
- Klebel, Ernst (1939): Langobarden, Bajuwaren, Slawen; Wien
- (1954): Baierische Siedlungsgeschichte; in: *Zeitschrift für bayr. Landesgeschichte* 15 (2) 75-82
- Landeschronik von Oberösterreich; Wien 1987
- Lautermann, Wolfgang / Schlenke, Manfred (1965): Geschichte in Quellen – Altertum; München
- Lexikon der Vornamen (1968); Band 4, Mannheim (Internet)
- Moosbauer, Günther (2006): Kastell und Friedhöfe der Spätantike in Straubing – Römer und Germanen auf dem Weg zu den ersten Bajuwaren; Habilitationsschrift, Passauer Universitätsschriften zur Archäologie, Band 10
- Pischel, Barbara (1980): Kulturgeschichte und Volkskunst der Wandalen; Frankfurt/M.
- Rass, Wim (2000): Dietrich von Bern und Karl der Große – Untersuchung über die Zeitstruktur der nordischen Dietrich-Sage und die karolingische Sagen-Manipulation; Buchen
- Schwarz, Otto (1985): Arianismus und Verfassung bei den Vandalen – Zum Legitimationsanspruch im christlichen Herrschertum; Diplomarbeit zur Erlangung des Magisteriums an der Universität Wien
- Seidl-Reiter, Edda (2002): Das Mühlviertel in seiner Sprache ›Juiwegga Dudn‹; Weitra
- Sinz, Erich (1980): Gudrun kam vom Schwarzen Meer – die Enträtselung einer Sage; München · Berlin
- Störmer, Wilhelm (1988): Das Herzogsgeschlecht der Agilolfinger; in: *Dannheimer/Dopsch* 141-152
- Universität Passau unter
www.phil.uni-passau.de/histhw7TutBay/personen_agilolfinger.html
- Vanska, Max (1905, Reprint 1966): Geschichte Ober- und Niederösterreichs; Wien
- Wolfram, Herwig (1988): Baiern und das Frankenreich; in: *Dannheimer/Dopsch* 130-135

Georg Dattenböck, dattenboeck@resi.at

Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV)

Klaus Weissgerber

„Und jeder hat eine Richtung, nach der er sich kehrt“
[Koran, Sure 3:143].

Vorab: Nachfolgenden Diskussionsbeitrag übersandte ich unter dem Titel Lebte Muhammad? am 23. 12. 2006 und gleichzeitig wegen der Aktualität mehreren ZS-Autoren und Lesern, deren Mail-Adressen mir bekannt waren. Ich erhielt mehrere Zuschriften mit interessanten Anregungen, für die ich herzlich danke. Lediglich Peter Winzeler und Zainab Angelika Müller argumentierten für die Historizität Muhammads.

Nach traditioneller Überlieferung starb Muhammad im Jahr 632; die Hidshra fand 622 statt. Da nach der illigischen Phantomzeittheorie die Jahre von ca. 614 bis 911 zu streichen sind, ergab sich ein Problem, mit dem sich Illig schon 1992 auseinandergesetzt hat. Er bezweifelte grundsätzlich die Richtigkeit der Berichte über die Entstehung des Islams:

„Wir kennen den frühen Islam nur durch die Brille des 10. und noch späterer Jahrhunderte. Entstehung und Ausbreitung des Islam haben sich möglicherweise ganz anders abgespielt. Stimmen die Berichte über den Religionsstifter, stimmen die Eroberungsberichte, stimmen die Berichte über die Sektenabspaltungen?“ [Illig 1992, 39]

Gestützt auf die Forschungen von Günter Lüling und Hans-Joachim Schoeps machte er glaubhaft, dass der Islam aus der arabischen christlich-häretischen Sekte der Ebioniten entstanden ist:

„Das Entstehen des Islam fällt in die Zeit vor 600. Nur so können die behandelten Probleme einer Lösung zugeführt werden“ [ebd.].

In der Folgezeit haben er und einige seiner Mitstreiter diese Erkenntnis vertieft; er vertrat weiter die Auffassung, dass die Ausbreitung des Islams in die Zeit nach 911 fällt [Illig 1999, 143]. In einem Leserbrief hat Dietmar Neukum [2003, 235] auch die historische Existenz Muhammads bezweifelt, ohne dies näher zu begründen. Dieser Gedanke wurde meines Wissens von keinem anderen ZS-Autor aufgegriffen. Im Vordergrund stand stets die Frage: *Wann lebte Muhammad?*

Anscheinend gibt es eine gewisse Scheu vor der letzten Konsequenz, zumal der Islam als Stifterreligion gilt und in der konventionellen Wissenschaft keine Zweifel an der historischen Existenz des Propheten Allahs bestehen. Kaum bekannt ist jedoch, dass vor einigem Jahren die beiden US-ameri-

kanischen Orientalisten Yehuda D. Nevo und Judith Koren es wagten, dieses Dogma in Frage zu stellen. Sie wiesen nach, dass es keine überzeugenden Beweise für die Realität Muhammads gibt und kamen zu der Schlussfolgerung:

„Muhammad is not an historical figure, and his official biography is a product of the age in which it was written“ (Muhammad ist keine historische Gestalt, und seine offizielle Biographie ein ein Produkt jener Zeit, in der sie geschrieben worden ist) [Nevo/Koren 2003, 11].

Sie wurden deswegen scharf angegriffen. Selbst Patricia Croce [2006], die radikalkritische Auffassungen zur Entstehung des Islam vertrat, bestand auf der Nichtfiktivität Muhammads, weil nichtislamische Quellen ihn erwähnten, ohne zu berücksichtigen, dass auch diese erst Jahrhunderte später entstanden [vgl. Simon 2006]. In Deutschland wurde dieses bisherige Tabu-Thema ausgerechnet von einem katholischen Theologen, Karl-Heinz Ohlig (bis 2006 Professor an der Universität Saarbrücken), aufgegriffen. Die von ihm geleitete *Arbeitsstelle für Religionswissenschaft* an dieser Universität hat mehrere Bücher herausgegeben und ist im Internet tätig. Eine ihrer Hauptthesen ist die Fiktivität Muhammads.

Ohlig hatte sich einen wissenschaftlichen Namen durch zahlreiche Beiträge in mehreren Enzyklopädien gemacht; weithin bekannt wurde er durch kritische Fragestellungen zum Katholizismus. Bezeichnend sind schon die Titel einiger seiner Bücher: *Braucht die Kirche einen Papst?* [1973] und *Ein Gott in drei Personen?* [1999]. Er versuchte auch, den Schöpfungsglauben und die Evolutionstheorie in Einklang zu bringen: Gott wirkte vor dem Urknall, in den er schon alle Gesetzmäßigkeiten hineinlegte, die dann, ohne sein Zutun, zur Entwicklung des Universums führten!

In seinem Buch über die Entstehung der Religionen [2002] stützte er sich auch auf Karl Marx; sich auf ihn berufend, ging er davon aus, dass die Religionen kommen und gehen. Er blieb aber Christ; im Gegensatz zu Marx ging er von der Unvergänglichkeit der Religion aus [vgl. auch Voigt 2002]. In diesem Werk analysierte er die wichtigsten Religionen und versuchte, deutlich zu machen, „dass der Vielfalt der Erscheinungsformen von Religion strukturelle Gemeinsamkeiten zugrunde liegen, die eine ‚Entwicklungslogik‘ erkennen lassen“ (Verlagswerbung).

Damit begann Ohligs Beschäftigung mit dem Islam. Er appellierte „an die westliche Islamwissenschaft, sich der historisch-kritischen Methode zu öffnen und damit die Reformkräfte im Islam zu unterstützen“ [FAZ, vom 21. 11. 2006]. Zusammen mit Gerd-Rüdiger Puin gab er 2005 den Sammelband *Die dunklen Anfänge* heraus, Dieses Buch beruht auf einer Grundthese, die Ohlig [2006, 41] später wie folgt zusammenfasste:

„Die Anfänge des Islam und die – sehr detaillierte – Biographie Mohammeds werden erst in muslimischer Literatur aus dem neunten und zehnten Jahrhundert literarisch greifbar, in einer Zeit, als Mohammed zur Identifikationsfigur mächtiger Reiche geworden war. Für die ersten beiden ‚islamischen‘ Jahrhunderte gibt es keine muslimischen literarischen Zeugnisse, vom Koran abgesehen. Aber auch für diesen ist, wie die ältesten Handschriftenfragmente aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts zeigen, eine längere Entstehungsgeschichte anzunehmen.“

Ohlig lässt nicht erkennen, dass Illig bereits 1992 diese Erkenntnis vertreten und begründet hat. Ich habe in dem Sammelband vergeblich nach Hinweisen auf die Phantomzeit-Theorie gesucht.

Ich kann auch nicht der These folgen, dass schon im 9. Jh. die Biographie Muhammads literarisch greifbar ist. Im Sammelband hat zwar Volker Popp [2005, 16-123] mehrere muslimische Autoren genannt, die in diesem Jahrhundert geschrieben haben sollen: Ibn Hisham, al-Waqidi, Ibn Sa‘ad und die Verfasser der „sechs kanonischen Hadith-Sammlungen“ (al-Bukhari, Muslim, Abu Dawud, Tirmidhi, Nasai, Ibn Madscha). In *Islamica* I [2000, 428-432] bin ich konkret auf diese Autoren eingegangen und habe deren Fragwürdigkeit aufgezeigt: Es waren spätere Texte, die zurückdatiert wurden, wobei nicht einmal verheimlicht wurde dass frühere (ebionitische?) Texte umgeschrieben wurden. Günter Lüling [2001] sprach sich übrigens damals gegen Illigs und meine diesbezügliche Auffassung aus, ohne auf meine konkreten Argumente einzugehen [hierzu: *Islamica* II].

Ohlig stellte weiter zutreffend fest, es gebe keine Beweis dafür, dass Muhammad den Koran verfasst hat und dass dieser schon 640 unter dem Kalifen ‘Umar (Omar) zusammengestellt wurde. Soweit es um die Entstehungsgeschichte des Koran geht, stützte er sich hauptsächlich auf die grundlegenden Werke Lülings und Luxenbergs, auf die schon einige Autoren [z.B. Birken, Illig, Kögel und Müller] in den *Zeitensprüngen* eingegangen sind. Obwohl Lüling und Luxenberg in einigen Fragen verschiedener Meinung sind, gehen beide auf Grund ihrer umfangreichen Studien davon aus, dass es einen Ur-Koran christlicher Prägung gegeben hat, der später „überarbeitet“ wurde. Hierauf hat Illig [1992, 29] von Anfang an großen Wert gelegt: „Die spätere Koranzensur verdeckt frühchristliche Wurzeln.“

„Christoph Luxenberg“ ist ein Pseudonym; nach eigenen Angaben verschweigt er „aus Angst vor Terroristen“ seinen richtigen Namen. Andere wissenschaftliche Islamforscher und sogar die bezeichneten Muhammad-Leugner verschweigen keineswegs ihre Namen, ohne deshalb bedroht worden zu sein. So fällt es fundamentalistischen Muslims leicht, ihn zu ‘widerlegen’: Er sei gar kein „Orientalist“, sondern nur ein „Scharlatan“ [so „Answering-Christianity“].

Mir kommt es hier weniger darauf an, ob Luxenbergs These, dass die ursprüngliche Koran-Sprache nicht arabisch, sondern aramäisch-syrisch war, richtig ist. Zunächst hatte er nicht die Absicht, die Historizität Muhammads zu bezweifeln [vgl. Burgmer 2004], änderte jedoch später diese Auffassung. Deshalb ist sein 2005 im bezeichneten Sammelband veröffentlichter Beitrag: „Neudeutung der arabischen Inschrift im Felsendom zu Jerusalem“ [Luxenberg 2005, 124-147], der in den *Zeitensprüngen* bis jetzt nicht erörtert wurde, von sehr großer Bedeutung.

Der Felsendom, der nach der Tradition vom Khalifen Abd al-Malik (angeblich 685–705) erbaut wurde, gilt als das älteste islamische Kultgebäude. Dort soll die „Nachtreise und Himmelfahrt“ Muhammads erfolgt sein. Seltsamerweise ist in der arabischen Inschrift hiervon keine Rede; stattdessen wurde in dieser ausdrücklich „Isa bin Maryam“ (also Jesus) als Messias bezeichnet, was für einen Text in einer so heiligen Stätte doch recht ungewöhnlich wirkt. Zonker [2005] hat den Inhalt des Beitrages Luxenbergs wie folgt zusammengefasst:

„Einen zentralen Stellenwert hat in dieser Argumentation Luxenbergs neue Deutung der arabischen Inschrift im Felsendom zu Jerusalem, der bisher als als frühester erhaltener islamischer Sakralbau galt. Der Text, eine theologische Lehraussage des Erbauers Abd al-Malik, bezieht sich demnach auf ‚Jesus, den Sohn Marias‘ (Isa bin Maryam). Die berühmte Formel ‚muhammad(un) abd(u) (a)llah(i) wa-rasuluh(u)‘ sei nicht zu übersetzen mit ‚Mohammed (ist) der Knecht Gottes und sein Gesandter‘, sondern mit ‚Zu loben ist (gelobt sei) der Knecht Gottes und sein Gesandter‘. ‚Muhammad‘ wäre demnach im ursprünglichen Gebrauch kein Eigenname, sondern eine Verbform.“

Erwähnt werden muss an dieser Stelle, dass Manfred Zeller schon 1993 [71-73] darauf aufmerksam gemacht hatte, dass der Felsendom architektonisch ein byzantinisch-christliches Bauwerk ist. Seine damalige These hat durch die Neulesung der Inschrift eine späte Bestätigung erhalten, auch wenn Luxenberg ihn nicht erwähnte. Ohlig [2006, 43] zog aus der Neulesung Luxenbergs entscheidende Konsequenzen:

„Muhammad war demnach also ursprünglich ein christologischer Titel, wie auch die Prädikate Knecht Gottes (abd-allah), Prophet, Gesandter, Messias. Das Prädikat muhammad hat sich später von seinem Bezugspunkt Jesus gelöst und wurde in der Gestalt eines arabischen Propheten mit dem Namen Mohammed historisiert, der zweite Titel ‚abd-allah wurde zum Namen des Vaters des Propheten.“

(In einem FAZ-Folgebeitrag zweifelte der Arabist Nicolai Sinai [2006] diese Lesung Luxenbergs an; er versuchte auch, die Islamwissenschaft gegen den

Vorwurf zu verteidigen, nicht die „historisch-kritische Methode“ anzuwenden. Gegen die Neulesung der Felsendom-Inschrift führte er, wie auch Z.A. Müller an, dass es im Arabischen kein Gerundium, sonder nur Partizipien gäbe. Luxenberg meint aber, dass solche Partizipien auch gerundivisch zu verstehen sind.)

Volker Popp [2005, 16-123], Orientalist und Numismatiker, hat in seinem umfangreichen Artikel im Sammelband auch die Münzen analysiert, die den frühen Khalifen zugeordnet werden, wobei er die Neulesung Luxenbergs berücksichtigte. Er verwies darauf, dass viele Münzen nicht nur die Prägung MHTM, die allgemein als Muhammad gedeutet wird, sondern auch das Kreuzzeichen trugen. Unter Berufung auf die Neulesung Luxenbergs deutete er die Prägung als „der zu Lobende“, womit Jesus gemeint sei. In *Islamica I* [435-441] hatte ich bereits einige diese Münzen analysiert und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass sie Ende des 6./Anfang des 7. Jhs. geprägt wurden. Die Neudeutung der Inschrift hat mich in dieser Überzeugung bestärkt. Allerdings verwies ich – anders als Popp – auch auf Münzen, die den persischen Felsenaltar trugen. Im Unterschied zu ihm betrachte ich nach wie vor die „frühen Khalifen“ Syriens als Statthalter zunächst des Byzantinischen, dann des Sassanidischen Reiches.

Lüling lehnt entschieden die Phantomzeit-These ab; ob Luxenberg, Ohlig und Popp sie kennen, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls kann ich mich mit der Interpretation der Geschichte des 7. bis 9. Jhs., die keine Phantomzeit kennt, auf keinem Fall einverstanden erklären.

Während die bereits genannte Orientalistin Patricia Croce den Umzug von Mekka nach Medina, also die Hidshra, als „eine Erfindung des 19. Jahrhunderts“ betrachtet [Simon 2006, 4], betrachtet Popp weiterhin, wenn auch mit anderer Begründung, das Jahr 622 als Beginn einer neuen Zeitrechnung, welche Meinung Ohlig [2006, 41] voll teilt:

„Hier beziehe ich mich auf die Arbeiten des Numismatikers Volker Popp; diese [Münzen; K.W.] sind in der Regel datiert und geben auch die Prägestätten an. Münzprägungen arabischer Herrscher gibt es seit dem Jahr 641, dem Todesjahr des griechischen Kaisers Herakleios und zugleich des Zusammenbruchs der sassanidischen Herrschaft in Mesopotamien.

Diese Münzen sind datiert nach Jahren ‚gemäß den Arabern‘. In einer Inschrift an den Bädern von Gadara, Galiläa, mit dreifacher Datierung (byzantinisch, nach der Geschichte der Stadt und nach den Arabern) handelt es sich um Sonnenjahre, die seit dem Jahr 622 gezählt wurden. In diesem Jahr hatte Kaiser Herakleios die Perser vernichtend geschlagen, zugleich aber eine Reichsreform begonnen, die eine Ausgliederung des bisher byzantinischen Nahen Ostens aus dem Römischen Reich brachte.

Zwanzig Jahre später brach das Sassanidische Reich endgültig zusammen. Nach 622 konnten arabische Stämme, die schon seit langem im ganzen Vorderen Orient siedelten, die Selbstherrschaft übernehmen, betrachteten sich aber zunächst noch als Verbündete (arabisch: Quraisch) des Kaisers.“

Dieser Bezug auf das Jahr 622 ist kaum nachvollziehbar. In einem Leserbrief wies der Mediävist Wolfram Brandes [2006] schon darauf hin, dass (nach der traditionellen Chronologie) der Sieg des Herakleios im Jahr 628 erfolgt ist und dass es sich bei der „Reichsreform“ dieses Kaisers um „eine Erfindung des ausgehenden 19. Jhs. handelte“.

Trotz der „arabischen Prägung“ der Münzen bezweifelte Ohlig in seinem FAZ-Beitrag, dass der Islam in Mekka bzw. auf der Arabischen Halbinsel entstanden ist. Er berief sich hierbei auf die These Luxenbergs, dass der Ur-Koran in aramäischer Sprache niedergeschrieben wurde und auf einen mehr zufälligen Fundort:

„Die älteste Münze mit der Prägung MHMT in aramäischer Schrift stammt aus den Osten Mesopotamiens, ebenfalls begleitet von Kreuzsymbolen“ [ebd.].

Gerd Kögel [2003, 194] hatte schon, Lüling folgend, darauf aufmerksam gemacht, dass Mekka eine ursprünglich aramäische (und zugleich juden-christliche) Siedlung war. Ich selbst hatte mich 2000/01 grundsätzlich mit der ursprünglichen arabischen Zeitrechnung auseinandergesetzt; ich sehe keinen Grund, meine damaligen Erkenntnisse zu revidieren. Ausgangspunkt derselben war nicht die Hidshra, sondern das „Jahr des Elefanten“, des Jahres, in dem die Bürger von Mekka den jemenitischen Aggressor Dhu Nuwas vertrieben und das ich, nach dem Bericht des Prokopios, auf das Jahr 544 datierte [*Islamica* I:441-445]. Dass dies die ursprüngliche arabische Zeitrechnung war, ist gut belegt [*Islamica* II: 251 f.]. Dementsprechend wurden auch die Münzen der „frühen Khalifen“ nicht nach Hidshra-Jahren, sondern nach „Elefanten-Jahren“ datiert. Dies ermöglicht es auch, diese „Herrscher“, entsprechend der Phantomzeit-Theorie, in das späte 6. und frühe 7. Jh. einzuordnen. Meine These wird durch die Nichtexistenz Muhammads nicht berührt: Anscheinend wurde erst später das Geburtsjahr des Propheten auf das „Jahr des Elefanten“ datiert, wodurch es zu den von mir dargelegten Widersprüchen (544 oder 570?) kam.

Ich sehe keinen Grund, den arabischen Ursprung des Islams zu bezweifeln, auch wenn es keinen Muhammad gegeben haben sollte. Wie wäre es sonst zu erklären, dass die Kaaba in Mekka, ursprünglich eine „heidnische“ Kultstätte, eine solche Bedeutung im Islam innehat, dass jeder Muslim einmal im Leben dorthin pilgern muss?

Auf keinen Fall kann ich die Überlegungen Popp und Ohligs über das angebliche Geschehen im 7., 8. und 9. Jh. teilen; sie kannten z. B. keine persischen Eroberungen und betrachteten alle traditionellen „Khalifen“ als realhistorische Personen, die vom häretischen Christentum zum Islam übergingen. Erwähnen möchte ich hier nur einige Überlegungen Ohligs zu ‘Ali, allerdings unter anderen chronologischen Aspekten:

„Erst im Verlauf des 2. Jahrhunderts Hidschra [sic!] scheint sich die Muhammad-Vorstellung von ihrem bisherigen Bezugspunkt Jesus gelöst und isoliert zu haben. Diese Loslösung scheint vorher schon eine Erweiterung – die Annahme eines christlichen Apostel-Propheten namens Muhammad – und ein Übergangsstadium gekannt zu haben: Die Verehrung eines Ali („Erhabenen“), der an die Stelle des fernen und transzendenten Muhammad („Erhabenen“) auf konkretere Weise normative Funktionen wahrnimmt.“

Erst im Abbasidenreich sei der eigentliche Islam mit Muhammad „als eigenständige Gestalt“ entstanden:

„Jetzt entstehen die biographischen Werke und die Hadith-Sammlungen der Sunna. Alle noch verfügbaren Traditionen über frühere arabische Herrscher und Auseinandersetzungen werden rückwirkend zu einer fortlaufenden Geschichte der islamischen Religion und Reichsbildungen zusammengestellt. Die ältere Ali-Verehrung wird zurückgedrängt und lebt in den schiitischen Strömungen fort“ [Ohlig 2005a, Internet-Text, S. 18].

Wenn diese Überlegungen überhaupt einen realen Kern haben sollten, kann er m.E. nur auf die Zeit vor 614 datiert werden. Ali scheint jedenfalls auch eine fiktive Gestalt gewesen zu sein. Jan Beaufort hat übrigens in einem Gespräch mit mir die Vermutung geäußert, dass die Ali-Verehrung ihren Ursprung in der Verehrung des „Ketzers“ Arius hatte! (In einem Folgebrief teilte mir Beaufort mit, dass er nach wie vor zu dieser These steht. Sie ist auch in der englischen Fassung seiner „30 Thesen zur Phantomzeit“ enthalten).

Ohlig stützte sich bei seiner Beweisführung auch auf das Werk *Über die Häresien* (Peri haireseôn) des Johannes Damaskenos, das bereits durch Lüling [1981, 198-201, mit Anmerkungen 8-30] neu interpretiert wurde und dessen Text von Gleil/Khoury [1995, 167-183] neu veröffentlicht wurde. In den Kapiteln 101 bis 103 beschrieb Johannes (auch J. von Damaskus genannt), wie Lüling bewiesen hat, den frühen Islam als eine christliche Häresie. Von „Ebioniten“ ist allerdings hier nicht die Rede; Illig [1992:27, 34 f.] begründete seine Vermutung, dass der frühe Islam von dieser Sekte herrührt, aus Thesen des Kirchenhistorikers Hans-Joachim Schoeps [1949].

Johannes Damaskenos gilt als letzter „Kirchenvater“; er soll um 749 gestorben sein. Lüling und Ohlig haben diese Zeitangabe unkritisch übernommen. Da diese in die Phantomzeit fällt, könnte der Text des Damaskenos aus

diesem Grund verworfen werden. Ich betrachte jedoch nicht von vornherein jeden Text als unecht, der in der Phantomzeit entstanden sein soll, sondern führe weitere Analysen durch [vgl. hierzu z.B. Becker 2002, 339; Birken 2005, 107].

Wie ich feststellte, gibt es nur eine Biographie des Damaskenos, die ein sonst nicht weiter bekannter „Ioannes von Jerusalem“ verfasst haben soll und die offenbar viel später entstanden ist. Nach Schoell [1830 III:416] trägt diese „ganz den Charakter einer Legende“. So soll der Damaskenos von dem Kalifen Abd al-Malik zum Verlust einer Hand verurteilt worden sein, er erhielt diese jedoch in der folgenden Nacht von der heiligen Jungfrau zurück! Aus dieser Biographie ergibt sich allenfalls, dass dieser Johannes arabischer Herkunft war, dessen Vater schon Finanzbeamter des Kalifen Mu'awiya war, während er selbst Abd al-Malik diente, ehe er ins Kloster ging. Da nach meiner dargelegten These diese beiden Kalifen tatsächlich im späten 6./frühen 7. Jh. regiert hatten, betrachte ich den Text des Damaskenos als zeitgenössische Quelle, deren Glaubwürdigkeit auch darauf beruht, dass sie von einem Araber verfasst wurde!

Die kritische Beschäftigung mit seiner eigenen Geschichte hat dem Christentum nicht geschadet; dies gilt auch für den Islam. Küng [2004, 47] schrieb:

„Umgekehrt haben manche muslimische Intellektuelle schon früh die Kritik der westlichen Wissenschaft auch auf die eigene Religion, Geschichte und Kultur angewandt, so daß heute die Frontlinie des Kritischen und Unkritischen quer durch den Islam geht und, wenngleich vielfach verdeckt, zahllose innere Konflikte provoziert.“

Obwohl Ohlig weiß, dass die Historizität von Jesus nicht zu beweisen ist, hält er an seinem Glauben an ihn fest [vgl. Ohlig 1974]. Er verlangt entsprechend von keinem Muslim, seinen Glauben an Muhammad aufzugeben.

Ich möchte dahingestellt sein lassen, ob Luxenbergs Lesung der Inschrift im Felsendom richtig ist. Meine in *Islamica* I erfolgte Rekonstruktion der frühislamischen Chronologie beruhte nicht auf der Annahme der Fiktivität Muhammads; sie wird deshalb nicht davon beeinflusst, wie man letztlich das Problem seiner Historizität löst.

Literatur

Answering-Christianity (2004): Die Syro-Aramäische Lesart des Koran. Christoph

Luxenberg: www.answering-christianity.de/article19.html

Beaufort, Jan (o.J.): 30 Fragen und Antworten zur Phantomzeittheorie.

www.lelarge.de/FAQ.html www.fantomzeit.de

Becker, Ulrich (2002): Hidzra und Hunnen; in: *ZS* 14 (2) 325-340

Birken, Andreas (2005): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; in: *ZS* 17 (1) 98-110

Brandes, Wolfram (2006): Die arabische Münzprägung (Leserbrief); in: *Frankfurter*

Allgemeine Zeitung, 2. 12.

- Burgmer, Christoph (2004): Interview mit Luxenberg. 19. 9. : www.goethe.de/ges/rel/prj/ffs/ori/de184094.htm
- (2006): Streit um den Koran. Die Luxenberg-Debatte. Standpunkt und Hintergründe; Berlin
- Crone, Patricia (2006): What do we actually know about Mohammed?
www.opendemocracy.net/faith-europe_islam/mohammed_3866jsp
- Glei, Reinhold (Hg., 1995): Johannes Damaskenos und Theodor Abu Qurra: Schriften zum Islam. Kommentierte griechisch-deutsche Textausgabe. Würzburg
- Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* (Gräffling) 4 (2) 26-41
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden; München
- (2003): Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems; in: *ZS* 15 (3) 556-569
- Kögel, Gerd (2003): Was steht wirklich im Koran? Wie steht er zum Christentum? Die Thesen des Islamgelehrten Luxenberg; in: *ZS* 15 (1) 191-203
- Kreuz.net (2006): Hat es Mohammed überhaupt gegeben? (Internet-Diskussionsforum); www.kreuz.net/article.4294.html
- Küng, Hans (2004): Der Islam. Geschichte, Gegenwart, Zukunft; München · Zürich
- Lüling, Günter (1981): Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad; Erlangen
- (2001): Leserbrief zu Klaus Weissgerber; in: *ZS* 13 (2) 243-249
- (2003): A Challenge to Islam. For Reformation; Delhi/Indien
- Luxenberg, Christoph (20001): Die syro-aramäische Lesart des Koran. Ein Beitrag zur Entstehung der Koransprache; Berlin
- (2005): Neudeutung der arabischen Inschrift im Felsendom zu Jerusalem; in: *Ohlig/Puin* 2005, 124-147
- Müller, Zajnab Angelika (2003): Leserbrief [zu Luxenberg]; in: *ZS* 15 (1) 235-237
- (2007): Was ist und Wohin will die „neue Islamwissenschaft“? (Unveröff. MS)
- Neukum, Dietmar (2003): Leserbrief; in: *ZS* 15 (1) 234 f.
- Ohlig, Karl-Heinz (1973): Braucht die Kirche einen Papst? Düsseldorf
- (1974): Jesus. Entwurf zum Menschsein; Stuttgart
- (1984): Die Welt ist Gottes Schöpfung; Mainz
- (1999): Ein Gott in drei Personen? Mainz · Luzern
- (2000): Weltreligion Islam. Eine Einführung; Luzern
- (2002): Religion in der Geschichte der Menschheit. Die Entwicklung des religiösen Bewusstseins; Darmstadt
- (2005a): Wieso dunkle Anfänge des Islam?, in: *Ohlig/Puin* 2005, 7-13
[im Internet: „Die Anfänge des Islam. Neue Thesen und Erkenntnisse“:
www.phil.uni-sb.de/projekte/imprimatur/2005/imp050503.html]
- (2005b): Das syrische und arabische Christentum und der Koran, in: *Ohlig/Puin* 2005, 366-404
- (2006): Wir müssen uns wehren. Appell für eine neue Islamwissenschaft; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. November 2006, S. 41, 43
- (Hg., 2007): Der frühe Islam. Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen; Berlin
- Ohlig, Karl-Heinz / Puin, Gerd-Rüdiger (Hg., 2005): Die dunklen Anfänge. Neue For-

- schungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam; Berlin
- Popp, Volker (2005): Die frühe Islamgeschichte nach inschriftlichen und numismatischen Zeugnissen; in: *Ohlig/Puin* 2005, 16-123
- Schoell, Friedrich (1830): Geschichte der griechischen Litteratur. III; Berlin
- Schoeps, Hans-Joachim (1949): Theologie und Geschichte des Urchristentums; Tübingen
- Simon, Anne-Catherine (2006): Mohammed, der einst Jesus war; in: *Die Presse*, Wien. Auch:
www.diepresse.com/Artikel.aspx?channell=k&ressort=k&id=606249
- Sinai, Nicolai (2006): Die Koranforschung tritt in die kritische Phase ein. Der Mann Mohammed und die monotheistischen Religionen: Eine Antwort auf Karl-Heinz Ohlig's Thesen zum Stand der Islamwissenschaft"; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. 12.
- Voigt, Friedemann (2002): Ewige Wahrheiten im Werden, Wandel und Vergehen; in: *Süddeutsche Zeitung*, 12. Juni 2002, S. 16 [= Rezension von Ohlig 2002]
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in: *ZS* 12 (1) 59-87
- (2001): Antwort an Günter Lüling (Islamica II); in: *ZS* 13 (2) 250-252
- Wikipedia (2006): Beiträge zu Johannes von Damaskus, Günter Lüling, Christoph Luxenberg, Karl-Heinz Ohlig, Gerd-Rüdiger Puin, Hans-Joachim Schoeps:
<http://de.wikipedia.org/wiki/...>
- Zeller, Manfred (1993): Das Kalifat der Omayyaden; in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* (Gräfelfing) 5 (3/4) 87-110
- Zonker, Norbert (2005): Jesus, der „muhammad“;
www.jesus.ch/index.php/D/article/390-Jesus_News/28504-Jesus_der_Muhammad/

Dr. Klaus Weissgerber
 klaus_weissgerber@yahoo.de

Über einen Ritter namens Richard, der Karl den Großen und Friedrich II. noch persönlich gekannt hat

Wilfried Tüllmann

Den Auftritt von Richard dem Ritter auf dem Reichstag zu Ravenna AD 1231 halte ich trotz aller Widersprüche für eine Schlüsselszene zum Thema Phantomzeit. Hier der Wortlaut aus der Feder des Chronisten Thomas Tuscus:

„In jener Zeit befahl der Kaiser, sich zum Reichstage in Ravenna zu versammeln, um über die Rechte des Reiches, die lange Zeit hindurch entfremdet waren, Rat zu holen. Zur Zeit dieses Reichstages aber geschah etwas, was ich nicht übergehen zu dürfen glaube. Zu diesem Reichstage nämlich kam mit den Fürsten Deutschlands ein Ritter namens Richard, der zur Zeit Karls des Großen Schildknappe Olivers, des Herzogs von Dakien gewesen war, eines der 12 Paladine und besonderen Freundes Rolands. Der Kaiser Friedrich also fragte diesen Ritter vor seinen Fürsten, ob er zu irgendeiner Zeit mit Karl in Ravenna gewesen sei und ob er in dieser Stadt irgendetwas Verborgenes aufzeigen könne, auf Grund dessen seinen Erzählungen Glauben geschenkt werden könne.

Das sagte jener: ‚Ich war mit Karl, Roland und meinem Herrn Oliver in dieser Stadt, und wenn Ihr mit mir in die Umgebung dieser Stadt reiten wollt, so werde ich Euch sichere Beweise erbringen, aus denen Ihr ersehen werdet, dass ich die Wahrheit sage.‘

Der Kaiser ritt also mit ihm zu einem Kloster in der Nähe der Stadt und Richard sagte zu ihm: ‚In diesem Kloster ist eine wunderbare Kapelle, die die Kaiserin Galla Placidia erbauen ließ, mit Mosaiken geziert; in ihr sind drei alabasterne Grabstätten, in deren einer der Leichnam des Kaisers Theodosius ruht, neben dem ein Schwert nebst dem Banner liegt. In der anderen ruht der Leichnam seiner Gemahlin nebst denen seiner beiden Töchter. In der dritten aber liegt der Leichnam des Propheten Elias, der mit anderen von Konstantinopel hierher überführt wurde.‘

Und tatsächlich fand der Kaiser nach den Worten Richards die Kapelle. Jedoch infolge des Alters und der Anschwemmung der Flüsse war sie so von Erde verschüttet, dass ihr Eingang nicht zugänglich war. Er befahl also, die Erde wegzuschaffen und bis zum Pflaster der Kapelle auszugraben.

Nachdem das geschehen war, betrat er die Kapelle, wo er, wie Richard gesagt hatte, drei Sarkophage fand. Als der Sarkophag des Theodosius

geöffnet worden war, fand man seinen Leichnam mit Banner und Schwert, und weil in dem einen Sarkophage die Wahrheit gefunden worden war, wollte der Kaiser die anderen nicht öffnen lassen“ [Klaus Heinisch (Hg. 1968): *Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit.*, Darmstadt, 277 f.].

Wenn der Auftritt unseres guten Richards auf dem Reichstag nicht ganz und gar ein abgekartetes Spiel gewesen ist und der hochbetagte Ritter nicht an schwerer Altersdemenz gelitten hat – wovon wir nicht ausgehen können: Wie hätte er sonst dem Kaiser „vor seinen Fürsten“ Rede und Antwort stehen und bei seinem Ausritt in die Umgebung seine Ortskenntnis beweisen können – dann wollen einige Fragen beantwortet werden.

Unser alter Ritter kennt also die Geschichte von Karl dem Großen; von den dazugehörigen Jahreszahlen weiß er so wenig wie die Hofgesellschaft. Falls er nämlich Kaiser Karl auf seiner Romreise im Jahre des Herrn 800 begleitet hätte (es war das Jahr, in welchem Karl in der Karwoche eine Hochseeflotte am Atlantik erbaut, die nötigen Besatzungen angeheuert hat, im Juni seine Gemahlin begraben musste, im August den Reichstag in Mainz abgehalten hat, von dort nach Italien abreiste, auch eine Woche in Ravenna weilte, von dort nach Rom aufbrach, wo er im Dezember zum Kaiser gekrönt wurde), dann muss unser Richard damals als Knappe mindestens 14 Jahre alte gewesen sein. Das heißt: Nach unserer heutigen Zeitrechnung müsste er auf dem Reichstag 1231 mindestens 445 Jahre alt gewesen sein.

Diese Rechnung geht natürlich nicht auf, wir können aber daraus schlussfolgern, dass Carolus Magnus damals noch nicht seinen Platz im Geschichtskalender gefunden hatte, zumal es die Corona offenbar für möglich ansah, dass tatsächlich ein Zeitgenosse Karls auftrat, der also vielleicht 70 Jahre zuvor das Zeitliche gesegnet hätte.

Machen wir die Rechnung anders herum und nehmen an, dass unser Richard in Ravenna etwa 85 Lenze gezählt hat, dann muss er etwa AD 1146 geboren sein. So wäre er alt genug gewesen, um als Knappe am Italienfeldzug Barbarossa und an der Zerstörung Mailands AD 1162 teilgenommen zu haben. Nur hieße sein Roland jetzt Rainald (von Dassel, Reichskanzler Barbarossas und Erzbischof von Köln). Mit ihm hätte er auch im Sommer 1164 – immer noch als Knappe – die Gebeine der Heiligen Drei (Sterndeuter, Weisen) Könige aus dem zerstörten Mailand nach Köln überführen könne. Kaiser Friedrich II. hatte den Verdacht, dass sie in ihrem diplomatischen Gepäck noch die Gebeine eines vierten Kaisers (Theodosius) für den Karlskult in Aachen bei sich hatten. Deshalb ließ er nun seinen Sarkophag in Ravenna öffnen. Aber er hatte sich geirrt!

Jedenfalls wurde Karl der Große damals im Jahr nach Überführung der Hl. Drei Könige nach Köln, also AD 1165, von Papst Paschalis III. heilig gesprochen. Und Friedrich II. hat 50 Jahre später bei seiner Thronbesteigung

1215 in Aachen zeremoniell Karls Totenschrein zugenagelt und damit seinen Willen zur Einheit des Römischen Reiches Deutscher Nation öffentlich kundgetan. Unser Fazit aus der Geschichte: Er gehörte trotzdem nicht zum inneren Kreis der Eingeweihten! Karl der Große aber war inzwischen zum Garanten der Reichseinheit aufgestiegen!

Der erste mönchische „Scriba“, der die Leitfigur des Überkaisers auf dem Papier oder Pergament zum Leben erweckt hat, tat das wohl unter dem Aspekt der Aussöhnung und eines dringend nötigen Militärbündnisses zwischen Franken und Sachsen, die sich ungeachtet ihrer eigenen Differenzen nur vereint des Ansturms der Hunnen (Ungarn, Awaren, Mongolen) erwehren konnten, einer schweren Erblast noch aus der Römerzeit.

Aber schon bald begann das Phantom ein Eigenleben zu entwickeln: Es musste ständig den Anforderungen der nachfolgenden Zeit angepasst werden, um mit den neuen politischen und ökonomischen Gegebenheiten Schritt halten zu können. Der Personenkreis musste erweitert, Besitzansprüche dokumentiert und Widersprüche beseitigt werden.

Wir können davon ausgehen, dass jede neue Kopie der Karls Geschichte unter einem besonderen Aspekt angefertigt worden ist, der möglichst unauffällig in das Pergament eingearbeitet werden musste, das dann an Stelle der ursprünglichen Handschrift weiterverbreitet wurde. Manchmal genügt ja ein einziges Wort, ja ein einziger Buchstabe, um den Sinn eines Textes vollständig zu entstellen (Beispiel: decollare/delocare: enthaupten/umsiedeln). Heute ist es nahezu unmöglich festzustellen, welches Wort das ursprüngliche ist. Zusätzlich mussten natürlich auch noch die Jahreszahlen fortlaufend angepasst werden, für die allerdings in der damaligen Zeit außerhalb von Kloster, Kirche und Pfalz kaum Bedarf bestanden hat.

Der Chronist der Lorscher Reichsannalen kam in seiner Karlsvita – inklusive Vor- und Nachgeschichte – mit 88 Jahren aus. Auf jeder Urkunde und auf jedem Stein war aber so viel Platz, um bei Bedarf noch ein C für 100 einzusetzen. Erst Friedrich II. (Kaiser von 1220–1250) musste auf die neueren Erkenntnisse in der Astronomie und den damit verbundenen Fortschritten in der Kalenderrechnung Rücksicht nehmen und die Phantomzeit auf die endgültige Länge erweitern.

Unter Mitwirkung von Leonardo Fibonacci, des berühmtesten Mathematikers des Mittelalters (ihn trifft Friedrich II. in Pisa, 1226), der eben damals versuchte, in Europa das Rechnen mit arabischen Ziffern und mit der Null einzuführen, ist ihm das wohl nachhaltig gelungen. Man könnte sogar vermuten, dass die Einführung der ungewohnten arabischen Ziffern die Umstellung auf die neuen Jahreszahlen entscheidend erleichtert hat. Und es ließe sich hinzufügen, ob bereits Silvester II. mit diesen von ihm erstmals, aber vergeblich propagierten Ziffern die Umstellung kaschieren wollte.

Zusammenfassend möchte ich behaupten, dass Phantomzeit und Phantomkaiser nicht die große konzertiert Fälschungsaktion von Papst und Kaiser gewesen sind, sondern ein von vielen Generationen und den unterschiedlichsten Ambitionen dezentral zusammengesteppter Flickenteppich von Chroniken, Briefen und Urkunden – Patchwork sagt man heute.

Ein „Ritter namens Richard“ taucht übrigens in keiner Geschichte je wieder auf. Nach seinem spektakulärem Auftritt beim Reichstag zu Ravenna verschwindet er spurlos und unerreichbar für alle weiteren Nachforschungen in den unergründlichen Wäldern Transsilvaniens, wo er wahrscheinlich aus Altersgründen alsbald ganz undramatisch eines natürlichen Todes gestorben sein dürfte.

So bleibt ihm wenigstens das Schicksal des „Mönchs von Heisterbach“ erspart, welcher in der gleichnamigen Legende nach 300 (!) Jahren der Zeitlosigkeit auftauchte und vor den Augen der erstaunten Mitbrüder aus einer fremden Zeit daselbst am gleichen Tag verschied, nachdem das Rätsel seiner Herkunft gelöst war [vgl. Illig: 1/2000, 138 ff.]. Zu ihren Lebzeiten waren die beiden übrigens Zeitgenossen! AD 1216 wurde selbiger Mönch als Novize im Kloster aufgenommen, als Engelbert von Berg Erzbischof von Köln wurde (1225 ermordet), und verschwand danach für 300 Jahre. (Die schriftliche Fassung der Legende natürlich entsprechend später.)

Das 13. Jh. war anscheinend ein guter Nährboden für solche „Zeitreisen“, wie erst wieder das 20. Jh. nach Aufstellen der Relativitätstheorie durch Albert Einstein. Die Sensibilisierung dieses Themas zu so früher Zeit bleibt reine Spekulation. Nur die ominöse Zeitangabe von genau 300 Jahren – wie beim Siebenschläferbericht im Koran – macht uns etwas stutzig.

Und zwischen den Zeilen der Heisterbachlegende spüren wir etwas von der verzweifelten Ratlosigkeit und den tiefen Gewissensnöten der Chronisten jener Zeit und wie sie keine Antwort fanden auf ihre drängenden Fragen. Wollten sie uns mit ihren „300 Jahren der Zeitlosigkeit“ vielleicht eine verschlüsselte Nachricht hinterlassen?

Leider können wir sie heute nicht mehr fragen, und auf eine Botschaft aus dem Jenseits sollten wir nicht warten. Den Code ihrer Handschriften müssen wir selbst entschlüsseln; mit einem Federstrich oder einer einfachen Rechenaufgabe wird es uns nicht gelingen, die Uhr der Geschichte richtig zu stellen. Und wenn wir es nicht schaffen, wer soll es dann für uns tun?

Wilfried Tüllmann, 18435 Stralsund, Louis-Fürnberg-Weg 11

Morosow: *Die Offenbarung Johannis* Anmerkungen zum 100-jährigen Erscheinen Hans-E. Korth

Das im März 1907 veröffentlichte Werk machte seinen Verfasser, den kurz zuvor nach 25-jähriger Haft begnadigten Revolutionär und Naturwissenschaftler mit einem Schlag bekannt. Er konnte darin nachweisen, dass sich der Text des Johannes auf den Sternenhimmel am Abend des 30. September 395 n. Chr. bezog. Außerdem konnte er zeigen, dass der Schreiber mit Johannes „Chrysostomus“ identisch war. Für Anhänger wie für Gegner der Phantomzeitthese stellen seine Befunde eine Herausforderung dar.¹

„Würden gegen diesen Zeitpunkt auch ganze Berge alter Manuskripte protestieren, so müsste man sie alle für gefälscht erklären.“
N. A. Morosow

Nikolaus Alexandrowitsch Morosow (1854–1946)

Als er das Buch *Die Offenbarung Johannis – eine astronomisch historische Untersuchung* veröffentlichte, konnte sich Nikolaus Morosow seiner Sache ganz sicher sein, denn er hatte sich viele Jahre lang mit der Analyse dieser Schrift unter dem Aspekt der Astronomie beschäftigt. Geboren im Jahr 1854 als Sohn eines russischen Großgrundbesitzers, hatten ihn die Zustände im Lande, in dem bis 1861 noch die Leibeigenschaft herrschte, schon früh bewegt. Als junger Naturforscher schloss er sich 1874 den „Russischen Menschenfreunden“ an. Vor den Nachstellungen der politischen Polizei musste er bald darauf ins Ausland fliehen. Bei seiner Rückkehr wurde er verhaftet, angeklagt, vom Vorwurf des Hochverrats freigesprochen, nichtsdestotrotz aber in die Verbannung geschickt. Aus dieser entkam er unter falschem Namen und redigierte nun verschiedene revolutionäre Zeitschriften, bevor er abermals in die Schweiz floh. 1881, bei seiner Rückkehr nach Russland wurde er an der Grenze verhaftet und bald darauf zu lebenslanger Einzelhaft verurteilt.

Nach Jahren in der für ihre unsäglichen Haftbedingungen berühmten Peter-Paul-Festung wurde er schließlich in die Festung Schlüsselburg am Ausfluss der Newa aus dem Ladoga-See verlegt. Auch hier herrschten bedrü-

¹ E. Gabowitsch hat als erster [1997] in den *Zeitensprüngen* auf Morosow hingewiesen; H. Illig [1999, 181-184] nutzte Argumente aus Morosows Buch über die Offenbarung als Indiz für seine Phantomzeitthese.

ckende Zustände. Mitte der 90-er Jahre wurde man an höherer Stelle endlich auf die erschreckend hohe Sterblichkeit unter den Gefangenen aufmerksam und die Zustände begannen sich etwas zu bessern. Doch die Haft dauerte noch bis Oktober 1905, als Morosow endlich freigelassen wurde, was er den Unruhen in der Folge des Russisch-Japanischen Krieges verdankte. Fast 25 Jahre hatte er im Kerker verbracht.

In den frühen Jahren der Haft waren ihm allenfalls Bücher religiösem Inhalts zugänglich gewesen. Auf diese Weise gelangte er an eine Bibel in französischer Sprache. Bei der Lektüre der Offenbarung des Johannes kam ihm sofort der Gedanke, dass dieser Text eine Beschreibung des Sternenhimmels darstellt und nur so einen Sinn gewinnt. Erst in den letzten Jahren seiner Haft kam er auf dieses Thema zurück. Nachdem er endlich die Möglichkeit zu naturwissenschaftlichen Arbeiten bekommen hatte, verfasste er mehrere umfangreiche Lehrbücher², die bald nach seiner Freilassung erschienen.

Als freier Mann wurde Morosow in St. Petersburg alsbald zum Professor der Astronomie ernannt. Darüber hinaus lehrte er Chemie an der dortigen Hochschule. Er wurde Mitglied fast aller naturwissenschaftlichen Gesellschaften Russlands, Vorsitzender der Gesellschaft für Naturkunde, sogar Mitglied des Aeroklubs. Noch im Jahre 1907 wurde er zum Abgeordneten der Duma gewählt, durfte dieses Amt als ehemaliger politischer Gefangener aber nicht antreten.

Seit Ende 1907 hielt Morosow in den größeren Städten Russlands öffentliche Vorträge über die Johannesapokalypse. Sein Buch erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen (die deutsche Ausgabe erschien 1912). Er fand eine wachsende Zahl begeisterter Anhänger, aber auch erbitterten Hass und Widerstand aus Kreisen der orthodoxen Kirche, die bald auch ein Vortragsverbot bei der Regierung gegen ihn erwirkte. Im Jahr darauf gelangte das Buch auf den Index und durfte nicht mehr verbreitet werden. Wegen eines weiteren Buches (*Sternenlieder*) wurde Morosow abermals zu einem Jahr Festungshaft verurteilt.

Ab 1918 war Morosow Leiter des großen P. F. Lesgaft-Forschungszentrums für Naturwissenschaften in Petrograd (Leningrad) und Herausgeber der wissenschaftlichen Zeitschrift dieses Institutes. Er leistete vor allem anerkannte Beiträge zur Chemie, war jedoch auch in der Mathematik und Physik

² *Periodische Systeme im Aufbau der Materie*. 483 Seiten 55 lithographierte Tafeln; Moskau 1907. - *Die Grundlagen der qualitativen Analyse der mathematischen Physik*. 402 Seiten 22 Tafel und 89 Bilder; 1908. - *Widerstandsgesetze bei der Bewegung von Körpern im elastischen Raum*; 1908. - *Die Grundlagen der vektorialen Algebra in ihrer Entstehung aus der reinen Mathematik*. Mit 88 Abbildungen und 2 Tafeln; 1909. - *Christus - Geschichte der menschlichen Kultur aus naturwissenschaftlicher Sicht*, 7 Bände, Moskau 1924-1932.

(Relativitätstheorie, Meteorologie und Astronomie) tätig. Mit der Entwicklung neuer mathematisch-astronomischer Methoden beabsichtigte er außerdem, einen Beitrag zur Datierungsproblematik geschichtlicher Ereignisse auf Basis von Himmelskörperkonstellationen zu leisten. Lenin gab Morosow aufgrund seiner revolutionären und wissenschaftlichen Verdienste 1923 sein ehemaliges Landgut zurück, wo Morosow die letzten Lebensjahrzehnte bis zu seinem Tod verbrachte. 1931 vermachte er jedoch den größten Teil des Landgutes der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, die daraus ein Erholungszentrum für Akademiemitglieder machte. 1932 wurde er zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt. Bis 1946 setzte sich seine rege Veröffentlichungstätigkeit auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet fort, u. a. erschienen auch seine Memoiren in mehreren Auflagen. [Wikipedia].

Die Offenbarung Johannes

Zunächst einmal: Wie sollte es überhaupt möglich sein, aus mutmaßlichen Angaben zum Stand von Sonne, Mond und Planeten ein gesichertes Tagesdatum in diesem schwärmerischen und mystifizierenden Text zu bestimmen? Überraschenderweise lassen sich jedoch Fehlinterpretationen durch Rückrechnung praktisch auszuschließen: Werden die 7 Himmelskörper auf die 12 Tierkreiszeichen verteilt, so gibt es $12^5 \times 5 \times 3 = 3.732.480$ Kombinationen.³ Zudem ist im Text des Johannes der Sonntag genannt. Nehmen wir einmal an, die Offenbarung sei irgendwann im ersten nachchristlichen Jahrtausend entstanden. Ein Jahrtausend hat $1.000 \times 365,25 : 7 = 52.178$ Sonntage mit jeweils unterschiedlicher Konstellation. Die Wahrscheinlichkeit, irrtümlich zu irgendeiner Konstellation aus dieser Zeitspanne zu gelangen, ist demnach sehr gering⁴: $52.178 : 3.732.480 = 1 : 72$. Im Umkehrschluss gilt daher: Ergibt die Rückrechnung eine reale Konstellation, so ist diese mit hoher Wahrscheinlichkeit kein Zufallsprodukt.

Nun zu Morosows Überlegungen: Was können wir dem überlieferten Text über den Verfasser der Apokalypse entnehmen? [M. 139 f.]:

- 1) Der Verfasser hieß Johannes.
- 2) Er lebte in Kleinasien oder dessen Nähe.
- 3) Er lebte zur Zeit der berichteten Konstellation.

³ Bei gegebener Position der Sonne gibt es 5 Tierkreiszeichen, in denen sich die Venus befinden kann, sowie 3 für den Merkur. Tatsächlich erlauben die Angaben zumeist noch eine Positionsbestimmung innerhalb des Sternbildes.

⁴ Die in Frage kommende Zeitspanne dürfte weit kürzer sein. Die weiteren Angaben der Apokalypse schließen zudem die allermeisten realen Konstellationen aus.

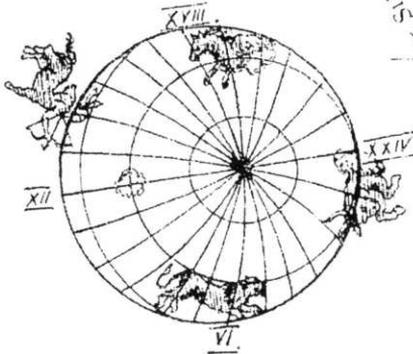
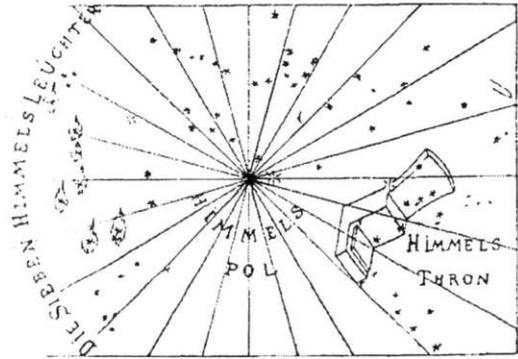
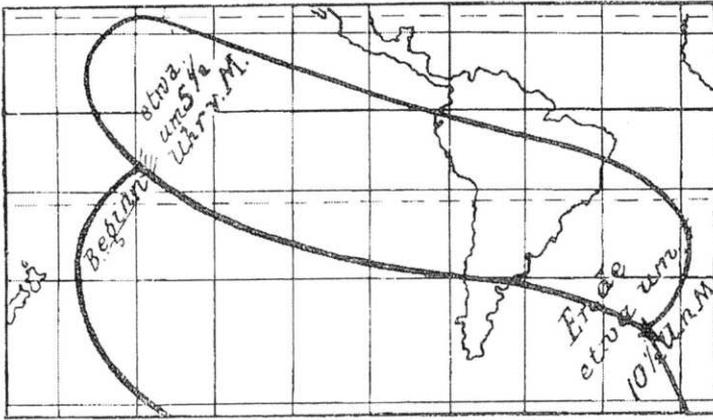


Abb. 1) Der Verlauf der Sonnenfinsternis am 30. 9. 395 zu Patmos.

Abb. 2: Sternbild des Thrones (jetzt (Kassiopeia) und das Sternbild der Sieben Seelen (jetzt der große Bär) ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Himmelspoles.

Abb. 3: Die nördliche Krone, die Flügel des Himmels und die kreuzweise auf der Ekliptik liegenden vier Tiere des Johannes.

- 4) Er war zu jener Zeit nicht mehr besonders jung, da er in sieben Gemeinden einiges Ansehen genoss, aber noch jung genug für Naturbeobachtungen.
- 5) Er besaß eine hohe literarische Begabung.
- 6) Seine gewöhnliche Sprache war das Griechische.
- 7) Er stammt aus einer reichen Familie (genaue Kenntnisse des Farbspiels der Edelsteine).
- 8) Er war umfassend gebildet und beherrschte die Astronomie.
- 9) Er war christlicher Theologe.
- 10) Er war Revolutionär und Republikaner (er wettete gegen irdische Herrscher).

Damit ergibt sich folgendes Szenario: Johannes teilte die frühchristliche Erwartung der baldigen Wiederkehr Christi. Am wahrscheinlichsten erschien ihm dieser Termin am Ende eines vollen Jahrhunderts nach der Inkarnation des Herrn. Nun suchte er ein himmlisches Zeichen der Bestätigung. Als Astronom war ihm der Saroszyklus wohlbekannt, nach welchem sich Sonnen- und Mondfinsternisse nach 18 Jahren und 11 Tagen in ähnlicher Weise wiederholen. So konnte er errechnen, dass sich am 30. 9. 395 eine Sonnenfinsternis ereignen würde, die möglicherweise auf der Insel Patmos, auf der er sich gerade befand, zu sehen sein würde (Tatsächlich verlief diese ringförmige Finsternis, wie auch die Sonnenfinsternis-Tabelle der NASA bestätigt, über Südamerika; Abb. 1).

Während Johannes nach der Sonnenfinsternis Ausschau hielt, braute sich am Nachmittag dieses Tages ein gewaltiges Gewitter zusammen. Die Beschreibung von Blitz und Donner, von Wolken und Schauern, sowie aufblitzenden Sonnenstrahlen bestimmt den Bericht. Schließlich ereigneten sich auch noch schwere Erdstöße. All diese Ereignisse wurden von Johannes als das erwartete himmlische Zeichen verstanden, zusammen mit der Konstellation am Himmel und so geriet er immer mehr in einen Zustand trancehafter Euphorie („Als bald bemächtigte sich meiner die Verzückung...“). Offenbar wurde der Text unmittelbar nach den Ereignissen dieses Tages und der darauf folgenden Nacht schriftlich fixiert. Zusammen mit Anschreiben an sieben dem Johannes nahe stehende Gemeinden in Kleinasien wurde der Bericht versandt.

Lassen wir uns nun von Morosow selbst erklären [M. 89],

„wie man in einfacher Weise auf astronomischem Wege die Zeit der Abfassung der Apokalypse genau ermitteln kann: Als ich während meiner Gefangenschaft in der Alexisbastion der Peter Paul-Festung zum ersten Male die Apokalypse gelesen hatte, fasste ich ihren astronomisch geschichtlichen Inhalt sofort so auf, wie es hier in meiner Übersetzung wiedergegeben ist. Ich war einfach erstaunt und frug mich unwillkürlich:

wie war es möglich, dass bisher noch niemand in der Apokalypse das gesehen hat, was für mich, trotz der schlechten französischen Übersetzung, in der ich das Buch gelesen hatte, so einleuchtend war? Ist doch der größte Teil der Sternbilder unseres nördlichen Himmels hier direkt beim Namen genannt und durch die Figuren der sie darstellenden Tiere ganz genau beschrieben, deren Benennungen bei den entsprechenden Sterngruppen bis auf unsere Zeit geblieben sind.

Überall ist darauf hingewiesen, dass diese Figuren sich am Sternhimmel befinden, und dieser Himmel selbst mit allen seinen jährlichen und täglichen Bewegungen ist außerordentlich poetisch beschrieben. Ebenso ist von allen beim gewöhnlichen Verlauf eines Gewitters aufeinander folgenden Bildern kaum ein einziges ausgelassen worden.

Wir finden hier die charakteristische Totenstille in der Natur im Augenblicke des Herannahens der Hauptgewitterwolke mit ihrem nach unten wie ein Stück Pergament umgebogenen vorderen Rande. Wir finden diese Wolke selbst, jeden Donnerschlag der darauf folgenden Wolken, dieser Boten des Sturmes, deren Regengüsse mit jedem Blitze anschwellen, das Erscheinen des Regenbogens und die charakteristischen seltsamen Figuren der in Stücke zerrissenen Wolken, die immer, sobald die erste Gewitterwolke hinweg gezogen ist, über dem Kopfe des Beobachters erscheinen – endlich die mehrfachen nachträglichen kleinen Regengüsse aus diesen Wolken. Alles dies ist hier ohne jede Umschreibung und dabei mit höchster künstlerischer Vollendung dargestellt.“

Morosow zeigt auf, dass sich neben den direkten Hinweisen der Johannes-Offenbarung auf Sonne und Mond, auch alle anderen genannten Wesenheiten am Sternhimmel der Astronomen der Antike finden lassen und dass diese durch den Bericht in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht werden⁵. Um in Unkenntnis des astronomischen Zusammenhangs entstandene Übersetzungsfehler zu eliminieren, übertrug er den Text neu aus dem Griechischen. Dieser beginnt mit einem Verweis auf den Himmelsthron und die sieben

⁵ Es ist mir leider nicht möglich, die sich über rund hundert Druckseiten erstreckende Untersuchung Morosows zur astronomischen Interpretation der Apokalypse in diesem kurzen Aufsatz auch nur angenähert wiederzugeben. Es handelt sich dort keinesfalls (wie von mir zunächst befürchtet und wie meine notwendigerweise verkürzende Darstellung vermuten lassen könnte) um eine oberflächliche Betrachtung. Aus diesem Grunde ist es auch zutiefst zu bedauern, dass dieses Werk zu einem Zeitpunkt kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges in Deutschland veröffentlicht wurde, zu dem ein überbordender Patriotismus die wissenschaftliche Würdigung eines russischen Autors praktisch unmöglich machte. So bleibt nur zu hoffen, dass dieses bis heute moderne, umfassende und dabei allgemein verständliche Buch bald noch einmal eine Neuauflage erleben kann.

Seelen (Abb. 2: Der Große Bär wird in Südfrankreich bis heute „Wagen der Seelen“ genannt). „Siehe, er kommt in den Wolken des Gewitters“, fährt der Text fort. „Ich, Johannes, euer Bruder in der geduldigen Erwartung seines Kommens, war auf der Insel Patmos [...] Am Sonntag bemächtigte sich meiner eine Begeisterung.“

Es folgen Hinweise auf die nördliche Krone und die vier kreuzweise auf der Ekliptik liegenden Tiere (Tierzeichen) des Johannes (Abb. 3). Des weiteren werden die zwölf Häuser der Kinder Israels („Gotteskämpfer“) aufgezählt. Morosow zeigt, dass deren Namen mit der astrologischen Aufteilung des Tierkreises nach „Häusern“ identisch sind – ein weiterer Beleg für den astronomischen Bezug der Offenbarungsschrift.

Im VI. Kapitel bezeichnet Johannes die Planeten als Rosse, auf denen die entsprechenden Sternbilder sitzen. Tatsächlich beschreibt diese Metapher den Lauf der Planeten sehr anschaulich: Wie bei Pferden, die um ihre Koppel traben und dabei aus der Sicht des Beobachters die Bewegungsrichtung wechseln, so kehrt sich auch bei den Planeten gelegentlich der scheinbare Lauf um. Folgerichtig findet sich diese Darstellung auch schon auf antiken Münzen (Abb. 4). Auf dem glänzend weißen Ross (Jupiter) sitzt der Schütze („und der darauf saß hatte einen Bogen“). Auf dem feuerroten Ross (Mars) sitzt der Kämpfer Perseus („und dem der darauf saß, war verliehen, den Frieden von der Erde zu nehmen, [...] und es war ihm ein großes Schwert gegeben“). Auf dem dunklen Ross (dem unsichtbaren Merkur) saß ein Reiter mit der Waage. Auf einem fahlen Ross (Saturn) „saß der Tod und das Totenreich folgte ihm nach“ (Skorpion, Schütze, Steinbock). Damit eröffnet sich die Möglichkeit einer Überprüfung durch Rückrechnung.

Morosow folgt dem Bericht des Johannes als schlüssiger Beschreibung seiner Erlebnisse dieses Tages und der folgenden Nacht. Dabei überrascht zunächst, dass sich der Text auch zur Tageszeit auf die dann unsichtbaren Sternbilder bezieht. Hatte Johannes astronomische Hilfsmittel bei der Beobachtung oder bei der späteren Niederschrift zur Verfügung? Meines Erachtens erübrigt sich die Frage. Das Konzept von „Sternbildern“ stellt ja gerade ein nahezu ideales mnemotechnisches Hilfsmittel dar, um sich das Bild der Himmelskugel einzuprägen, auch wenn es keine Möglichkeit einer genauen grafischen Darstellung gibt. Die Tierkreiszeichen erlauben zusammen mit ein paar Dutzend weiteren Sternbildern die Übersicht. Jedes Sternbild kann dann im Einzelnen dargestellt werden (Abb. 5). Ein geübter Astronom konnte somit das Bild der Himmelskugel ohne Weiteres auch auf den Taghimmel übertragen („Siehe!“). Diese Fähigkeit erforderte bereits die aller-einfachste Aufgabe des Sternkundigen: Die Bestimmung des Tierkreiszeichens, in dem sich die Sonne gerade befindet.

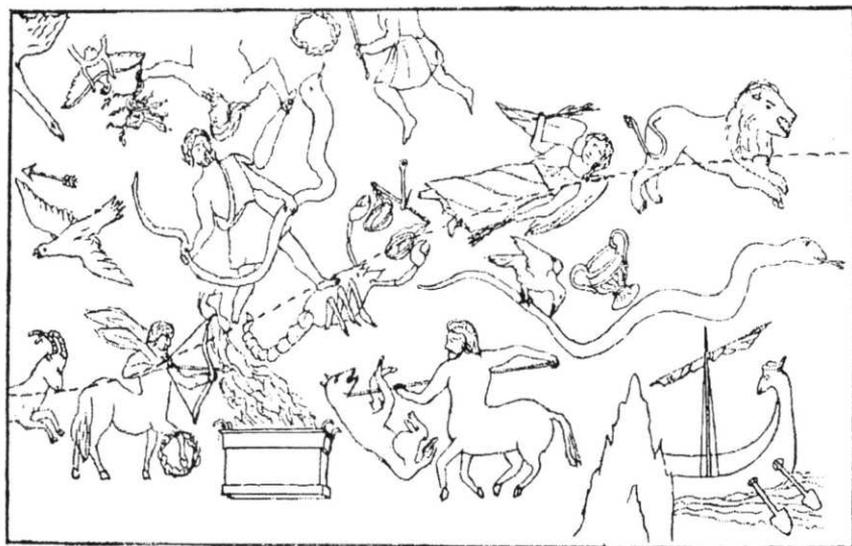


Abb. 4: Beispiele alter gallischer Münzen aus *Astronomical Myths* von John Blake (Bibliothek der Putkova Sternwarte): Das erste Bild stellt wahrscheinlich den Saturn (S) dar, der über die Urne des Wassermanns springt, das zweite einen Planeten, auf dem der Krebs sitzt, darunter der Steinbock.

Abb. 5: Altertümliche Darstellung der Sternbilder, durch welche die Sonne während der zweiten Jahreshälfte geht (vom Löwen bis zum Schützen).

Wie gelangt Morosow nun zur Datierung der von Johannes beschriebenen Ereignisse? Zunächst geht er vom XII. Kapitel aus, von „der Frau, die mit der Sonne bekleidet war und zu deren Füßen sich der Mond befand“ (Abb. 6). Unter den Sternbildern des Tierkreises ist die Jungfrau das einzige weibliche Wesen. Damit ist die Jahreszeit auf etwa Ende September eingegrenzt. Mit den weiteren Informationen: Saturn im Skorpion und Jupiter im Schützen lässt sich das Jahr bereits eindeutig als 395 n. Chr. identifizieren [M. 98].

„Wann war Jupiter im Schützen und Saturn im Skorpion zur selben Zeit, während welcher die Sonne sich in der Jungfrau befand? Wir wollen jetzt in chronologischer Reihenfolge die von uns berechneten Jahre (erstes Ergebnis dieses Kapitels), in welchen der Saturn sich im Skorpion befand, mit den Jahren vergleichen, in denen Jupiter im Schützen stand (zweites Ergebnis), und zwar für einen Beobachter, der ständig auf dem apokalyptischen Punkte der Erdbahn⁶ sich befindet, durch welchen in den ersten vier Jahrhunderten des Christentums unser Planet ungefähr am 30. September ging. Dann bekommen wir die nachstehende Tabelle III [...]. Sie zeigt, dass im Laufe der ersten vier Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das gleichzeitige Verweilen des Saturn im Skorpion und des Jupiter im Schützen im Herbst nur im 4. Jahrhundert, im Jahre 395 stattfinden konnte. (Dass das Jahr 336 nicht in Betracht kommen kann, ist im Texte dargelegt). Betrachten wir diese Tabelle genauer, so werden wir in ihr etwas sehr Merkwürdiges gewahr werden: In allen ersten drei und ein viertel Jahrhunderten nach Christi Geburt gab es keinen einzigen Fall, in welchem sich Jupiter zu derselben Zeit im Schützen befunden hätte, in welcher Saturn sich im Skorpion befand, wie es das Kap. 6 (V. 8 und 2) der Apokalypse erfordert. Jedes mal, wo Saturn im Skorpion zu sehen war, befand sich Jupiter nicht im Schützen und umgekehrt. Nur im Jahre 336 gewahren wir zum ersten mal eine schwache Andeutung eines solchen Zusammentreffens. Allein dieses Jahr kann nicht in Betracht kommen, da es sich bei einer genaueren Beobachtung ergeben hat (wie auch aus der einfachen Vergleichung der Tabellen für die beiden Planeten hervorgeht), dass im Jahre 336 Jupiter schon aus dem Mantel des Schützen herausgetreten war und sich im Zwischenraum zwischen ihm und dem Steinbock befand.“

Außerdem war Neumond, womit nun nur noch der 30. September dieses Jahres in Frage kommt. Aber das ist noch nicht alles: Im ersten Kapitel heißt es, dass das Ereignis an einem Sonntag stattgefunden hat, was für den 30. 9. 395 ebenfalls zutrifft. Weiter steht der Mars an diesem Tag unter dem

⁶ So bezeichnet Morosow den durch die Sonne in der Jungfrau vorgegebenen Ort der Erde.

Schwerträger Perseus (d.h. im Widder, der aber zu Berichtszeitpunkt noch unter dem Horizont lag). Schließlich ist auch die Rede vom Merkur im Sternbild der Waage, was wiederum zutrifft.

Bei der Durchsicht von Morosows Beweisführung fiel mir auf, dass dort ausgerechnet der Planet Venus nicht erwähnt wird, obwohl dieser an jenem Tag als auffälliger Abendstern zu sehen war. Aber man braucht im Text des Johannes nicht lange zu suchen: Ist doch gerade im Zusammenhang mit der verlöschenden Abendröte [XV.11 3-6] die Rede von „ein[em] Weib, das saß auf einem scharlachroten Tier mit 7 Köpfen und 10 Hörnern [...] über und über mit Gold und Perlen und Edelsteinen geschmückt“. Die Rückrechnung (s.u.) auf den 30. 9. 395 zeigt die Venus unmittelbar neben dem roten Riesenstern Antares („Gegenmars“), dem Auge des Sternbildes Skorpion⁷. In unmittelbarer Umgebung zur Venus fanden sich hier etliche kleinere Sterne um den Kopf des Skorpions, was das Bild der „Perlen und Edelsteine“ erklärt. Morosov war bei der Interpretation dieser Textstelle, in der er einen Bezug auf das Sternbild Schlange sah, wohl (ausnahmsweise) auf einer falschen Fährte.

Fassen wir die Konstellation dieses Tages noch einmal zusammen:⁸

Figur d. Off.	Zuordnung	Sternbild	Rektaz.	Gestirn	Rektazension	Deklination
1 Sonne	Weib /Leib)	Jungfrau	12h - 14h	Sonne	12h 27 m 56s	-3° 02.9'
2 Mond	Weib, zu Füßen	Jungfrau	12h - 14h	Mond	12h 19m 00s	-2° 50.5'
3 Weißes Ross	Bogenschütze	Schütze	16h - 18h	Jupiter	17h 56 m 56s	-24° 01.5'
4 Fahles Ross	Tod	Skorpion	14h - 16h	Saturn	14h 40m 40s	-13° 45.5'
5 Dunkles Ross	Waage	Waage	12h - 14h	Merkur	13h 52m 38s	-14° 54.5'
6 Rotes Ross	Schwerträger	Perseus/Widder	00h - 02h	Mars	00h 59m 38s	+3° 31.2'
7 Weib/Hure	Rotes Tier	Antares, Skorp.	~14h 55m	Venus	14h 54m 50s	+18° 22.9'

Weitere Hinweise: Sonntag - seither stetig durchlaufende Wochentage bis zur Gegenwart. Sonnenfinsternis - Motiv für die Himmelsbeobachtung an diesem Tag

Dieses Zusammentreffen ist in historischer Zeit einzigartig. Es ist schwer vorstellbar, wie man durch eine Reihe voneinander unabhängiger Fehlinterpretationen

⁷ Dem nach einer Botschaft am Himmel suchenden Johannes muss sich die Interpretation geradezu aufgedrängt haben: Venus, das Sinnbild weiblicher Erotik, hatte sich mit Anti-Ares, dem gegnerischen Kriegsgott im „Hause des Todes“ vereint. Bedrohliche Gegner des Römischen Imperiums waren zu dieser Zeit die Sassaniden, die in Ktesiphon residierten, nahe dem untergegangenen Babylon (Bab-ilim = Tor der Götter). Das düstere Bild wurde noch vertieft durch das benachbarte Todessymbol Saturn, der nahe „beta scorpii“ stand (dieser Stern wird Graffias d.h. Zange genannt – sein arabischer Name Akrab bedeutet Krabbe bzw. Skorpion).

⁸ Die Koordinaten für das julianische Datum 30.9.395 um 15 Uhr Weltzeit wurden mit Hilfe des *Yoursky*-Programms errechnet. Die Rektaszension des Antares weicht aufgrund der Präzession der Erdachse vom heutigen Wert (16h 29m 24s) ab.

tionen zu einem für irgendein Datum vergleichbar stimmigen Ergebnis kommen könnte. Aber wäre nicht auch eine nachträgliche Fälschung in Betracht zu ziehen? Morosow begründet, weshalb diese Vorstellung abwegig ist: Warum sollte irgendjemand ein literarisches Meisterwerk schaffen, das eine nicht erfüllte Prophezeiung einer rückgerechneten astronomischen Konstellation zuordnet, welche diesen Bibeltext in einen der historischen Überlieferung widersprechenden Kontext stellt, was dann bis zu Morosow niemandem aufgefallen ist?

Schließlich weist Morosow noch auf die in der Offenbarung genannten Heimsuchungen durch 'Gog und Magog' hin, bei denen fehlerhaftes Abschreiben des griechischen Textes nahe liegt:

Γωγ και Μαγωγ = Gog und Magog

Γουν και Μογωλ = Hunne und Mongole

Für das 1. Jh. wäre diese Interpretation nicht möglich. In der Tat waren die östlichen Horden im Jahre 395 über den Kaukasus bis kurz vor Antiochia vorgedrungen, bevor sie von den Persern zurückgedrängt wurden.

Nachdem nunmehr das Entstehungsdatum der Offenbarung gesichert ist, lässt sich auch das von Johannes erwartete Datum der Wiederkehr Christi bestimmen. Dieses liegt dreieinhalb Jahre später [M. 53]:

„Dieser Frist von 1260 Tagen legt der Verfasser eine so große Bedeutung bei, dass er sie wiederholt auf verschiedene Arten ausdrückt, wahrscheinlich für den Fall einer Entstellung des Textes durch die Abschreiber. Hier hat er sie in zwei Arten dargestellt: als 42 Monate und als 1260 Tage. Weiter werden wir sehen, wie er sie als die Summe von einem Jahr, zweier Jahre und einem halben Jahre ausdrücken wird, was ebenfalls 1260 Tage ausmacht. Alles dies deutet auf den vorletzten Sonntag vor der Frühlings-Tagundnachtgleiche des Jahres 399 hin [also auf den 13. März 399 n.Chr.; HEK], die ebenfalls auf einen Sonntag fiel, weil damals der Tag morgens und nicht, wie heute, um Mitternacht, begann.“

Johannes „Chrysostomus“ von Antiochia (349–407)

Die zweite Hälfte seines Buches widmet Morosow der Frage nach der Person des Verfassers der Apokalypse. Sogleich fällt ihm die verblüffende Ähnlichkeit der biografischen Daten des Johannes von Antiochien, genannt Chrysostomus, mit denen des Johannes der Offenbarung auf:

- 1) Auch Chrysostomus hieß Johannes.
- 2) Er stammte aus Antiochia in Kleinasien.
- 3) Er lebte am Ende des 4. Jahrhunderts.

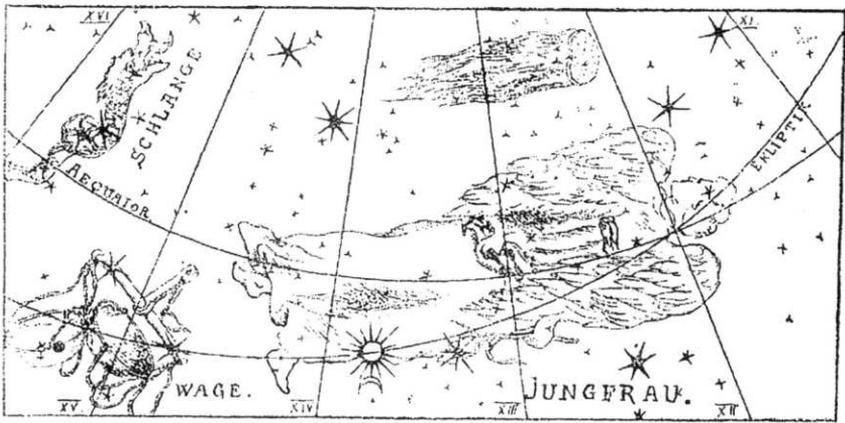


Abb. 6: Die Sonne und der Mond im Sternbild der Jungfrau am 30.9. 395
 Abb. 7: Die Lage der Sternbilder über Patmos zur Zeit ihrer astronomischen Bestimmung durch Johannes in den Kap. 6-12 der Apokalypse

- 4) Er war 395 etwa 45 Jahre alt.
- 5) Er besaß eine hohe literarische und rhetorische Begabung („Goldmund“).
- 6) Seine gewöhnliche Sprache war das Griechische.
- 7) Er stammt aus einer reichen Familie.
- 8) Er war umfassend gebildet und beherrschte die Astronomie.
- 9) Er war Vertreter einer dem Origines nahe stehenden Glaubensrichtung.
- 10) Er war Revolutionär und Republikaner (er wettete gegen irdische Herrscher).

Vermutlich konnte sich Morosow mit dieser Biografie, die bis auf Zeit und Ort auch seiner eigenen so ähnlich war, besonders gut identifizieren. Ausführlich untersucht er die politischen Gegebenheiten zum Ende des 4. Jhs. hin und versucht dabei Realität und Legende zu trennen. So kommt er schließlich zu dem zusammenfassenden Ergebnis [M. 204 f.]:

„Die ganze Biographie des Johannes erscheint ohne die ‚Offenbarung‘ wie eine Art Phantasmagorie, wobei die späteren Ereignisse sich nicht aus den vorhergegangenen entwickeln und die gleichzeitigen Begebenheiten zusammenhanglos nebeneinander stehen.

In der Tat, was war Johannes in Antiochia? Zuerst ein gelehrter Heide mit einer für seine Zeit glänzenden Bildung, mit verheißungsvollen Aussichten für die Zukunft; sodann ein Einsiedler und Asket, der sein Vermögen unter die Armen verteilt hatte, und der sich der Betrachtung der unsichtbaren Welt und dem Mystizismus zuwandte; darauf ein flüchtiger Mönch, der als Prediger eine Unterkunft bei dem origenitischen Bischof Flavius fand, den die offizielle Kirche als Bischof nicht anerkannte. Dann folgen: das Umstürzen der königlichen Standbilder in Antiochia, und die unmittelbar darauf erfolgende Fahrt des Bischofs Flavius nach Konstantinopel, die irgend welche unbegreifliche Entschuldigung bezweckte, ein gänzliches Fehlen von Ereignissen im Leben des Johannes nach dieser Zeit bis zum Jahre 398 und plötzlich die Ernennung dieses oppositionellen und nicht anerkannten Predigers auf den Stuhl des obersten Bischofs von Konstantinopel mit dem Titel eines Patriarchen und unbegrenztem Einfluss fast drei Jahre nach dem von uns berechneten Datum der Entstehung der Apokalypse, als bereits eine beträchtliche Zahl von Abschriften dieses Buches Zeit gehabt hatte, sich zu verbreiten. Darauf sehen wir einen gegen diese Ernennung sowohl von ihm selbst als von Seiten seiner antiochenischen Anhänger geleisteten verzweifelten Widerstand; sein Fortbringen nach Konstantinopel unter militärischer Bedeckung, damit er nicht entwische, sein feierlicher, noch nie da gewesener Empfang von Seiten aller Stände der Hauptstadt; seine Weigerung, die ihm angetragene Ernennung vor der Berufung eines allgemeinen Konzils der übrigen Bischöfe

des Ostens anzunehmen; die Berufung dieses Konzils und seine einstimmige Bestätigung der Ernennung des Johannes; der allgemeine Zulauf der Bevölkerung zu seiner Basilika in den letzten drei Jahren des 4. Jhs. und seine Predigten von der unbegrenzten Barmherzigkeit Gottes gegenüber den reuigen Sündern mit einer merkwürdigen Neigung, bei jeder passenden Gelegenheit immer wieder auf die von Gott abgeänderten Prophezeiungen zurückzukommen.

Ferner, beim Übergang ins fünfte Jahrhundert, als das Scheitern der apokalyptischen Prophezeiung offenkundig geworden, folgen eine nach dem anderen: die wütende Verfolgung der Origeniten nach einer Reise, die Johannes um gewisser Erklärungen willen nach Kleinasien unternommen hatte; die Einleitung eines Gerichtsverfahrens gegen ihn; seine ‚Absetzung‘ durch das allgemeine Konzil wegen Beleidigung der östlichen Kirche und einer gewissen Jesabel, während sechs Jahre vorher die gleichen Bischöfe ihn mit Gewalt eingesetzt hatten; ein maßloser Schrecken bei der ganzen Bevölkerung Konstantinopels aus Anlass eines kleinen Erdbebens nach seiner Ausweisung, die unmittelbar mit diesem Erdbeben in Verbindung gebracht wurde; Rufe: die ganze Stadt wird vernichtet, wenn Johannes nicht zurückgeholt wird; seine feierliche Wiedereinsetzung im Gegensatz zu dem Konzil, das ihn erst eben ‚ausgestoßen‘ hatte; seine Predigten zum Zwecke der Vernichtung des auf dem Hauptplatz aufgestellten Standbildes der Kaiserin, die an das Umstürzen der Standbilder der ganzen kaiserlichen Familie in Antiochia während seines dortigen Aufenthaltes erinnern; sein Zerwürfnis mit dem Kaiser und der Kaiserin; das zweite Gericht des Konzils über ihn mit seiner abermaligen ‚Ausweisung‘, nachdem er schon früher aus der Kirche ausgestoßen war; die ganz ungewöhnlichen Umstände bei seiner stufenweisen Entfernung aus der Stadt: zuerst ein Hausarrest in der Stadt selbst, darauf Einkerkelung in der Nachbarschaft der Hauptstadt, in Nicäa, damit man ihn im Falle einer Gefahr schnell wieder nach Konstantinopel zurückbringen könne, und schließlich (schon nach dem Tode der angeblich von ihm beleidigten Kaiserin Eudoxia) eine ganze Reihe von Verschickungen in immer weiter und weiter entfernte Verbannungsorte bis zu seinem Tode unterwegs von einem Orte der Verbannung zum andern noch viel schlimmeren. Was ist das alles, wenn wir ihn nicht als den Verfasser der Apokalypse gelten lassen, als eine reine Phantasmagorie?

Fügen wir nun aber in die chronologische Reihe dieser äußerlich verworrenen Ereignisse die ‚Offenbarung in Gewitter und Sturm‘ als ein Werk, das im Herbst des Jahres 395 von ihm geschrieben wurde, so verwandelt sich diese ganze Verwirrung plötzlich in eine ununterbrochene

Reihe von Begebenheiten, die logisch und chronologisch aus einander folgen, und die ganze Persönlichkeit des Johannes, als des Verfassers der ‚Offenbarung‘, erscheint in einem ganz neuen und hellen Lichte.“

Chronologische Implikationen

„Es bleibt uns jetzt nur noch die Frage zu untersuchen übrig, auf welche Weise und wann die ‚Offenbarung‘ einer andern Zeit und Person zugeschrieben wurden, und wie der Verfasser, der von zwei allgemeinen Konzilen der östlichen Kirche seines Amtes enthoben wurde, zu einem ihrer eigenen Heiligen werden konnte“ [M. 205].

Morosow verweist auf die Legende, nach der Chrysostomus eine Schriftrolle mit der Offenbarung auf geheimnisvolle Weise vom Apostel Johannes bekommen habe und stellt dies in Beziehung zu dem Konzilsprozess zu seiner Absetzung. Im damaligen Umfeld hätte Chrysostomus keinerlei Chance gehabt, die Urheberschaft des Lieblingsapostels Jesu zu bestreiten. So wurde er, möglicherweise von seinem Gegner und Konkurrenten Hieronymus, um seine Anerkennung als Autor gebracht.

Nun gilt bis heute, unter Bezug auf Irenäus [Haer. V:30,3], dass die Offenbarung gegen Ende der Regierungszeit Domitians (81–96) geschaut worden ist [Ev. Kirchenlexikon]. Will man dies bestreiten, so müsste auch die Person des Irenäus (ca. 135–202) bzw. sein Werk in einer anderen Zeit gesehen werden. Diese Argumentation verfolgte der Philosoph Artur Drews (1865–1935) in seinem Vorwort zu Morosows Buch.

Problematisch erscheint aber auch das vom Johannes der Offenbarung errechnete Datum des Jüngsten Tages am 13. März 399. Morosow kommt auf das Ende des 4. Jhs., indem er das vermutete Geburtsjahr Jesu um ein Jahr vorverlegt. In diesem Falle stellt sich aber die Frage, warum Johannes die vorhandenen Informationen zum Geburtsjahr Jesu anders wertete als später Dionysius Exiguus. Schließlich ist zwar bekannt, dass das frühe Christentum in der Naherwartung der Wiederkunft Christi (Parusie) lebte, aber es bleibt unklar, warum gerade das Ende des 4. Jhs. so eng mit diesem Ereignis verknüpft sein sollte, dass es zur Erklärung der historisch überlieferten Ereignisse in Konstantinopel um das Jahr 400 taugen könnte.

Im Lichte der Phantomzeitthese stellt sich die Situation anders dar: Falls die von mir vermutete Zeitverschiebung um 299 Jahre zutrifft (dies wurde u.a. anhand von Dendrochronologiedaten und Eiskernen recht zuverlässig ermittelt [Korth 2006a]), entspräche der Jüngste Tag des Johannes dem 13. März 100 n. Chr. Für ihn wäre – im Rahmen einer mathematisch-astronomischen Spekulation – die Rückkehr Christi genau ein Jahrhundert („Säkulum“ bedeutet ja auch Zeitalter!) nach seiner Fleischwerdung, sicher die allerplausibelste An-

nahme gewesen.⁹ Wenn Johannes die Inkarnation mit der Empfängnis gleichsetzte und über dieselben Informationen verfügte, die auch zur Festlegung des Datums von Mariä Verkündigung am 25. März führten, so konnte er von diesem Zeitpunkt, an dem die Gottesmutter von ihrer Schwangerschaft erfuhr, zwölf Tage auf den Empfängnisternin zurückrechnen. Das gleiche Ergebnis hätte ihm auch die astrologische Überlegung geliefert, nach der das Erscheinen, d.h. die Geburt Christi den Übergang der Sonne vom „Haus des Todes“ (Skorpion) zum „Haus des Glaubens“ (Widder) markierte, der damals um den 15. Dezember stattfand. Demzufolge hätte die Empfängnis als frühest möglicher Bezugstermin neun Monate davor gelegen.

So stimmig diese Überlegungen auch erscheinen – sie ändern nichts daran, dass, wenn Morosows Analyse in ihren beiden Aussagen stimmt,

- sich die Datierung der Apokalypse um 299 Jahre auf fast 400 n. Chr. verschiebt,
- aber die byzantinische Geschichte, konventionell auf 400 datiert, unverändert bei diesem Datum bleibt.

Parallelen und Widersprüche im Oströmischen Reich

Johannes von Antiochien (~349 – 407)
Beiname: Chrysostomos („der Goldmund“),

Johannes von Damaskus (~650 – 749)
Beiname: Chrysorrhöas („der Goldströmende“),

Prokopios, hl. Märtyrer (? - 303)
gestorben in Cäsarea

Prokopios von Caesarea (~500 - ~562)

Origines (~185 - 253)
unter Dezilus unter Folter zum Widerruf genötigt

Lehre des Origines verurteilt
553 auf dem 2. Konzil zu Konstantinopel

Die 7 Schläfer von Ephesus
werden unter Kaiser Dezilus verfolgt - 253

Die 7 Schläfer von Ephesus
erwachen nach 300 Jahren - 553

Ino (? - 600?) (Irene?) Ehefrau Kaiser **Tiberius' II**
ließ sich in Anastasia umtaufen

Irene von Athen (752 - 803), Kaiserin,
Eine prächtige Krone, welche **Tiberius II** an sich
genommen hatte, wurde durch Irene nach dem Tod
ihres Mannes der Kirche zurückgegeben.

1. Konzil von Konstantinopel, 381

3. Konzil von Konstantinopel, 681

De administrando Imperii:
verkürzte Chronologie:
Irene, Papst Zacharias und Narses sind
Zeitgenossen

Theophanes Chronik:
konventionelle Chronologie:
Ehe Irenes mit Karl d. Gr. erwogen

⁹ Es geht hier ausschließlich darum, die möglichen Überlegungen des Johannes zur Zeit seiner Himmelsbeobachtung nachzuvollziehen. Inwieweit diese historisch gerechtfertigt waren, kann dahingestellt bleiben.

Illig hat sich deshalb dafür entschieden, Morosows Datierung der *Offenbarung* als astronomische Rückrechnung für richtig zu halten, nicht aber Morosows Verschiebung der *Offenbarung* innerhalb der Kirchengeschichte und die Gleichsetzung der beiden Johannes-Personen, weil sie ihm argumentativ schwächer vorkamen [Illig 1999, 181-184]. Wenn man aber auch Morosows zweite Aussage für richtig erachtet, dann müssten die geschichtlichen Überlieferungen zwei unterschiedlichen Jahreszählungen folgen. Dies wird zu prüfen sein.

Quellenangaben

- Evangelisches Kirchenlexikon (1958): Göttingen
- Friedrich, Volker (2006): Zur Zeitstellung Karls des Großen; in: *ZS* 18 (2) 417-434
- Gabowitsch, Eugen (1997): Von Morosow bis zum jüngsten Fomenko. Zwei neue russische Bücher von Chronologierevisionisten; in: *ZS* 9 (2) 293-305
- (1997): Nikolaj Aleksandrowitsch Morozow. Enzyklopädist und Wegweiser der Chronologierevision; in: *ZS* 9 (4) 670-685
- Garland, Lynda: Ino (Anastasia) Wife of Tiberius II Constantine, www.roman-emperors.org/ino.htm
- Illig, Heribert (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? München
Katalog der Sonnenfinsternisse:
<http://sunearth.gsfc.nasa.gov/eclipse/SEcat/SE0301-0400.html>
- Korth, Hans-E. (2006a): Zur Chronologie des Abendlandes; in: *ZS* 18 (1) 164-184
- (2006b): 299 Jahre?, Tagungsvortrag Kassel 1. 10. 2006 (unpubl.)
- M. = Morosow, Nikolaus (1912): Die Offenbarung Johannis – eine astronomisch-historische Untersuchung; Stuttgart (russ. ¹1907)
- Planetariumprogramm: <http://www.fourmilab.ch/cgi-bin/uncgi/Yoursky>
- Voigt, Ulrich Voigt (2006): L = 0; in: *ZS* 18 (3) 741-747
- Widmann, Walter / Schütte, Karl (1961): Welcher Stern ist das? Stuttgart (¹1952)
- Die reproduzierten Abbildungen entnahm N. Morosow aus Werken der Bibliothek der Sternwarte von Pulkowa.

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34
korth@t-online.de

Einwendung des Herausgebers

Der inhaftierte Morosow konnte vermutlich nicht auf den *Speziellen Kanon der Finsternisse* zurückgreifen, den Friedrich Karl Ginzel 1899 vorgelegt hatte, um – wohl als erster – systematisch antike Finsternisse mit der Chronologie abzugleichen (1887 war Theodor von Oppolzers bahnbrechender *Canon der Finsternisse* posthum erschienen).

Was die Sicht auf Johannes von Patmos betrifft, so ist die Forschung seit Morosow vorangeschritten. Bereits für seinen Zeitgenossen Robert Henry Charles (1855–1931) [*A critical and exegetical commentary of the Revelation of St. John*: Edinburgh, 1920]

„ist der Schreiber der Offenbarung kein Grieche, sondern muss ein jüdischer Christ sein, der höchstwahrscheinlich den größten Teil seines Lebens in Galiläa verbrachte. Sein Griechisch ist unvollkommen, er verletzt die Syntax und die Grammatik, sehr häufig übersetzt er hebräische Idiome ins Griechische. Beim Übersetzen benutze er den hebräischen Text, aber seine Erklärungen seien auch beeinflusst von der Septuaginta“ [Wikipedia: → Offenbarung des Johannes].

Entsprechend teilt das *Calwer Bibellexikon* [¹1989, Stuttgart, S. 668] mit: „Die Sprache der Schriften [Johannes-Evangelium, Offenbarung und IJo] ist aramaïsierend und verrät ihre palästinische Heimat.“

Demnach war die gewöhnliche Sprache des Verfassers keineswegs das Griechische, so ziemlich das einzige Argument, das Johannes „Goldmund“ und Johannes von Patmos hätte zusammenführen können, nachdem von der Person des Letzteren praktisch nichts bekannt ist. Schwierig wäre auch zu erklären, warum sich die Ostkirche lange gegen die Aufnahme der *Offenbarung* in den biblischen Kanon gestäubt hat, bis dies „mit dem Osterbrief des Athanasius (367 n. Chr.)“ endgültig durchgesetzt wurde [*Jerusalem Bibellexikon*: ¹1995, Stuttgart, S. 646] – also zur Jugendzeit des 349 geborenen Johannes Chrysostomos und damit zu früh für ihn.

Deshalb bleibe ich bei meiner Auffassung, dass von Morosows Studie nur der astronomische Aspekt bleibende Relevanz besitzt. Er selbst hat, von der Unvereinbarkeit beider Aspekte irritiert, in seinem Hauptwerk *Christus* offenbar von beiden Abstand genommen und ganz andere Wege der Chronologie-Kritik beschritten (wie ansatzweise aus Fomenko erschlossen werden kann).

hi

Filocalus im LexMA

Ein Hinweis von Jan Beaufort

War *Furius Dionysius Filocalus* wirklich der Erste, der unsere christliche Zeitrechnung verwendet hat? Illig [1999, 16 f.] ist auf folgende Passage des bekannten Historikers Arno Borst gestoßen: Filocalus schrieb in Rom „den bedeutendsten christlich-spätantiken Kalender“. Er

„sprengte freilich schon den römischen Zeitrahmen, indem er die Zählung *ab Urbe condita* nach dem Jahr 753 auf christliche Jahre umstellte und den Geburtstag und den Todestag Jesu Christi, 29 Jahre später, auf gleiche Weise wie den römischen Jahresbeginn auszeichnete. Im Grund war bereits damit eine neue Zeitrechnung eingeführt, und die Ostertafel des Philocalus unterstrich sie.“ [Borst 42]

Mit diesem Rückgriff auf den *Chronographus Philocali* widerspricht Borst der gängigen Auffassung, nach der hier die Karte *Dionysius Exiguus* zu spielen wäre. So lesen wir im *Lexikon des Mittelalters*, jener mehrbändigen unverzichtbaren Wissensquelle für alle Fragen, die das Mittelalter betreffen:

„Die Christliche Ära oder Dionysische Ära (*„aera communis“*) ist die Rechnung der Jahre nach Christi Geburt. Der römische Abt Dionysius Exiguus gebrauchte sie erstmals 525 in seiner Ostertafel (Osterfestberechnung), indem er bewußt die Rechnung der Jahre nach Diokletian durch *„anni Domini nostri Jesu Christi“* ersetzte. Die Christliche Ära setzte sich Anfang des 8. Jh. zuerst in England durch und verbreitete sich von dort im Verlauf des 8. Jh. über das fränkische Reich im Abendland und ist bis heute die gültige Zeitrechnung des Abendlandes“ [P.-J. Schuler im Artikel *Chronologie*].

Und weiter:

„Mit Recht sieht man in Dionysius Exiguus den Begründer der christlichen Zeitrechnung, auch wenn die Jahreszählung *„ab incarnatione Domini“* erst Jahrhunderte später allgemein in Geltung kam, vor allem dank der Aufnahme in Bedas weitverbreiteter *„Historia ecclesiastica gentis Anglorum“* (731).“ [H. Mordek im Artikel *Dionysius Exiguus*]

Indes fragt sich, ob Borsts Behauptung zu halten ist. Filocalus hatte offenbar keine Nachfolger. Er hat keine Tradition begründet. Auch von Dionysius Exiguus wird er nirgendwo erwähnt. Was bedeutet das?

Schauen wir nach im genannten LexMA, was wir über jenen geheimnisvollen, so lange und so gründlich in Vergessenheit geratenen Furius Dionysius herausfinden können. Wir lesen zuerst den ihm gewidmeten Artikel:

„Philocalus (Filocalus, Furius Dionysius), der Chronograph von 354, entwarf als Kalligraph die Schriftformen der inschriftlichen Epigramme des Papstes Damasus, bezeugt unter anderem in *Damasiana epigrammata* 18“ [J. Gruber].

Diese Auskunft ist noch etwas dürftig, aber immerhin lernen wir daraus, dass Filocalus erstens Kalligraph war und zweitens mit dem so genannten *Chronographen von 354* identifiziert wird. Mehr erfahren wir schon von J. M. Alonso-Núñez unter dem Stichwort *Dionysius*, wo Filocalus als Letzter von sieben Dionysii aufgeführt wird:

„7. Dionysius Philocalus (Filocalus), Furius, berühmter Kalligraph aus der Mitte des 4. Jahrhunderts, dessen Name auf dem titulus der Widmung des Staatskalenders erscheint, der im Chronographen vom Jahre 354 enthalten ist; die tituli dieses römischen Chronographen vom Jahre 354 stammen sehr wahrscheinlich von seiner Hand – vielleicht auch das ganze Handbuch. Er bezeichnete seine Tätigkeit mit *titulavit*. Er ist auch der Kalligraph, der die von Papst Damasus (366–384) verfaßten Epigramme zu Ehren der in den römischen Katakomben beigesetzten Märtyrer ausführte; diese Schriftart ist als *damasianische* bekannt. Seine Kalligraphie läßt vermuten, daß Dionysius Filocalus aus dem hellenisierten Orient kam.“

Also auch hier die Auskunft, dass Filocalus zum einen Kalligraph war, der Epigramme von Papst Damasus inschriftlich ausgeführt hat. Zum anderen erscheint sein Name in der Widmung eines *Staatskalenders*, der im bereits genannten *Chronographen vom Jahre 354* enthalten ist.

Offenbar interessiert in unserem Zusammenhang nicht der Kalligraph Filocalus, sondern lediglich der *Chronograph von 354*. Was wissen wir über dieses Handbuch? Schauen wir nach im Beitrag *Chronograph von 354*:

„Der römische Chronograph von 354 ist ein kalendarisches, tabellarisches, chronologisches und topographisches Sammelwerk. Er enthält einen astrologischen und staatlichen Kalender, die Listen der Konsuln und römischen Stadtpräfekten, eine Ostertafel (Vorausberechnung des Festes bis 411), eine Liste der Todestage der römischen Bischöfe und Märtyrer, die römische Bischofsreihe bis Liberius (*Catalogus Liberianus*), dazu eine Weltchronik, eine Chronik der Stadt Rom und eine Beschreibung der 14 Regionen Roms. Die Zusammenstellung, reich illustriert, war wohl als Nachschlagewerk für Rom gedacht. Das Nebeneinander staatlicher, heidnischer und christlicher Gedenktage ist charakteristisch für die Entstehungszeit.“ [K. S. Frank]

Das ist nun schon richtig gut. Der *Chronograph von 354* ist offenbar ein Sammelwerk, das – neben anderen Teilen von ziemlich heterogenem Inhalt – auch jenen *Staatskalender* enthält, in dessen Widmung der Name Filocalus

auftaucht. K. S. Frank ist der Meinung, dass dieses Sammelwerk als ganzes in der Antike, als „Nachschlagewerk für Rom“, entstanden sei. Das Nebeneinander von heidnischen und christlichen Gedenktagen wäre „charakteristisch für die Entstehungszeit“.

Erfahren wir bei Frank etwas über die handschriftliche Überlieferung des Sammelwerkes? Leider nicht. Das macht aber nichts, wir müssen nur weiter suchen, das LexMA lässt uns nicht im Stich. Denn im Artikel *Kalender, Kalendarium* finden wir folgende Zeilen von M. Grams-Thieme:

„Bereits aus der Antike sind mit Illustrationen (Personifikationen) geschmückte Kalender bekannt. Zu den bedeutendsten erhaltenen Beispielen zählt der römische Chronograph des Kalligraphen *Furius Dionysius Filocalus* für das Jahr 354, der in mehreren Kopien seit dem 9. Jahrhundert überliefert ist („offizielle“, astrologische und Monatsbilder).“

Dieser Beitrag ist zwar nur bedingt erhellend, weil er erstens ganz unbestimmt von „mehreren Kopien seit dem 9. Jahrhundert“ spricht und zweitens seltsame und schwer verständliche Ergänzungen in Klammern enthält („Personifikationen“, „„offizielle“, astrologische und Monatsbilder“).

Der kritische Leser, der weiß, was das LexMA kann, verzagt aber nicht, unterdrückt seine aufkommende Verärgerung, sucht unverdrossen weiter und hat Erfolg. Denn Grams-Thiemes rätselhafte Klammersätze klären sich durch den Artikel *Spätromische Buchmalerei* von K. Bierbrauer, von dem Grams-Thieme anscheinend einige Angaben übernommen hat. Auch finden wir bei Bierbrauer Näheres über die Entstehungszeit der noch erhaltenen Kopien des Filocalus-Kalenders. Er schreibt:

„Der älteste datierte Codex mit ganzseitigen Darstellungen ist der Kalender des *Philocalus* aus dem Jahr 354. Das Original ist ebenso wie seine karolingische Kopie verloren, erhalten sind Nachzeichnungen aus dem 16. und 17. Jh. Zur Ausstattung gehören neben offiziellen Herrscherbildern (*Constantius II.* und *Constantius Gallus*) Illustrationen zu einem astrologischen Kalender und Monatsdarstellungen.“

Im Zusammenhang der Kalenderdiskussion ist demnach festzuhalten, dass das Original des Filocalus-Kalenders nicht mehr vorhanden ist. Auch eine vorgeblich karolingische Kopie existiert nicht mehr. Wie es aussieht, gibt es nur noch einige nachgezeichnete Kodizes, die im 16. und 17. Jh. entstanden sind. Das aber ist die Zeit der Gregorianischen Kalenderreform.

(Nachzutragen ist, dass gründlichere Forschung sich mit den genaueren Umständen der Entstehung jener Filocalus-Kopien zu befassen hätte. Auf der Internet-Seite *Sehepunkte* wird das Buch von Sabine Heiser über das Frühwerk *Lucas Cranachs des Älteren* [2002] rezensiert. Heiser erinnert daran, dass Cranach eine karolingische Filocalus-Handschrift kopiert hat, „die vermutlich

für antik gehalten wurde“. Cranach tat dies im Auftrag von Johannes Fuchsmagen, Mitglied der von Conrad Celtis gegründeten Gesellschaft *Sodalitas literaria danubiana*. Mit Conrad Celtis, Entdecker der Peutinger-Karte und der Werke Hrotsviths von Gandersheim, Herausgeber von Tacitus' *Germania* und guter Freund des Erzfälschers Johannes Trithemius, sind wir freilich auf einem uns dank Alfred Tamerl [1999] nur allzu bekannten Terrain angekommen.)

Literatur

Borst, Arno (1998): Die karolingische Kalenderreform; Hannover

Heiser, Sabine (2002): Das Frühwerk Lucas Cranachs des Älteren. Wien um 1500 - Dresden um 1900; Berlin

Illig, Heribert (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? München

LexMA = Lexikon des Mittelalters Online (2004). Druckfassung siehe *Lexikon des Mittelalters* (1999); Stuttgart, mit den zitierten Artikeln von J. M. Alonso-Núñez, K. Bierbrauer, K. S. Frank, M. Grams-Thieme, H. Mordek und P.-J. Schuler

Sehepunkte = www.sehepunkte.de/2003/11/4344.html

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung; Gräfling

jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

Karolingische Komputistik ?

Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor

Heribert Illig

Abstract: Nachdem Arno Borst 21 karolingische Schriften zur Komputistik ediert und kommentiert hat, wird ein Vorschlag zu ihrer Umdatierung gemacht. Zugleich ergeben sich Datierungen für Isidor v. Sevilla, Beda Venerabilis und Theophanes Confessor. Das hier ausgebreitete Material enthält Argumente gegen Bernhard Bischoffs Paläographie, Ulrich Voigt (Chaos der Ostertafeln) und Andreas Birken (Anno Domini-Rechnung in Byzanz), dazu etliche Bestätigungen in der Kalenderdebatte. Schließlich ergibt sich auch Korrekturbedarf bei Wer hat an der Uhr gedreht?

1. Borsts komputistischer Zyklus

In den letzten zehn Jahren hat Arno Borst eine ganz erstaunliche Serie produziert. Was er 1990 als *Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas* in einem schlanken Bändchen skizziert hatte, hat sich – stets konkreter werdend – zu enormen Bänden ausgeformt: 1998 *die karolingische Kalenderreform* mit 921 Seiten, 2001 *der karolingische Reichskalender und seine Überlieferung bis ins 12. Jahrhundert* mit 823 Seiten, 2004 *der Streit um den karolingischen Kalender*, 228 Seiten, und nun *Schriften zur Komputistik im Frankenreich von 721 bis 818*, drei enorme Bände mit insgesamt 1.697 Seiten [diese hier lediglich *mit B. und Seitenzahl zitiert*]. Es geht durchweg um frühmittelalterliche Zeitkunde, um Komputistik, einen Begriff, den Borst mählich präzisiert, bis er zu einer umfangreichen Definition findet [B. 34 f.]. Das Wissen der damaligen Gelehrten

„stellte Mensch und Welt in die Zyklen von Tag und Nacht, des Mond- und Sonnenlaufs, des Großen Jahres (aus der Multiplikation des Sonnen- mit dem Mondzyklus) sowie der gesamten Weltzeit bis zu Jüngstem Tag und Ewigkeit. Sie vereinte Welt- und Zeitordnung, Zeitdeutung, Zeitgliederung und Zeitberechnung, mit Ethik, dem Nutzen der Zeit, mit Gottesdienst, Liturgie und Theologie; kurzum: sie verschmolz Kosmologie, Anthropologie und Religion“,

wie Johannes Fried [2006] in einer Laudatio auf Borsts Edition zusammenfasst. Nunmehr ist auch das eigentliche Mittelstück seiner Arbeit präsent:

„die Untersuchung der komputistischen Lehrbücher im fränkischen Reich und ihrer Abwägung zwischen der zu gewinnenden und der zu verlierenden Zeit. Jetzt wird diese Lücke geschlossen und die komputistische

Zeitgliederung als Zentrum dargestellt, von dem die kurzfristige kalendarische Zeitnutzung abhing und die langfristige historische Zeitdeutung ausging“ [B. XII].

Borst hat damit ein Thema aufgearbeitet, das ihn allemal seit 1964 beschäftigte. Er legte schon vor den letzten zehn besonders fruchtbaren Jahren ein zugehöriges Werk vor, „eine Skizze mittelalterlicher Meinungen über Natur und Zahl“ [B. 1994, VIII]: *Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments*, 443 Seiten. Im dortigen Vorwort gesteht Borst, welches Hindernis er überwinden musste, um diese Sisyphusarbeit zu leisten, deren weitere Teile er damals bereits vorbereitete. Aber:

„Der Kreis schließt sich trotzdem nicht. Denn vor dreißig Jahren sträubte ich mich gegen das Ergebnis, zu dem jetzt das Studium der Handschriften führt: Die Erforschung der Natur begann im lateinischen Europa nicht um 1120 an den Hochschulen Frankreichs, sondern um 780 am fränkischen Königshof; ihr erster Anstoß kam nicht vom Staunen über die Vernunft im Kosmos, sondern vom Zwang zur Regelung der Feiertage und Arbeitszeiten; ihre frühesten Lehrmeister hießen nicht Platon und Aristoteles, sondern Plinius und Beda“ [B. 1994, VIII].

Wie damals berichtet [Illig 1997], rieb sich Borst fortwährend an Ivan Illich, der drei Jahre zuvor klargestellt hatte, dass die moderne wissenschaftliche Literatur ihren Ausgang ab 1120 genommen hatte: *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand*. Illich richtete sein Augenmerk auf den Moment,

„als – nach Jahrhunderten des christlichen Lesens – die Buchseite sich verwandelt; aus der Partitur für fromme Murmler wurde der optisch planmäßige gebaute Text für logisch Denkende“ [Illig 8].

Weil Borst am Lorscher Reichskalender diese Wandlung schon für 789 konstatierte, dekretierte er nach 30 Jahren des Zögerns, schon die karolingischen Wissenschaftler hätten diesen entscheidenden Schritt hin zur Wissenschaft, besser gesagt zur Hochscholastik getan [vgl. Illig 1997, 335 ff.; 1998]. Nun war für Illich wie für Borst klar, dass nach dieser frühen Hochblüte unter dem großen Karl lange keine weiteren Texte bekannt sind, die den neuen Impuls von 789 weitergetragen hätten. Aus Borsts Sicht hat es keine spätkarolingische Komputistik von größerer Relevanz gegeben, sondern nur Ermattung spätestens ab 850 [B. 1990, 41 f.]. Es wirkt aber nicht überzeugend, wenn man einerseits die fränkischen Kalenderkünste nach 820 schwinden sieht, jedoch einem ca. 860 datierten Codex entnimmt: Seine Existenz „beweist immerhin, daß die karolingische Komputistik noch lange nach ihrem Erlahmen in Oberitalien gelehrte Studien hervorrief“ [B. 234].

Liste von Borsts Editionen mit den von ihm stammenden Benennungen
 [B. 2006; dazu im Jahr 1998 die Edition von 789]:

konventionelles Entstehungsjahr (~ = 'ungefähr'), Borsts Benennung, Zahl der Handschriften, Jahre von Schöpfung bis Christi Geburt, wichtige Vorläufer (anschließend aufgeschlüsselt)

721	<i>Aquitanisches Vorwort zur Ostertafel</i>	1 H. 5199, V D le
727	<i>Burgundisches Lehrgespräch</i>	1 H. 5199, V le S H
737	<i>Neustrisches Streitgespräch</i>	1 H. 5199, le. S G H
750~	<i>Langobardisches Zwiegespräch</i>	2 H. 5509, S. H. 727
764	<i>Austrasische Abhandlung</i>	1 H. 5199, G 737
780~	<i>Langobardische Abhandlung</i>	3 H. -, S G H P 750
789	<i>Prototyp des karol. Reichskalenders</i>	59 H. 5199, Br
792	<i>Rheinische Anleitung (ab 760)</i>	58 H. 5199, 3952, D G Br 737
793	<i>Veroneser Jahrbüchlein</i>	81 H. 5199, Pl le G Br P
798	<i>Kölner Chronikanhänge</i>	1 H. 5199, Gr lc, gegen Br
800~	<i>Tourer Lehrgedicht</i>	24 H. -, A
802~	<i>Predigt Arns von Salzburg</i>	1 H. -, In le
805	<i>Kölner Lehrbuch</i>	1 H. 5199, V G H I Br 737 792
807	<i>Ostfränkische Ahnentafel</i>	27 H. 5199, 3952, le B
809a	<i>Nordwestfränkische Weltjahreszählung</i>	9 H. 5199,
809b	<i>Regensburger Protestbrief</i>	2 H. -, 805
809c	<i>Aachener Verhör</i>	5 H. -, 805 809b, pro B
809d	<i>Aachener Enzyklopädie</i>	205 H. 3952, Pl V Bn Br
814	<i>Aquit. Weltjahresberechn. Claudius'</i>	3 H. 3952, Br 809c
816	<i>Aachener Vorbehalt</i>	4 H. -,
818	<i>Salzburger Enzyklopädie</i>	37 H. 3952, Br 809c

- A Alkuin, Schriften, vor 800
 Bn Beda, *De natura rerum*, 703
 Br Beda, *De Tempore ratione*, 725
 D Dionysius, *Libellus de cyclo magno Paschae*, 524
 G Computus Graecorum, ab 703
 Gr Gregor von Tours, *Frankengeschichte*, 594
 H Computus Hibernensis, Irischer Comp., 719
 lc Isidor, Chronik, 615 ?
 le Isidor, *Etymologiae*, 620/36
 In Isidor, Naturgeschichte, 612/13
 P Pseudo-Beda, *Sententiae*, um 775
 Pl Plinius, *Historiae*, 1. Jh.
 S Scottus, *De ratione computandi*, ~650
 V Victorius, *Cyclus paschalis*, 5. Jh.

Dreistellige Zahlen in der letzten Tabellenspalte beziehen sich auf das Entstehungsjahr der Werke dieser Tabelle.

Auch in seinem neuesten Buch hat Borst darauf verzichtet, dieses Vakuum zu motivieren, verhält sich also wie die Ägyptologen, die sich zufrieden zurücklehnen, wenn sie zu irgend einem Entwicklungsschritt im Land am Nil sagen können: „bekannt schon seit der 1. Dynastie“. Würden sie die Entwicklung weiterverfolgen, müssten sie betroffen feststellen, dass dieser Schritt wieder restlos vergessen werden konnte, was zu immer wieder gleichem meisterlichen Beherrschen und gleichem Vergessen geführt hätte [vgl. Heinsohn/Illig 48-56]. Somit konnte Borst den für uns wesentlichen Punkt in den letzten zehn Jahren nicht erhellen. Es wird auch nicht möglich sein.

Nunmehr lässt Borst in seinem neuen Buch [B. 77] das neue Denken schon vor 789 virulent werden: die Ostertafeln ab 721 mit ihrer Fülle von Zahlen waren zunehmend auf Schriftlichkeit angewiesen. Unbelastet von der nachfolgenden Lücke hat Borst nun 20 kalendarische Schriften ediert, die er in 135 erhaltenen Handschriften und 2 Druckausgaben verschollener Codices ganz oder teilweise aufgespürt hat, weitere Zeugnisse hier nicht gerechnet – eine editorische Leistung sondergleichen, weil allein die abschließende Drucklegung verschiedene Schrifttypen in mehreren Größen und viele Sonderzeichen verlangte, um sämtliche Varianten und Konkordanzen sauber darzustellen, kann sich doch ein Text durchaus in 54 oder auch 81 Codices und damit möglichen Varianten finden [z.B. B. 537, 664]. Dazu die heikle Frage der Fehlerbereinigung durch den Editor. So im Fall des *Kölner Lehrbuchs* von 805:

„Auch die sprachlichen Unebenheiten, die dem Kopisten unterliefen, können so nicht stehenbleiben; wenigstens jene Korrekturen sind nachzuholen, die der Autor **selbst zwar versäumte, aber vermutlich ausgeführt hätte**“ [B. 890: *Hvhg. hier und im Weiteren von HI*].

Und Borst sieht ein interessantes Detail: Die fränkischen Frühschriften zwischen ca. 720/780 blieben fast durchwegs nur in einer Handschrift erhalten, die so vorläufig notiert war, dass eine buchstabengetreue Wiedergabe sowohl für den heutigen wie schon für den karolingischen Leser unverständlich blieb. Dagegen sind die späteren Schriften in zum Teil sehr vielen Codices überliefert und sprachlich regelrecht normiert [B. 178].

2. Umdatierungen

Borst kann nicht verständlich machen, dass fränkische Gelehrte ihrem ersten Kaiser zuliebe einen intellektuellen Höhenflug starteten, den sie bald nach 820 vollständig abbrechen, um 10 Generationen später gegen 1120 denselben Höhenflug neuerlich zu starten. Deshalb wird hier – mit Berücksichtigung der Phantomzeitthese – versucht, die vorhandenen Manuskripte neu zu datieren.

2A) ABBO VON FLEURY

Borst selbst lenkt unser Interesse auf Abbo von Fleury (um 943–1004), neben Gerbert von Aurillac alias Papst Silvester II. (um 950–1003) das zweite mathematisch-astronomische Genie, das einen „Markstein in der Komputistik, den größten nach Beda und vor Bacon“ gesetzt hat [B. 1998, 326]. In Fleury, dem zweiten Begräbnisort des hl. Benedikts, dem heutigen St-Benoît-sur-Loire, gab es eine seltsam verzögerte Entwicklung.

„Ein westfränkischer Schwerpunkt der Komputistik bildete sich schon seit der Mitte des 9. Jahrhundert in der Abtei Fleury aus. Doch ließ die nächste energische Zusammenfassung, die dann tatsächlich von Fleury ausging, **noch fast zweihundert Jahre auf sich warten** und war das Werk eines einzelnen Gelehrten, des Abtes Abbo von Fleury. In seinem ‚Computus vulgaris‘ (Abbo Comp.) verarbeitete er seit den 980er Jahren noch viele einzelne Anregungen aus karolingischen Schriften, vor allem aus der Salzburger Enzyklopädie [anno 818; HI]. Aber im ganzen löste er die Komputistik aus den literarischen Traditionen des Frühmittelalters und den politischen Innovationen der Karolingerzeit und richtete sie auf hochmittelalterliche Naturbeobachtung und Nationalkultur aus“ [B. 1377].

Schon hier drängt sich eine alternative Sicht auf: Wurde ab ca. 980 jener Weg beschritten, der dann ab ca. 1120 zu einer ganz neuen Art wissenschaftlicher Literatur bzw. zur Hochscholastik führte? Dann ginge es gar nicht um den großen Sprung von 789 bis 1120, sondern um einen kleineren von 789 bis 980. Nachdem ein Kalender noch keinen gut gegliederten Text darstellt, ist diese neue Variante im Auge zu behalten. Die Entwicklung zwischen 980 und 1120 entspräche auf jeden Fall einem ganz anderen, ebenso von innovativer Pragmatik bestimmten Aufschwung: der Gewölbeentwicklung zwischen 980 und 1120 – vom kleinsten Gewölbe bis zur Vierung des Speyrer Doms [Illig 1996, 216 ff.].

Während der vollständigen Gewölbeevolution muss der komputistische Impuls „fast 200 Jahre“, genauer 160 bis 180 Jahre brachliegen. An anderer Stelle vermerkt Borst, dass ein Codex aus London („Lq“)

„um 830 geschrieben [wurde], eher in Lothringen als in Fleury; doch nahm Abbo von Fleury im Jahr 985 den Codex vielleicht nach England mit“ [B. 242].

Antiquarische Vorlieben mögen gut sein; aber nimmt ein progressiver Komputist ein über 150 Jahre altes Manuskript mit auf die Reise? Sicher nur dann, wenn es noch Aktualität und Relevanz besitzt. Hier geht es aber um einen Auszug aus der *Aachener Enzyklopädie* von 809, Alter 176 Jahre.

Abbo hat eine weitere Liebe zum Alten: Um die nach Beda neu zutage tretende Wahrheit weiterzugeben,

„entwarf Abbo einen immerwährenden Kalender, kunstvolle Tabellen mit Zahlen und Lettern, nach Art karolingischer Figurengedichte, aber viel zu umfangreich, um auswendig gelernt zu werden“ [B. 1990, 47].

Wir sehen hier den Gleichklang etwa mit Hrabanus Maurus (~780–856), der letztes Jahr wegen seines 1150. Todestages und wegen seiner Figurengedichte gefeiert worden ist [vgl. Illig 2006a, 146].

Setzen wir probenhalber Abbos scheinbar weit entfernte Vorläufer tatsächlich dicht vor ihn. Abbo arbeitete ab 978 an seinem *Computus vulgaris*, der ihn bis zu seiner Ermordung beschäftigt hat. Bei seinem Aufbruch zum Kloster Ramsey, samt jenem alten Manuskript, war er noch mitten im kraftvollen Schaffen; drei Jahre später, ab 988, dem Jahr seiner Abtsweihe, blieb ihm nur wenig Zeit für die Wissenschaften.

Weil die *Salzburger Enzyklopädie* von 818 keine Wirkung mehr in den sog. karolingischen Zeiten gezeigt hat, also auch keine Folgen zu berücksichtigen sind (obwohl sie bis ins 12. Jh. kopiert worden ist), verrücken wir die entsprechenden Enzyklopädien von Aachen (809) und Salzburg (818) versuchsweise um 170 Jahre auf 979 und 988. Dann wären sie der letzte Ausläufer des frühmittelalterlichen Denkens, während Abbo bereits das Tor zur „hochmittelalterliche[n] Naturbeobachtung und Nationalkultur“ [s.o.] aufstößt.

Das komputistische Wissen des Abendlandes rührte nicht aus Himmelsbeobachtungen her, sonst wäre das Abdriften des Frühlingspunktes bereits vor 1000 bemerkt worden. Es wurde formuliert, als in Córdoba 961 Arib ben Sad al-Katib bereits den Himmel beobachtete und das Vorrücken der Tagundnachtgleiche auf den 16.3. im Kalender vermerkte. (Aribs Wert ist für uns nicht trennscharf, entspricht er doch dem aufgelaufenen Fehler seit Cäsar *ohne* Phantomzeit, doch genauso dem Fehler seit Nicäa *mit* Phantomzeit – in beiden Fällen vom 21.3. als Ausgangspunkt gerechnet). Abbo bemerkt erst Jahrzehnte später, um 1000, das einschlägige Datum sei nun der 18.3., doch das ist noch keine präzise Beobachtung [vgl. Illig 1999, 53 ff.]. Gegen 1074 schrieb Bernold dann zum 16. März: *Equinoctium modernorum* und zum 16.12.: *Solsticium hiemale modernorum* [B. 1998, 216].

Verständlich wird so der Umstand, dass noch um 1040 auf der Reichenau unter Abt Bern karolingische Handschriften gewälzt werden mussten, um mit dem *Computus Augiensis* ein neues Handbuch der Zeitrechnung zu verfassen [B. 1995, 215]. Wenn hier ein konservativer Wind wehte, dann brauchte es nicht zu verwundern, wenn auf die *Libri computi* von 809→979 zurückgegriffen wurde. Hermann der Lahme (1013–1054) sollte gerade in dieser Abtei für frischen Wind in der Komputistik sorgen.

Die vor 809 entstandenen 14 „karolingischen Schriften“, die von Borst ab 721 datiert werden, müssen nicht 88 Jahre abdecken, wenn wir erfahren, dass gerade ihr ältester Vertreter, *das aquitanische Vorwort zur Ostertafel* von 721

einzig und allein in einer spanischen Handschrift von 1056 vorliegt. Sie enthält als „gegenwärtiges Jahr“ das 722. nach Christi Geburt [B. 331]. Diese Datierung müsste Borst stören, denn die Verbreitung dieser Datierungsweise soll erst Beda Venerabilis mit seinem Hauptwerk von 725 befördert haben – doch stört er sich nicht daran. Eine derart unbedeutende Schrift wäre sicher nicht 335 Jahre später kopiert worden; dieser Abstand darf viel geringer angenommen werden. Es scheint also möglich, diese kleineren Schriften zur Gänze zwischen 929 und 979 unterzubringen – das sind etwa 50 gegenüber 88 bisherigen Jahren.

2B) BEDA VENERABILIS

An der Reihenfolge dieser Frühschriften muss nichts geändert werden, denn bis 792 kennen sie Bedas Werke nicht [B. 463] – und zwischen 792 und 818 sind diese noch umstritten. Die *Aachener Enzyklopädie* von 809 bringt Bedas *De natura rerum*. So errang Bedas Naturbuch mitsamt dem Namen seines Autors „im fränkischen Kontinent Heimatrecht“ [B. 1064]. Die *Salzburger Enzyklopädie* (818) nennt Bedas Namen, wenn sie seine Naturgeschichte lückenlos wiedergibt; außerdem bringt sie eine anonym gehaltene Blütenlese aus Bedas *De Temporum ratione*.

„Dieses klare Bekenntnis zu Beda besiegelte seinen wissenschaftsgeschichtlichen Triumph. Den Bearbeitern wird nicht entgangen sein, daß sie damit der gesamten fränkischen Komputistik zwischen 721 und 809, auch dem Einspruch ihres Erzbischofs um 802, die Kanonisierung Bedas als Endziel unterstellten“ [B. 1372].

So hätte sich in der herrschenden Lehre Beda mühsam binnen 93 Jahren durchgesetzt. Das wirkt für ein derart epochales Werk fast unreal. Wenn wir der Durchsetzung Bedas jene 26 Jahre einräumen wollen, die sich aus der Tabelle ergeben (792–818), dann errechnet sich aus

703 → 940 *De temporibus*,

703 → ~940 *De natura rerum*,

725 → 962 *De Temporum ratione*.

(Die Umrechnung schließt die Option ein, noch weitere zehn Jahre vorzurücken.) Das korrespondiert mit dem Umstand, dass um 993 das Interesse für Bedas Schriften neu aufflammte, übersetzte doch der Klosterlehrer Ælfric Grammaticus, der bedeutendste altenglische Prosaschriftsteller, knappe Auszüge seiner drei Bücher ins Angelsächsische [B. 1995, 214]. Das muss im Abstand von 30 Jahren weniger verwundern als nach fast 270 Jahren, steht dann aber für Erstentdeckung, nicht für ein erneutes Aufflammen.

Die Tabelle auf S. 158 zeigt für den Abstand zwischen Schöpfung und Christi Geburt anfangs 11 Mal das Rechnungsergebnis von Eusebius/Hiero-

nymus (nur beim *Langobardischen Zwiegespräch* vermutet Borst Bezug auf eine byzantinische Rechnung). Erst die karolingischen Enzyklopädien entscheiden sich für Bedas Kurzansatz. Hätte sich dieser bedanisch-karolingische Impuls durchgesetzt – wozu er in herrschender Chronologie genügend Zeit gehabt hätte –, dann hätte sich das weitere Mittelalter überhaupt nicht mehr mit Weltjahren herumgeschlagen. Nur bei Streichung der Phantomjahre verlieren die sog. karolingischen Enzyklopädien mitsamt Bedas Jahreszählung jede Wirkmächtigkeit, werden sie doch kurz nach Abfassung vom Millenniumswechsel ‘weggespült’. Egal, ob nun die Menschen vor dem Jahr 1000 zitterten oder nicht – ihren Einfluss entfaltete die falsche oder richtige Rechnung allein aus dem Umstand: 1.000 Jahre nach Christi Geburt.

So ist Beweismaterial genug bereitgestellt, um die sog. frühkarolingischen Schriften zur Komputistik – wie zunächst nur vorgeschlagen – tatsächlich aus dem 8. ins 10. Jh. zu übertragen.

3. Schöpfungsären

Diese Umdatierung wirft auch neues Licht auf die verschiedenen Schöpfungsrechnungen (AM = annus mundi). Christentum wie Judentum haben verschiedene Rückrechnungen auf den Schöpfungsbeginn angestellt, wobei es auch darum ging, vorwiegend die Gesamtdauer der Schöpfung rechnerisch zu antizipieren. Nach dem bekannten Bibelwort: Vor Gott sind 1.000 Jahre wie ein Tag, wurden aus 7 Schöpfungstagen 7 Weltjahre, also 7.000 Jahre gewonnen; Gottes Menschwerdung wurde analog zur Erschaffung des Menschen am 6. Tag im 6. Jtsd. gesehen, wobei der genaue Tag mehrfach festgelegt wurde. Unklar blieb, wie das Ruhen Gottes am 7. Tag einzustufen war: Jüngstes Gericht nach 6.000 Jahren, oder ab da das tausendjährige Reich des Antichristen oder 1.000 Jahre Reich Christi mit einem irdischen Statthalter. Verschiedene Rechner legten Christi Geburt in verschiedene Jahre (Umrechnungsschwankungen bis zu 1 Jahr vernachlässigt):

Jahr	Urheber	Christi Geburt im Schöpfungsjahr AM
203	Julius Africanus	5500
303	Eusebius (auch Hieronymus)	5199/5200
412?	byzantinisch (Panodoros)	5493
691?	byzantinisch	5509
725	Beda	3953
1150?	jüdisch	3761
1650	James Ussher	4004

Die jüdische Ära ist erst unter Maimonides kanonisiert worden, also nach 1150 (bis dahin gab es konkurrierende Ansätze, die bis um 5 Jahre abwichen [Illig 1999, 131]). Africanus beließ dem Diesseits eine Restdauer von lediglich 297 Jahren. Eusebius verlängerte für seine Zeit auf 497 Jahre, woran sich

noch die Krönung Karls d. Gr. taggenau hielt. Diese Sicht zieht sich durchs ganze Mittelalter, bis hin zu Hartmann Schedel, 1493. Er rechnet von der Erschaffung Adams bis zu Christi Geburt „v^m.cxcix. iar“, also 5.199 Jahre [Blatt 95 seiner Chronik].

Hier ist eine Berichtigung notwendig [betrifft Illig 1999, 137 f.]. Bislang bin ich davon ausgegangen, dass Christi Geburt innerhalb des 6. Jtsd. von AM 5500 über 5200 auf 5000 gerückt worden ist, damit 1.000 Jahre später sowohl das 6. Jtsd. wie ein volles Millennium seit Christi Geburt vergangen wäre. Schedels Rechnung zeigt jedoch wie die seiner Vorgänger, dass die Geburt Christi bei AM 5200 geblieben ist – und ab da bis zum vollen Millennium *und* weiter (bei Schedel weitere 1.493 Jahre) gerechnet worden ist. Demnach lag Karls Krönungstag nach wie vor bei AM 6000, das Millennium jedoch bei AM 6200.

Bedas Rechnung stürzte alles, setzte sie doch Christi Geburt noch in das 4. Weltjahr; das ominöse Datum AM 6000 war nun hinfällig respektive erst 2047 n. Chr. zu erwarten, sofern man die Weltjahre nicht unterschiedlich lang ansetzte, wie es einst die Etrusker mit ihren saecula getan hatten.

4. Theophanes Confessor

In *Wer hat an der Uhr gedreht?* konnte ein Problem nicht hinreichend gelöst werden: Wer hat tatsächlich als erster zum Zeiger gegriffen: der Kaiser im Osten oder der im Westen? Zwar wurde Kaiser Konstantin VII. als eine Schlüsselfigur begriffen, die in den Zeiten ihrer Alleinregierung die Neuschreibung der antiken wie der byzantinischen Wissensinhalte durchführen lassen konnte. Als sein Motiv bezeichnete ich das Trauma vom Kreuzraub durch die Perser im August 614||911, damit also bereits zu Lebzeiten Konstantins. Im Westen ließ sich für Otto III. ein stärkeres Motiv finden: Kreuzverlust plus Stellvertretung Christi am Beginn des 7. Jtsd.! Dank seiner Mutter aus dem byzantinischen Hochadel wie dank seiner Einsetzung zweier Päpste (Gregor V., Silvester II.) gab es hier das einzige Zeitfenster für eine Aktion, die der östliche Kaiser nicht unbedingt mittragen, der er aber folgen konnte. Spätestens das große morgenländische Schisma (1054) und der Amtsantritt von Papst Gregor VII. (1073; Stichwort Investiturstreit) machten die drei Parteien zu Gegnern.

Weil ich keine Antwort darauf wusste, wie das Zusammenspiel zwischen Byzanz und „Deutschland“ abgelaufen ist, stellte ich in dem Buch beide Möglichkeiten gleichrangig nebeneinander („Zeiterfindung im Osten“, „Zeiterfindung im ‘wilden’ Westen“).

Mittlerweile sieht Andreas Birken das Problem als gelöst an: Für ihn geht alle Zeitumstellung von Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos aus. Er fin-

det auch das Motiv des Handelns, indem er die Rechnung nach Christi Geburt Konstantin VII. zuschreibt.

„Dabei hat er die eigene Gegenwart mit Hilfe der christlichen Ära (Anno Domini) neu datiert, bzw. die Verkettung mit älteren Ären verändert [...] Er hat auch keinen neuen Kalender geschaffen, sondern durch die Einführung der neuen Ära ‚nach Christi Geburt‘ den Abstand zwischen sich und Augustus um ca. 300 Jahre verlängert – so die These Illigs“ [Birken 2006, 749, 753].

Wäre das meine These gewesen, hätte ich auf die Doppelführung im Osten und Westen verzichten können. Und woher kam plötzlich die christliche Zeitrechnung für Byzanz, das nach der Seleukidenära mit verschiedenen Schöpfungsären gerechnet hat? Birken verwies mich bei dieser Frage auf den Chronisten Theophanes, der die Anno Domini-Rechnung benutzt hätte. Dieser war zu befragen.

Nach einer Beamtenlaufbahn bis zum Spatharios und einer Josefsehe gründete der um die Mitte des 8. Jhs. wohl in Konstantinopel geborene Theophanes mehrere Klöster und wurde Abt. Schrieb er sonst nur theologische Bücher ab, so versprach er seinem Freund Georgios Synkellos auf dem Totenbett, dessen unvollendete Weltchronik fortzusetzen, was er dann für die Jahre von 284–813 leistete. Dafür hatte er nur die Jahre zwischen 810/11 (Tod des Synkellos) und seiner Einkerkung (814/15). Er ist 817 oder 818 gestorben. Sein Werk bildet einen ähnlichen Solitär wie im Westen das des Fredegars:

„Da Theophanes vornehmlich zur Belehrung seiner Klosterbrüder schrieb, dürfen wir weder höhere historische Kritik noch genaue Quellenangaben erwarten. Die Ereignisse sind jahresmäßig oft bunt zusammengestellt, mitunter sehr knapp geschildert, nur die letzte Zeit, wo er aus eigener Erinnerung, vielleicht auch aus einer nicht erhaltenen Stadtchronik schöpfte, ist ausführlicher behandelt. Der Wert seiner Chronik ist trotz der erwähnten Mängel unschätzbar, da er verlorene Quellen ausschreibt und für die Zeit von 769 bis 813 überhaupt die einzige erhaltene ausführlichere Quelle der byzantinischen Geschichte darstellt, auf die alle späteren Nachrichten über diesen Zeitraum zurückgehen“ [Breyer 16].

Wikipedia hebt hervor:

„Der Stil der Chronik orientierte sich offenbar gewollt an der Volkssprache, obwohl Theophanes selbst hochgebildet war. Er datiert dabei nicht nach der christlichen Ära, sondern zählt die Jahre nach der angeblichen Erschaffung der Welt (A. M.). Die Angaben zu den Regierungszeiten diverser Herrscher, die den Einträgen vorangehen, sind oft sehr ungenau oder schlicht falsch. Dies gilt auch für die übrigen Datierungen von Ereignissen, die stets nur mit Vorsicht übernommen werden sollten.“

4A) DAS DATIERUNGSSYSTEM THEOPHANES'

Also mangelnde Präzision bei großem Bemühen. Denn Theophanes baut ein Netz von Synchronismen auf, „das bei keinem anderen mittelalterlichen Chronisten so ausführlich und ausgeprägt ist. Er stellt den einzelnen Jahresabschnitten chronologische Tabellen voran“, für die als Muster das des Jahres 717 (!) n. Chr. stehen soll:

„Weltjahr:	Seit der Mensch-	Kaiser der
	werdung Christi:	Byzantiner:
6209	709 [!]	Leon der Isaurier
		1. Regierungsjahr
		Regierungszeit: 24 Jahre
Kalif der	Bischof von	Bischof von
Araber:	Konstantinopel:	Jerusalem:
Suleiman	Germanos	Johannes
2. Regierungsjahr	3. Amtsjahr	12. Amtsjahr
Regierungszeit:	Amtszeit:	Amtszeit:
3 Jahre	15 Jahre	30 Jahre“ [Breyer 21].

Fortgesetzt wurde Theophanes durch einige anonyme Chronisten, die als „Theophanes continuatus“ zusammengefasst werden und bis 961 gearbeitet haben. Georgios Monachos führte seinerseits die Chronik bis 842 fort. 60 Jahre nach Abschluss soll Anastasius eine Übersetzung ins Lateinische für das Abendland angefertigt haben, auf die Landolfus Sagax (975–1000) und Gotifredus Viterbiensis (1196) zurückgegriffen haben [Breyer 19].

Diese durchgängige Synchronisierung steht damals ohne Vorbild. „Zur Zeit des Theophanes existierte in der byzantinischen Welt keine allgemein akzeptierte Form absoluten Datierens“ [Mango/Scott lxiv]. Die üblichste Art war die Indiktionszahl, die Theophanes zusätzlich im Text bringen kann, der aber nicht zu entnehmen war, auf welchen 15-Jahres-Zyklus sie sich bezog. Selten benutzt wurden die beiden konkurrierenden Rechnungen ab Welterschöpfung (AM = Annus mundi):

Alexandrinische Rechnung (Ära des Annianus) ab 25. 3. -5492

Byzantinische oder römische Rechnung ab -5508, präziser ab 1. 9. -5509.

Theophanes hat sich für die alexandrinische Rechnung entschieden. Beide Methoden haben die Menschwerdung Christi 5500 nach AM, doch die erste geht unserer christlichen Zählung 8 Jahre voraus, letztere dagegen 8 Jahre nach [ebd.; vgl. Illig 1999, 128 f.]. Die Entscheidung für AM 5500 als Christi Geburtsjahr lag damals schon weit zurück, geht sie doch auf Africanus und seine Rechnung von 203 zurück. Im Abendland hat Eusebius diese Rechnung ein Jahrhundert später umgestellt, worin ihm der hl. Hieronymus folgte, nach dem diese Zählung häufig benannt wird [B. 781]. So wurde das fabelhafte

Krönungsjahr Karls d. Gr. als taggenauer Beginn des 7. und letzten Jahrtausends vorgegeben [vgl. Illig 1999, 134-139].

Bislang wurde von uns nicht berücksichtigt, dass gerade diese Umstellung um 300 Jahre der Ursprung von drei Jahrhunderten Phantomzeit gewesen sein könnte, zumal die jeweilige 'Restlaufzeit' der Welt von 297 (203–500) auf 497 (303–800) Jahre verlängert worden ist !

Byzanz hat diese Umstellung nicht mitgemacht. Insofern brauchen wir uns nicht zu wundern, dass die Diskrepanz von ± 8 Jahren zur westlichen Rechnung nie bereinigt worden ist, wie Byzanz auch die Rechnung des Eusebius nie übernommen hat. Überhaupt scheint dort das römische Christentum nicht interessiert zu haben, anders lässt sich die Liste der letzten Päpste bei Theophanes nicht interpretieren [Mango/Scott lxxi]:

Papst	Jahre	konventionelle Daten
„Gregor III.	9	dicht bei 11 (731–41)
Zacharias	21	nahe 10 (741–52)
Stephan II. u. III.	(752–7)	von der Liste gestrichen
Paul I.	7	10 (757–67)
Konstantin	5	1 (767–68)
Stephan IV.	3	korrekt (768–72)
Hadrian I.	27	dicht bei 24 (772–95)
Leo III.	8 (?)	20 Jahre 6 Monate (795–816)“

Für Cyrill Mango und Roger Scott ist der Schluss zwingend: „Hoffnungslose Ungenauigkeit dieser Daten“ [ebd.]. Ein Abt Theophanes, der bis 813/14 geschrieben haben soll und wegen seiner romfreundlichen Position im Bilderstreit die Päpste besonders gut kennen sollte, hätte gerade die Amtsinhaber seiner eigenen Zeit nur ganz unzureichend gekannt, um so besser dafür die islamische Geschichte? Hier erwächst der zwingende Verdacht, dass diese Chronik nicht aus dem frühen 9. Jh., sondern aus einer späterer Zeit stammt, in der bereits mit Synchronismen gearbeitet wurde, in der aber die Papstliste für die Phantomzeit noch nicht fixiert oder zumindest noch nicht hinreichend in Byzanz bekannt war.

(Das gilt ebenso für die Chronik des Hydatius aus dem 5. Jh., der sich als iberischer Bischof an Byzanz orientiert und sich deshalb bei Papsterhebungen zu seiner eigenen Lebenszeit um bis zu 7 Jahren irrt, während er Sonnenfinsternisse stundengenau berichtet [vgl. Illig 2001, 515]).

Die Zählung nach Christi Geburt ist nicht typisch für den Osten, sondern ein späteres, aber um 8 Jahre daneben liegendes Zugeständnis an den Westen.

Umdatierung verlangt der Inhalt der Theophanes-Chronik ohnehin, da sie im frühen 9. Jh. die erst später fixierte Geschichte des Islam bereits in der uns vertrauten Form kennt. (Es geht also auch darum, ob die Werke des konv. 923 verstorbenen at-Tabarī so früh geschrieben worden sind, wie Birken [2002, 493

ff.] gegen Weissgerber [2000] vertreten hat.) Theophanes kennt auch Karl den Großen und gönnt ihm anlässlich seiner Krönung eine besonders schöne Stilblüte:

„In diesem Jahr wurde am 25. Dezember, Indiktion 9, Karoulos, König der Franken, von Papst Leo gekrönt. Er beabsichtigte einen Schiffsüberfall gegen Sizilien, besann sich aber eines anderen und beschloss, stattdessen Irene zu heiraten“ [Mango/Scott 653; Übers. HI].

‘Sicherheitshalber’ berichtet Theophanes die Krönung vier Jahre vorher ein erstes Mal, wobei er hier bereits von der Rebellion gegen Papst Leo, dessen Blendung samt Wiederfindung seiner Sehkraft erzählen kann [ebd., 649].

So wie die Phantomzeitthese für richtig erachten, kommen diese Details zu früh für einen Konstantin VII., der ab 948, nur 37 Jahre nach Ende der Phantomzeit, unumschränkt regieren konnte.

5. Ostertafeln – ein Mängelbericht

Noch ein Aspekt ist zu bedenken: die großen Osterzyklen. Der älteste auf der Statue des *Hippolytus* umfasst $2 \times 56 = 112$ Jahre [vgl. Voigt 2006].

Victorius von Aquitanien rechnet nach 457 einen 532-jährigen und für beide Kirchen gleichermaßen annehmbaren Osterzyklus von 28–559, der damals 102 Jahre in die Zukunft reicht, dem jedoch Rom bereits für die Osterfeste von 501 und 520 nicht folgte [B. 329 f.; Bautz].

Dionysius Exiguus wagt sich 525 nur an 95 Jahre: 532–626. Seltsam sein Bezugspunkt:

„Als Angelpunkt zur Berechnung des Osterfestes wählte Dionysius immerhin ein durch Fachliteratur bestätigtes astronomisches Datum, die Tagundnachtgleiche im Frühling. Sie fand nach modernen alexandrinischen Berechnungen am 21. März statt, vier Tage früher, als Columella und Plinius nach antiquierten Quellen angenommen hatten“ [B. 1998, 78].

So hätte hier Dionysius vom 25.3. auf den 21.3. umgestellt, was Beda rückgängig gemacht hätte, nur um dann neuerlich korrigiert zu werden – eine überaus seltsame Abfolge. Da sich Dionysius allein auf das Konzil von Nicäa beruft [ebd., 77], an dem der 21.3. fixiert worden sein soll, kann 200 Jahre später, zu seiner Zeit, die astronomisch beobachtbare Tagundnachtgleiche nicht mehr auf dem 21.3. gelegen haben, sondern auf dem 20.3. oder sogar 19.3.; bei Bezug auf Caesars Reform ergeben sich sogar 17. oder 16.3. Dionysius weist immerhin darauf hin, der erste Osterzyklus habe im Jahr 1 v. Chr. begonnen [B. 1059].

Es folgt der obskure *Felix Cyrillitanus* mit weiteren 95 Jahren bis 721. *Isidor von Sevilla* wagt gleichfalls nur eine Tafel für 95 Jahre, ein Konglomerat verschiedener Teiltafeln ohne Jahreszahlen (s.u.).

Beda Venerabilis rechnet nicht nur den 532er-Zyklus von 532–1063, sondern auch den vorigen, wie dann auch die *Aachener Enzyklopädie* [B. 1059].

Die *erste karolingische Ostertafel*, die sich verräterischer Weise selbst auf 722 n. Chr. datiert (s.o.), umfasst ganz unpassende 198 Jahre, von 722–919 [B. 333].

Abbo von Fleury errechnet den Zyklus von 1064–1595, aber auch zurück bis Christi Geburt [B. 1989, 65].

Beda leistete die vollständige Berechnung von 532–1063. So er entsprechend obiger Betrachtung nach der Phantomzeit gelebt hat, konnte er sie in seiner Berechnung berücksichtigen, wobei er zur Sicherheit auch noch den ersten Osterzyklus (1 v. Chr. – 531 nachrechnerisch verbesserte [B. 1107]). Hier bleibt die Frage: Entweder hat er bereits vor Otto III., zu Zeiten von Konstantin VII. von der Phantomzeit gewusst, oder seine Ostertafel gehört gleichwohl ins 11. Jh.

Ein Kölner Codex („Ko“), auf 798/805 datiert, erhält von Borst ein Sonderlob: „Die Kontroversen des 5. und 6. Jahrhunderts über die Osterberechnung werden nirgends so systematisch gesammelt wie hier“ [B. 237]. Eine gemeinsame Basis zu finden, erwies sich über Jahrhunderte hinweg als unmöglich:

„Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts bemühten sich die römischen Päpste um einheitliche Antwort in Gestalt einer schriftlich ausgearbeiteten Ostertafel, nach der sich die gesamte Christenheit künftig richten sollte. Aber eben darüber entzweiten sich Ost und West von neuem: Der ‚lateinischen‘ Ostertafel, die Victorius von Aquitanien im Jahr 457 aufstellte (Victorius Cycl.), widersprach die ‚griechische‘ des Dionysius Exiguus aus dem Jahr 525 (Dionysius Lib.), nicht nur *in den wichtigsten Einzeldaten der Zeitbestimmung, sondern auch in der Gesamtbewertung*“ [B. 329].

Beim Abgleich zwischen den Ostertafeln von Dionysius und Victorius „klafften die Ostersonntage [öfters] um eine ganze Woche auseinander“ [B. 330]. Isidor brachte in seiner Enzyklopädie

„eine Ostertafel für 95 Jahre, jedoch ohne Jahreszahlen; nur Kenner bemerkten, daß sie nicht, wie zu erwarten, den Zeitraum von 627 bis 721 kontinuierlich umfaßte, sondern zuerst den jüngsten Teilzyklus von 627 bis 645 und danach vier ältere von 551 bis 626 brachte. Äußerlich sah diese Ostertafel einigermaßen dionysianisch aus“ [B. 330].

Die älteste durch Borst edierte Ostertafel (von 721) versuchte, Victorius und Dionysius gleichermaßen gerecht zu werden und war folglich ungerecht gegenüber beiden. Sie umfasste 198 Jahre, was weder Dionysius (95 Jahre) noch Victorius (532 Jahre) entspricht und „*alles andere als einen einleuchtenden Zyklus*“ darstellt [B. 333]. Die *Aachener Enzyklopädie* von 809 (Lib.

calc.) bringt übrigens die Osterdaten rückwirkend auch für den ersten großen Zyklus bis 532: „Die Daten des 1. Großzyklus hier sichtlich neu und unrichtig errechnet [...] *Variiert und teilweise entstellt* von Lib. calc.“ [B. 1224].

„Daß die frühmittelalterliche Komputistik den modernen Anforderungen nicht mehr genügt, lehren gegen Ende des Bandes [vor 937] zwei Nachträge, ein Stück aus Abbo Comp. und eine anonyme, nach 1095 verfaßte Neuberechnung von Christi Geburtsjahr; sie kreidet, wie die Schrift Hezelos von Cluny (Pg), Dionysius Exiguus und seinen Anhängern *grundlegende Irrtümer* an“ [B. 270].

Da muss es einmal mehr verwundern, wie Voigt [2005, 445] davon sprechen kann, dass alle Ostertafeln im schönsten Einklang stünden:

„Eine Vielzahl von Ostertafeln der Spätantike lässt sich aus schriftlichen Quellen erschließen, Tafeln unterschiedlicher Länge, unterschiedlicher Kopffahre und unterschiedlicher Konstruktion. Aber alle hängen sie eng zusammen und bilden insgesamt ein stimmiges Geflecht. Keine einzige Tafel ist etwa isoliert und unverständlich.“

Bei Borst heißt es, durchaus gegenteilig, über einen Schreiber aus der Zeit um 800: „Er stand aber ratlos vor dem *Chaos der Ostertafeln*, das sich seit einem halben Jahrtausend angehäuft hatte“ [B. 88].

6. Isidor von Sevilla

So Beda sein Werk frühestens in der Mitte des 10. Jhs. geschaffen hat, dann will geprüft sein, ob die Abfolge Beda zu Isidor von Sevilla gewahrt wird. Denn schon das früheste Werk des Briten eiferte dem „isidorischen Vorbild“ nach [B. 1998, 182].

Isidor von Sevilla (um 560–636) ist ein Vertreter jener Menschen, die in realen Zeiten geboren wurden, aber in der Phantomzeit starben. Doch sein „meditatives Naturkundebuch“ *De natura rerum* schrieb er 612 für den westgotischen König Sisebut, um es 613 um ein weiteres geographisches Kapitel zu ergänzen [B. 1998, 179]. So kann es seine Zeitstellung behalten. Dagegen rückt seine Enzyklopädie *Etymologiae*, die er zwischen 620 und 636 geschrieben und in ihrer ersten Fassung 623 publiziert haben soll, ins frühe 10. Jh., bei simpler Umrechnung auf 917 / 920 / 933. Wenn Beda in seinem Werk von 725→962 Isidor „rücksichtslos“ kritisierte [B. 1998, 184], so steht dem die Umdatierung nicht im Wege.

Ein Problem stellt sich neu. 1999 habe ich Anachronismen bei Beda aufgelistet: Sein Wissen um mit Mörtel gemauerten großen Steinkirchen, das Wort „nullam“, Bedas Wissen um die Mondbahn, dazu die Einschätzung durch Olaf Pedersen [58], dass „kein wissenschaftliches Werk vergleichbaren Wertes in der lateinisch schreibenden Welt vor Beginn des 13. Jahrhunderts

erschienen ist“ – das ließ mich schlussfolgern, dass wesentliche Schriften von ihm ins 12. Jh. gehören dürften [Illig 1999, 125 ff.]; Renate Laszlo [2006, 690] hat ihn dem 11. Jh. zugeordnet. Das ist nun zu überdenken. Aber es ergäbe sich zugleich eine zwanglose Lösung: Der erste Propagator der Jahreszählung „n. Chr. Geburt“ stünde nun *vor* der Ausbreitung der christlichen Zeitrechnung ab 1000, was bei einem Beda-Werk aus dem 12. Jh. nicht mehr passen würde. So bliebe ihm hier seine Rolle als Vorreiter erhalten, noch dazu in besserer Position. Denn ab da bleibt uns die christliche Zeitrechnung erhalten, während sie in den Urkunden nach 800 zunehmend ausdünnt. Frieds nachfolgende Ansicht wird von Borst nicht gedeckt, sicher auch nicht gebilligt: Erst „durch Beda Venerabilis im frühen 8. Jahrhundert wurde sie hoffähig und dauerhaft den Franken vermittelt. Seit damals, genauer seit Karl dem Großen, galt sie allgemein als verbindlich. Dieser gewaltige Kaiser zeichnet somit tatsächlich mit seinen Gelehrten noch für unsere heutige Orientierung in der Zeit, für unseren Kalender verantwortlich“ [Fried 2006].

Überdacht muss werden, wie weit der „karolingische Reichskalender“ tatsächlich dem Aufschwung des 12. Jhs. entsprach. Wenn Borst in seiner Affinität zum Karolingischen seine Tabellenform mit dem Anlegen eines hochscholastischen Werks gleichsetzte, so hat er vielleicht dem Kalender zu viel Ehre angetan. Kurz vor dem Neuanfang unter Abbo von Fleury scheint er besser aufgehoben zu sein.

7. Weitere Unschärfen

„Den ältesten der hier edierten Texte, die aquitanische Ostertafel von 721 (Prol. Aquit. [Nr. 1]), kennen wir allein aus einer nicht sonderlich getreuen Kopie, die mehr als dreihundert Jahre später in Nordspanien angelegt wurde“ [B. 139].

Was der Sinn gewesen wäre, derart alte, überholte Schriften zu kopieren, findet bei Borst keine Antwort. Für uns handelt es sich um eine Kopie, die dem Original sehr viel dichter gefolgt ist (s.o.). Borst denkt sich auch nichts dabei, wenn er eine Sammlung komputistischer Dichtungen erwähnt,

„darunter das wohl um 800 verfaßte Lehrgedicht (Vers. Tur.) in der Spätfassung von etwa 1040, die anderswo (Lv) schon vorbereitet worden war und hier ausgereift erscheint“ [B. 223].

Die Vorbereitung fand in einem Manuskript statt, das bald nach 1004 geschrieben worden ist. Wer mag auf die Idee gekommen sein, ein überholtes Lehrgedicht nach über 200 Jahren zu überarbeiten? Erschwerend kommt hinzu, dass der Codex „Lv“ (nach 1004) seltsame Umdatierungen enthält: Mal belässt er einer Schrift von Helperich das Entstehungsjahr 903, dann werden Anweisungen zur Zeitrechnung auf 932 umdatiert, obwohl sie aus

dem späten 8. Jh. stammen [B. 246]. Abbo v. Fleury hat denselben Helerich-Text 978 eine eigene Fassung gegeben [B. 277]. Im Codex „Di“ (um 1052) wurden die gleichen Helerich-Glossen „auf das Jahr 930“ umgerechnet [B. 224]; im Codex „Lu“ wird das Abfassungsjahr Helerichs von 903 „um sechs Generationen auf 1075“ verschoben“ [B. 246].

Ebenso betont der wohl um 813 tätige Schreiber von Codex „Pa“ „eigens, daß er die älteren Argumente auf das gegenwärtige Jahr umgestellt habe“ [B. 265]. Im Codex „Kp“ fügten die Kopisten in ihre Exzerpte von bald nach 810 „gerne ältere Formeln und Daten ein, mit den angeblich gegenwärtigen Inkarnationsjahren 689, 703, 764, 775“ [B. 238].

Damit wird nachdrücklich bewiesen, wie wenige Probleme die damaligen Schreiber damit hatten, einen Text rechnerisch so zu ‘frisieren’, dass er in eine nachträglich gewünschte Zeit passte.

Seltene Widersprüche enthalten die alten Schriften. Einige ihrer Schreiber können die schwierigsten Himmelsereignisse berechnen, doch andere wissen noch fast gar nichts. So kennt der Schreiber der zweiten fränkischen Schrift zur Komputistik, dem *burgundischen Lehrgespräch* (727), noch nicht die Jahreslänge, spricht er doch von 365 Tagen und „jenen drei Stunden“ (illae tres horae), denen leider weitere drei Stunden abgehen [B. 366], andererseits kennt er alle Feinheiten des Mondsprungs. Der Text von 764 erwägt sogar eine 8-Tage-Woche [B. 489].

Die Geschichtsereignisse des Frankenreichs warfen besondere Schwierigkeiten auf:

„Von ihnen berichtete keine Universalchronik, bloß eine Vielzahl mehr oder weniger lokaler Klosterannalen mit verwirrendem, wenigstens unbegründetem Datengerüst. Wie sollte die Konfusion so heterogener Aussagen einen bedächtigen Zeitgenossen davon überzeugen, daß er derzeit wirklich im Jahr 807 nach Christ Geburt lebte?“ [B. 953]

Der Verfasser der *Ostfränkischen Ahnentafel* von 807 hatte spezielle Probleme, obwohl seine Schrift zum Ausgangspunkt für die beiden karolingischen Enzyklopädien von 809 und 818 geworden ist [B. 960].

„Gelassen nahm er auch arithmetische Fehler im einzelnen hin, kleinere schon bei den biblischen Zeugungsaltern, größere bei den antiken Herrscherjahren, die gravierendsten bei der Addition der nachchristlichen Jahre. Sie gelangte **sogar für das letzte fränkische Jahrhundert nicht zum geforderten Endergebnis**, zur exakten Bestätigung der momentan üblichen Jahreszählung“ [B. 959].

814 teilte Claudius, Verfasser der *aquitianischen Weltjahresberechnung*,

„dem Leser bloß das schockierende Endergebnis mit: **Aus Listen römischer Kaiser und fränkischer Herrscher ist keine zuverlässige**

Jahresreihe zu gewinnen. Für die Jahreszählung in neueren Epochen berichtet uns kein Geschichtsschreiber die unverformte Wahrheit, keiner von den alten, aber auch nicht der jüngste und beste, Beda“ [B. 1338].

Nach dem Jahr 800/01 zogen damalige Kopisten keine Zwischensumme. „Sie ergäbe nämlich jetzt, im Inkarnationsjahr 807, nur 795 Jahre, 12 Jahre zu wenig“ [B. 1007]. Der Fehler rührte daher, dass alle Kopisten für die Kaiser Galerius und Konstantin nur 32 statt 43 Jahre wie bei Bedas Chron. führten (heute wieder 32 Jahre, konv. 305–337).

„Die Minderung um 11 Jahre war ein gemeinsamer Fehler aller Kopien und wurde in keiner zutreffend verbessert; erst wer diese 11 Jahre addierte, kam **annähernd** auf die angestrebten 807 Jahre“ [B. 998].

Die *Salzburger Enzyklopädie* von 818 baute auf Zählung der Weltjahre von Adam bis Karl d. Gr. und bis zum Inkarnationsjahr 809 der *Aachener Enzyklopädie* auf. „**Die Weiterzählung bis 818 gelang nicht ganz**“ [B. 1388]. So stellte ausgerechnet das letzte Jahrzehnt ein unüberwindliches Hindernis für die Chronologie dar – sicheres Indiz dafür, dass all diese Schriften nicht in den Jahren geschrieben worden sind, auf die sie sich selbst datieren oder vom Mainstream datiert werden, sondern spätere retrokalkulatorische Abfassungen sind, die einem neuen Rahmen entsprechen sollten.

Zudem grübelten die Alten, ob die biblischen Sonnen- und Mondwunder für Josua, Achaz und Christi Tod den Ablauf der Zeit und die Jahreszählung verändert haben. Indem Augustinus diese Frage gegen 400 bejahte [B. 937], erklärte er alle über Christi Passion hinausgehenden Rückrechnungen für hin-fällig.

8. Bischoffs Paläographie

Hier ist auf die Schriftsituation einzugehen. Bedas Hauptwerk *De Temporum ratione* ist noch in mehr als 100 Manuskripten erhalten, von denen gut 40 in die Zeit vor 900 datiert werden [Pedersen 58]. Wie steht es mit diesen Datierungen aus paläographischer Sicht?

Für Arno Borst lag die Sache auf der Hand. Er hält Bernhard Bischoff für den bedeutendsten Paläographen des späten 20. Jhs. [B. 1998, 160 f.], der obendrein früh mit der Gattung „Kalender“ und ihren editorischen Problemen befasst war [B. 21]. Bereits 1952 verfolgte dieser exzeptionelle Urkundenkenner die Schichtungen eines Textes aus dem späten 9. Jh. durch die Jahrzehnte und die Regionen des karolingischen Reiches. (Ähnliches leistete Baudouin de Gaiffier ab 1959). Bei den drei jüngsten Bänden Borsts ist Bischoff der am häufigsten zitierte Wissenschaftler. Doch Borst ist zutiefst davon getroffen, wie schlecht dieses für ihn unschätzbare Erbe verwaltet worden ist:

„Man möchte an der Wissenschaft vom Mittelalter verzweifeln, wenn man

nach dem Widerhall der wegweisenden Funde und Verfahren von Bischoff und de Gaiffier sucht“ [B. 1998, 162].

Bischoffs 100. Geburtstag (1906–1991) war am 20.12. Anlass für Würdigungen, die der Einschätzung durch Borst rundweg entsprachen. Der Gefeierte gilt als Begründer der Münchner Schule mittellateinischer Philologie.

„Die ‚Handschrift‘ war für diese Forscher das Herzstück einer, wie man heute sagen würde, interdisziplinären Kulturwissenschaft, mit der sich die folgenreiche Bildungsgeschichte der Zeit zwischen Antike und Mittelalter rekonstruieren ließ“ [Jostmann].

Dabei wurde allerdings auch Bischoffs ganz eigene Methode erläutert, die so nicht fortgesetzt werden konnte. Die Kritik stammt von dem promovierten Mediävisten Christian Jostmann:

„Mit einem einzigartigen visuellen Gedächtnis ausgestattet, konnte er schließlich Tausende Handschriften aufgrund ihrer Schriftform unterscheiden und allein durch die Besonderheit einzelner Buchstaben – die Krümmung eines ‚d‘, das Häkchen an einem ‚c‘ – zeitlich und räumlich einordnen. Nach dem Krieg wurde Bischoff, inzwischen als Professor in München zu Amt und Würden gelangt, daher zur ersten Adresse für Anfragen aus aller Welt. ‚Immer, wenn es ein Problem mit Handschriften gab‘, erinnert sich Karl Brunner, Direktor des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung in Wien, ‚hieß es: Da müssen wir Bischoff fragen.‘ Dabei waren seine Antworten mitunter unbequem.

Zum Beispiel konnte ein Forscher aufgrund des Inhalts zu der These gelangen, eine bestimmte Handschrift sei im 10. Jahrhundert in Salzburg entstanden. Wenn er dann bei Bischoff Bestätigung suchte, dieser jedoch aufgrund des Schriftvergleichs zu dem Ergebnis kam: ‚Nordwestfrankreich, 3. Viertel des 9. Jahrhunderts‘, dann hatte der Forscher ein Problem: Im Zweifel wog Bischoffs Autorität schwerer, **obwohl eigentlich kaum jemand sein Urteil nachprüfen konnte**. [... Einen] echten Nachfolger [...] hat der ‚Magier‘ nicht gefunden.“

Dies führt zum Kern heutiger Diplomatik und Paläographie. Ein ‚Magier‘ hat hier ein gewaltiges Pergamentreich errichtet, das er, aber auch nur er überblickte. Als junger Mann arbeitete er ab 1933 für Elias Avery Lowe (Loew), der für die Zeit bis 800 den Gesamtfundus von ungefähr 1.800 Handschriften dokumentiert hat. Bischoffs Neuansatz „resultiert aus der immanenten Schwierigkeit des Projektes von Lowe, für die Grenzziehung um 800 paläographische Datierungskriterien zu entwickeln“ [Michael]. Von Bischoff stammt die Gesamtzahl von über 7.000 Schriftzeugen aus dem 9. Jh. [ebd.]. Doch seine Forschungsmethode war nicht nur nach dem Urteil Jostmanns keine wissenschaftliche, sondern eine intuitive:

„Mit technischen Mitteln, bemerkt Bischoff in der Spätphase seines Werks, sei die Paläographie, die eine Kunst des Sehens und der Einfühlung ist, auf dem Wege, eine Kunst des Messens zu werden. Aus Wortlaut und Kontext dieses Zitats wird nicht ganz klar, ob hier Melancholie mitschwingt“ [Gumbrecht].

Seine Zuordnungskriterien waren einfühlsam, aber schwer reproduzierbar. Insofern kann sein Urteil nicht nachvollzogen, sondern nur 'geglaubt' werden. Damit erweist sich sein Werk als Sperrbalken für seine Disziplin: Weil ein Kenner im unkritischen Vertrauen auf das karolingische Zeitgerüst die Urkunden auf ihm verteilte, bleibt der von ihm gestaltete Raster für seine Epigonen unantastbar. Insofern fehlt der Handschriftenkunde, die doch ihre Prüflinge auf zehn Jahre genau datieren zu können glaubt und sich der C14-Methode bei weitem überlegen hält, die wissenschaftliche Basis!

9. Anhang

Indem die „karolingischen“ Kalenderschriften aus dem 8./9. ins 10. Jh. rücken, bleibt Borsts Werk als Steinbruch liegen, der selbstverständlich wertvolles Material birgt. Ich werte es in dem Bewusstsein aus, dass Borst im Gegensatz zu 1998 [15] mich der *Damnatio memoriae* unterworfen hat; diesmal darf Alexander Kluge [214 f.] die Phantomzeitthese mit einer kleinen Erzählung von einer guten Seite Länge vertreten [B. 116]. Borst hielt sich aber nicht wirklich an die Nichtung des Häretikers, trug er doch als Herausgeber auf jeder Seite Sorge für lateinische Vokabeln wie *ille, illis, illo, illos, illud, illius* oder *gar illic...*

9A) ZEITEINHEITEN

Schon auf der ersten Textseite erfahren wir bei Borst, dass das Frühmittelalter keineswegs nur schwankende Zeitmessungen grober Art besaß, sondern theoretisch 14 Teile der Zeit kannte:

„das Atom, den Moment, die Minute, den Punkt, die Stunde, den Vierteltag, den Tag, die Woche, den Monat, die Jahreszeit, das Jahr, das Jahrtausend (*saeculum*), das Zeitalter, die Welt“ [B. 1 laut *Computus Hibernicus*],

wobei 15 Atome 1 Moment ausmachen, 194.918.400 Atome 1 Jahr [B. 759]. Wir müssen uns also weniger wundern, wenn Martin Kerner in seiner jüngsten Publikation [2006, 355] bereits in der Bronzezeit und bei den alten Ägyptern eine Zeiteinheit von knapp 4 Minuten findet. Und das Gedicht des Leo von Vercelli, das Hans-E. Korth als Kronzeugen für Ottos III. Griff zum Uhrzeiger aufgespürt hat, spricht gerade davon, dass der Papst unter der Macht des Kaisers die „*saecula*“ gereinigt habe. Wenn *saeculum* nicht nur für Jahrhundert oder Menschenleben steht [Korth 414], sondern gerade in

computistischer Sicht für ein Jahrtausend [dito B. 374], dann wird noch klarer, dass Otto das zweite Jahrtausend nach Christi Geburt beginnen wollte.

9B) ZUR FESTLEGUNG DER JAHRESECKPUNKTE

Die Missionierung der Angelsachsen begann im späten 6. Jh. Doch schon als Heiden begingen sie als „Mutternacht“ den 25. Dezember, also den Tag, an dem Beda Venerabilis Weihnachten feierte [B. 43]. So wird noch plausibler, dass die Christen ihr Weihnachtsfest auf ein älteres heidnisches Fest, ob Mithrasgeburt und/oder keltisch, aufgepropft haben.

Der *Regensburger Protestbrief* von 809→979 wählte als Datum des Frühlingsäquinoktiums nicht den 25.3. der Lateiner und von Beda, sondern den 21.3. wie die Griechen und Dionysius Exiguus. Dazu musste sogar der Schöpfungsbeginn vom 18.3., wie ihn Beda gefordert hatte, auf den 21.3. [B. 1024] verschoben werden. Doch ein Nachtrag in der *Aachener Enzyklopädie* von 809 brachte dann neuerlich den 25.3., zusammen mit 24.6., 24.9. und 25.12. [B. 1104]. Die *Salzburger Enzyklopädie* hat 818→988 die Jahreseckpunkte genauso festgelegt [B. 1433]. War damals die Ostertafel des Dionysius bereits geschrieben?

9C) DER WIRRWARR UM DEN 21./25. MÄRZ

Seit Jahren weisen wir darauf hin, dass der Gregorianische Kalender auf den 21.3. von Caesar, nicht des Konzils von Nicäa zurückgreift. Nicäa bleibt wider besseres Wissen der wirklichen Kenner aus dem Umkreis der vatikanischen Sternwarte (Specola Vaticana) wie auch von Borst sakrosankt, selbst wenn gezeigt wird, dass man um 1582 herum ein astronomisch wahres und dazu ein politisch-kirchliches Frühlingsäquinox kannte [vgl. Frank 2005, 9].

Die Schwierigkeiten stammen aber auch noch aus anderen Ursachen. Die christlichen Computisten legten gerade auf diese Zeit des Jahres viele für sie relevanten Ereignisse, und dies im Wechselspiel zwischen 21.3. und 25.3. – auch wenn Voigt [2005, 429] meint: „der 21. März ist nämlich kein Datum mit einer eigenen kultischen, mystischen oder kalendertechnischen Bedeutung“.

- 21.3.** Frühlingsäquinox, griechisch gerechnet [B. 356]
 - 1. Schöpfungstag nach dem *aquitaischen Vorwort* [B. 354]
 - Erschaffung des Vollmonds [B. 943]
 - Mondsprung, von Beda empfohlen [B. 1211]
 - Todestag des hl. Benedikt (s.u.)
- 22.3.** untere Ostergrenze
 - Kreuzigung Christi, Variante [B. 1041]
 - Mondsprung, von Dionysius empfohlen [B. 407, 813]
 - Sonnenschalttag nach Comp. Hib. [B. 411]
 - 1. Schöpfungstag nach Pseudo-Athanasius [B. 344]

- 23.3. Adams Erschaffung nach Claudius und Ado v. Vienne [B. 1337, 1341]
Kreuzigung Christi nach Claudius und Ado [B. 1337, 1341]
- 25.3. Frühlingsäquinox, römisch gerechnet bzw. nach Beda [B. 356]
1. Schöpfungstag gemäß Victorius [B. 344, 908]
Empfängnis Christi (Verkündigung des Herrn) [B. 422, 936]
Kreuzigung Christi, Variante [B. 1127].

9D) WANN WAR DAS JAHR VON CHRISTI GEBURT?

Wie zu zeigen war, ließ sich bis zum Jahr 1800 der Abstand zwischen Cäsars Kalenderreform und Christi Geburt schwer präzisieren [Illig 2006c, 550]. Diesmal verweise ich – wiederum dank Peter Hahn – auf ein Buch von 1792 mit dem eher barocken als aufklärerischen Titel:

„Periodisch-synchronistische Tabellen zur Universal-Geschichte, eingerichtet nach des Herrn Joh. Matth. Schröck fürtreffl. Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte, zum Gebrauch für die Jugend. Von Wilhelm Friederich Gerken, Königl. Etats-Prediger und Pastor an St. Wilhadi in Stade; Hamburg.“

Es bringt auf S. 24 den Hinweis:

„So erbarmte sich Gott des menschlichen Geschlechtes, und erfüllte seine Verheissungen von der Erscheinung des Erlösers der Welt, Jesu Christi, 754 Jahr nach der Erbauung von Rom“

mit der Marginalie „3983. [Jahr der Welt]“.

Dies ist innerhalb der Schöpfungsrechnung eine Abweichung von 40 Jahren zu Beda, von 11 Jahren zu Ussher. Ein Franz Wagner spricht dagegen vor 1749 in seiner *Einführung in die Universalgeschichte* [88] von der Eroberung Ägyptens durch Augustus:

„im 4023sten der Welt, vor Christi Geburt im 30sten, von Erbauung Roms in dem 723sten, und von dannen werden die Jahre deren Kaysern gezehlet“.

Hier liegt Christi Geburt im 4.053 Jahr AM und damit exakt 100 Jahre später als bei Beda – so fließend waren noch im 18. Jh. die Datierungen.

Auf S. 166 wird hervorgehoben, dass die beiden byzantinischen Schöpfungsären die Geburt entweder auf 8 *vor* oder auf 8 *nach* Chr. gelegt haben. Borst belehrt uns, dass ein spätere Bischof von Turin, Claudius, es 814 wagte, für die Auferstehung das Jahr 31 n. Chr. und nicht 33 zu nennen, „weder Tag noch Jahr stimmten zu den Lehren der Aachener Enzyklopädisten“ [B. 62], die gerade erst 5 Jahre niedergelegt waren. Auch damals herrschte Unsicherheit.

Ebenso große Unsicherheiten bestehen in Großbritannien, was die Datierung der *Historia Brittonum* angeht. Wie uns Renate Laszlo in diesem Heft (S. 99 ff) mitteilt, ist bis zum 10. Jh. nichts über diese Chronik bekannt. Doch

die Selbstdatierungen ihrer Manuskripte sprechen von 796, 800, 816, 831, 879, 912 und 976 Jahren nach Geburt oder Kreuzigung Christi. Dieser Wirrwarr kann am Rückfälschen in fiktive Zeiten liegen, aber auch daran, dass die Zeit ab dem Leben und Sterben Christi damals schwer zu beziffern war.

Benedikt von Nursia, als zweiter Vater des Abendlandes ebenfalls der Fiktionalität überführt [vgl. Illig 1994], machte mit seinem Todestag am 21.3., einem Karsamstag, enorme Probleme. Der Benediktiner Abbo von Fleury sah um 980, dass laut Bedas Ostertafel allenfalls der 21.3. 509 als Todestag in Frage kam; doch Benedikt hatte Montecassino erst 529 gegründet und sollte, laut damals noch nicht vorliegendem Brockhaus, „549 (?)“ gestorben sein. Isidor v. Sevilla sah Benedikts Leben noch unter Kaiser Justinian, Beda dagegen unter Kaiser Justin [B. 92]. Daraus lässt sich schließen, dass der für das Leben Benedikts 'zuständige', da ganz allein über ihn berichtende Pseudo-Gregor seine einschlägigen *Dialogi* noch nicht geschrieben hatte – das steht im Einklang mit meiner Umdatierung dieses lange unerkannt gebliebenen Schreibers von der Zeit um 600 respektive 700 in die Zeit von 1150–1190 [Illig 1994, 33].

„Somit mußte [kurz vor 1000] aufgrund dieses einen lebenszeitlichen Datums die gesamte dionysianisch-bedanische Zeitskala der Inkarnationsjahre um 21 Jahre verschoben werden“ [B. 97].

Abbos Vorwurf war: „Beda hatte die Kalenderjahre zwar richtig abgezählt, aber falschen historischen Daten zugeteilt“ [B. 1990, 47]. Sigebert von Gembloux überarbeitete 1092 das Kalkül Hermanns des Lahmen und stellte fest:

„Dionysius Exiguus und Beda Venerabilis hatten den Ursprung der Welt und die Geburt Jesu Christi falsch aufeinander bezogen; die bedanische Weltära war um 8, die dionysianische Inkarnationsära sogar um 21 Jahre zu korrigieren“ [B. 102].

Nach 1095 gab es eine anonyme Neuberechnung von Christi Geburtsjahr; „sie kreidet, wie die Schrift Hezelos von Cluny (Pg), Dionysius Exiguus und seinen Anhängern grundlegende Irrtümer an“ [B. 270]. Der Stiftsgeistliche Heimo von Bamberg ging 1134 noch weiter. Aus seiner Sicht verwechselte die Komputistik

„seit Dionysius Exiguus das Geburtsjahr Christi mit seinem Kreuzigungsjahr 33 Jahre danach; deshalb zählten die Geschichtsschreiber in den ersten 5 Jahrhunderten alle Jahreszahlen verkehrt“ [B. 102].

Heimo datierte die Geburt Christi noch 33 Jahre früher als Abbo von Fleury.

„Die neue komputistische Quellenkritik übte zugleich fundamentale Selbstkritik; sie erschütterte nicht nur die Glaubwürdigkeit der karolingischen, ja, der gesamten lateinischen Überlieferung, sondern auch das Vertrauen auf künftige Fortschritte der christlichen Wissenschaft“ [B. 103]

Reiner von Magdeburg errechnete in seinem *Computus emendatus* den Fehler im metonischen Zyklus (1 Tag in 228 Jahren); er konnte 1171

„der dionysianisch-bedanischen Komputistik erhebliche Fehler nachweisen, die sich in je 315 Jahren zu einem Tag summierten. Aus dieser negativen Kritik, die schon Abbo von Fleury vorgebracht hatte, sollten nun endlich positive Folgerungen gezogen werden“ [B. 103].

Die Komputisten waren also Ende de 12. Jhs., wenn nicht sogar schon Anfang des 11. Jhs. (Abbo) so weit, präzise alle Oster- und Finsternisdaten zu retrokalkulieren. Nachdem die Ostertafeln nur Chaos verbreiteten, nachdem aus den Herrscherlisten keine zuverlässige Jahresreihe von Christus bis ins Mittelalter hinein zu gewinnen war und vor allem die Einpassung der vermeintlich eigenen Zeit im frühen 9. Jh. nicht gelang (vgl. S. 173), wird der Verdacht dringend, dass erst ab der ersten Jahrtausendwende, ab Gerbert von Aurillac und Abbo von Fleury der genaue Abstand zu Christi Geburt über Rückrechnungen des Osterzyklus festgelegt worden ist.

Wenn heutige Computerprogramme und Voigts Rückrechnung [2005] sauber zu 525, zu Dionysius Exiguus, zum (freilich gar nicht datierten) Kalenderstein von Ravenna und zum Stein des Hippolyt führen, dann ist das mit Sicherheit nicht einer stets zahlentreuen Tradierung über die Jahrhunderte gedacht, keiner peniblen Aneinanderreihung von Kalenderskalen und stetig verbesserten Ostertafeln, schon gar keiner päpstlichen Regentenliste, sondern Rückrechnungen nach der Phantomzeit. Damals ließ sich der Ostermond und Ostern so retrokalkulieren, dass frühere Ostertafeln trotz vieler innerer Unstimmigkeiten einigermaßen richtig in die Jahresreihe eingeklinkt werden konnten – wie auch Kaiser, Könige und Päpste. Verstärkt wird dieser Verdacht dadurch, dass die frühen Protagonisten unserer christlichen Zeitrechnung – ob Philocalus, Polemius, Dionysius oder Beda – keineswegs traditionsbildend gewirkt haben, sondern diese Datierung erst nach 1000 zu weiter Verbreitung fand. Die Manuskriptlage (s. Beauforts Filocalus auf S. 152) kann diese Verdachtsmomente keineswegs entkräften.

9E) ZEITRECHNUNG NACH CHRISTI GEBURT

Borst hebt in seinem Plinius-Buch *Furius Philocalus* (354) hervor, weil der lange vor Dionysius Exiguus (525) auf Christi Geburt als Bezugspunkt rückgerechnet hat. Nun wird von Borst mit Polemius Silvius ein weiterer Kalkulator genannt (~450), der ebenfalls vor Dionysius den Abstand zu Christi Geburt genannt hat [B. 39, 42]. Keiner von den drei war nach herrschender Lehre irgendwie schulbildend; das Verdienst dafür bleibt bei Beda auch dann, wenn er nun ins 10. Jh. umdatiert wird. Es wird aber zu prüfen sein, in wie weit gerade die ausschließlich sehr späten Kopien des Philocalus – siehe den Hinweis von Jan Beaufort auf S. 152 – für ein 4. Jh. bürden können.

Auch für Dionysius Exiguus stehen die Zeichen eher auf Gelb. Da Werner Frank und ich uns wechselweise auf Pedersen verweisen, will dessen Bemerkung berücksichtigt werden, dass sich die neue dionysische Ära nur langsam bei Christen und Nicht-Christen durchgesetzt hat:

„Davon hatte Dionysius keine Vorahnung, wie es ihm zum Beispiel auch nicht einfiel, *seine eigenen Briefe* nach dem neuen Grundsatz zu datieren“ [Pedersen 51].

Selbst sein 532-jähriger Osterzyklus ist keine Übernahme aus der Antike, ungeachtet dessen, dass die Zahl als solche im Pantheon ablesbar ist [Voigt 2005, 453]. Er trat überraschenderweise eher per Zufall ans Licht, wie Olaf Pedersen [1983] als Chefastronom des Vatikans 1982 ausgeführt hat. Victorius stellte anno 457 seine Ostertafel zusammen, indem er von einem Sonntag, dem 25.3. als erstem Schöpfungstag und der Erschaffung des Vollmondes am 28./29.3. ausging. Weil die Passion Christi ins AM 5229 datiert wurde, ließ sich ermitteln, dass Christus im 276. metonischen Zyklus à 19 Jahre an einem 26.3. gestorben war. Von da aus ließen sich die Osterdaten für die nächsten 430 Jahre bis zu Victorius' eigener Gegenwart (457) errechnen. Indem er die Daten für die nächsten Jahre festlegte, stellte er fest, dass sich nach $430 + 102 = 532$ Jahren die Osterdaten wiederholten.

„Auf diese seltsame Weise wurde der berühmte 532-Jahres-Zyklus entdeckt. Obwohl es uns unglaublich erscheinen mag, doch es gibt keinen Hinweis in Victorius' Text auf die Tatsache, dass $532 \text{ Jahre} = 19$ (die Periode von Nisan 14) $\times 4$ (Periode des Schaltjahres) $\times 7$ (Periode der Sonntage) oder dass er seine experimentelle Zyklus-Herleitung durch diese einfache Relation untermauert hätte. Daraus müssen wir schließen, dass der erste wahre Osterzyklus fast durch Zufall entdeckt worden ist“ [Pedersen 48].

(Voigt [2006, 744] bestätigt dies indirekt in einer Fußnote.) Der Zyklus des Victorius reichte bis 559. Doch eine Schwäche dieses Zyklus war, dass seine Osterdaten nicht immer innerhalb der traditionellen Ostergrenzen von Rom lagen. Und für 526 fiel das Osterdatum mit dem 14. Nisan der Juden zusammen, was auf keinen Fall sein durfte. Der nun durch den Papst eingeschaltete Dionysius setzte nicht bei Victorius an, sondern bei einer Ostertafel von Cyrill, die (1 \times 19) von 512 bis 531 lief. Dionysius rechnete nur 95 Jahre weiter (5 \times 19), indem er behauptete, dieser 19-Jahres-Zyklus sei 325 auf dem Konzil von Nicäa festgelegt worden. Er knüpfte aber nicht direkt an Cyrills 531 an, sondern um 1 Jahr versetzt, womit seine ersten 19 Jahre von 532–550 liefen. Als Begründung gab er an, sich nicht wie Cyrill auf Diokletian (284; und auf die Passion Christi im Alter von bereits 30 an einem 25.3.) beziehen zu wollen, sondern auf Christi Geburt, die damals auf AM 5199 lag. Doch für

Pedersen, dem hier gefolgt worden ist, ist das alles andere als klar [ebd. 51]. Er vermutete, dass Dionysius in seiner Tafel das Osterfest von 563 am 25.3. (15. Nisan) fand, genauso wie 532 Jahre früher AD 31, woraus sich bei einem unterstellten Lebensalter Christi von 30 Jahren die Geburt AD 1 ergab (Voigt geht hingegen – es soll ja passen – vom Jahr 1 v. Chr. = astron. 0 aus [Voigt 2005, 438]). Pedersen [51] ist sich der Vagheit dieser Überlegungen bewusst:

„Diese Erklärung ist jedoch nur eine Vermutung; es wäre hier ebenso nutzlos, dieser Frage nachzugehen wie dem ewig dauernden Disput über die Unmöglichkeit, die dionysianische Ära mit der Information in den Evangelien über die Zeit von Christi Geburt in Einklang zu bringen“.

9F) CHRISTI TOD

Für die Kreuzigung brauchte es Mondalter 15 und Freitag, doch das war in den Inkarnationsjahren 33 oder 34 nicht zur Deckung zu bringen. Dies beschäftigte Beda [B. 1041] und führte später dazu, das astronomische Äquinoktium auf die 12. Kalenden des Aprils vorzuverlegen, also auf den 21.3. [B. 1043], obwohl Beda selbst den 25.3. vertreten hatte. Die *aquitaine Weltjahresberechnung des Claudius* von 814 legte sowohl Adams Erschaffung wie Christi Kreuzigung auf den 23.3. [B. 1337]. Dasselbe tat dann auch Ado von Vienne um 866 [B. 1341].

9G) NICÄA UND DIE OSTERGRENZEN

Der Pariser Universitätslehrer Johannes von Sacrobosco warnte seine Zeitgenossen um 1235 davor, am Kalender etwas zu ändern, „denn er sei festgelegt seit 900 Jahren, seit dem Konzil von Nicaea“ [B. 106]. Borst selbst spricht einmal mehr von den „vermeintlichen Osterbeschlüsse[n] des ökumenischen Konzils von Nicaea 325“ [B. 377 f.; vgl. B. 1027], wohl wissend, dass seine karolingischen Pergamente auf das Konzil von Nicäa rekurrieren [B. 1036]. Diesem wurden auch die Ostergrenzen 22.3. und 24.4. respektive 25.4. (ein Streitfall) zugerechnet, wobei es nicht nur den Bezug auf das kleinasiatische Nicäa gab, sondern auch auf ein „concilium Romanorum“ [B. 949].

Angemerkt werden kann die bislang früheste Nennung des 21.3. als Frühlingsäquinoktie. Sie stammt von Eusebius von Caesarea, der einen Brief von Bischof Dionysius dem Gr. an die mutmaßlichen Suffraganbischöfe Flavius, Domitius und Didymus bestätigt. Demnach war sich Bischof Dionysius des 21.3. bewusst. Da er bereits um 264 gestorben ist [Pedersen 30 f.], hätte sich das Konzil von Nicäa einem älteren, alexandrinischen Brauch angepasst (den wir für Caesar fordern), so es überhaupt eine Entscheidung getroffen hätte.

9H) WELTANFANG

Die Frage nach dem Zeitpunkt des Frühlingsbeginns wird durch die Frage nach den Erschaffungstagen der Welt überlagert. Da wurde schon darüber gestritten, ob das Licht am 1. oder am 4. Schöpfungstag erschaffen worden war [B. 1426]. So gab es auch eine Meinung, wonach der Vollmond an einem 21.3. erschaffen worden sei [B. 943]. Weiter kompliziert wurde das Datieren, weil Beda auch den Mondsprung auf den 21.3. gelegt wissen wollte [B. 1211]. Der Mondsprung selbst war ein Riesenproblem, wuchs er doch nach damaligen Berechnungen binnen 6.935 Jahren zu einem ganzen Jahr an [B. 1212].

9I) WELTENDE

Im *burgundischen Lehrgespräch* wird festgehalten, dass es sich um Weltjahr 5928 und das Inkarnationsjahr 728 handelt, weshalb bis zur Weltdauer von 6.000 Jahren noch 72 Jahre Frist bleiben. „So wortkarg alle Zeugen blieben, sie nahmen diese Frist nicht so leicht, wie KRUSCH [...] unterstellt“ [B. 374; ähnlich 415]. Es geht hier wieder einmal um das Phänomen, dass fränkische Beobachter sehenden Auges, doch seelenruhig dem Weltende entgegen schritten – erklärbar nur damit, dass sie erst *nach* dem konstruierten Weltende 800 geschrieben haben. So scheint Alcuin ganz kaltblütig noch 798 dem Weltende bei 800 zuzuneigen [B. 775, 776]. Dagegen gab es auch andere Komputisten, die Christi Geburt auf AM 5470 setzten und somit das dräuende Weltende schon erfolgreich hinter sich gebracht hatten [B. 793 f.].

Direkt nach 800 schreiben die Chronisten ungerührt weiter, als hätte niemals die Welt untergehen können, etwa die Verfasser der *Lorscher Annalen* von 803 oder der Kölner Komputist, 805. Sie wussten, dass die von Eusebius und von Hieronymus bei AM 5200 fixierte Geburt Christi und das dadurch fixierte Jahrtausende bei 800 überschritten war, zogen aber keine Konsequenz daraus. Sie wandten sich nicht einmal der bedanischen Rechnung zu, die Christi Geburt ins Jahr AM 3952 legte [B. 952]. Einhards Karlsvita von ca. 840 zählte die Jahre weder nach Schöpfung noch nach Christi Geburt [B. 953].

9J) FRÜHLINGSÄQUINOKTIE

Borst stellt wiederholt klar, dass nach griechischer Ansicht dieser Tag auf den 21.3. fiel, nach römischer Art auf den 25.3., [auch B. 393], auch die Merkregel: Jahreseckpunkte immer an den 12. Kalenden für die Griechen, an den 8. Kalenden für die Römer [B. 449; vgl. Illig 2006b, 199]. Erstaunlicherweise gab es auch wundersame Naturphänomene, die den 21.3. bestätigten. So wächst oder schwindet der Schimmer des persischen Mondsteines je nach Mondstand – eine Plinius-Fehlinterpretation – und bestätigte erstaunlicherweise die nicaeanischen Osterfristen. Dasselbe leistete das Quellwunder von Melitana („Illic

perparva ...“), während spanische Quellwunder noch die Ostertafel des Victorius bestätigt hatten [B. 399]. Solches berichtet das neustrische Streitgespräch von 737. Gregor von Tours erkannte aus zwei solchen Quellwundern von 577 und 590, dass er Ostern richtig angesetzt hatte [B. 110, 28]. Bislang kannten wir nur das neapolitanische Blutwunder (Nach der Gregorianischen Kalenderreform „fügte sich das Blut gelehrig in die neue Ordnung“ [Illig 2006d, 775]). Demnach ist nicht nur Blut „ein ganz besonderer Saft“, sondern auch Wasser.

Literatur

- Bautz = Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (2007) www.bautz.de/bbk
- Beaufort, Jan (2007): Filocalus im LexMA; in: *ZS* 19 (1) 152-155
- Birken, Andreas (2002): Byzantinische Phantomzeit und Islam; in: *ZS* 14 (3) 488-511
- (2006): Phantomzeit und Osterrechnung; in: *ZS* 18 (3) 748-764
- Bischoff, Bernhard (1979/1986): Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters; Berlin
- Borst, Arno (1989): Astrolab und Klosterreform an der Jahrtausendwende; Heidelberg
- (1990): Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas; Berlin
- (1995): Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments; Heidelberg (Zweitaufgabe gegenüber 1994 verbessert)
- (1998): Die karolingische Kalenderreform; Hannover
- (2001): Der karolingische Reichskalender und seine Überlieferung bis ins 12. Jahrhundert; Hannover
- (2004): Der Streit um den karolingischen Kalender; Hannover
- (2006, Hg.): Schriften zur Komputistik im Frankenreich von 721 bis 818; Hannover
- Breyer = Theophanes (1964): Bilderstreit und Arabersturm in Byzanz. Das 8. Jahrhundert (717–813) aus der Weltchronik des Theophanes, übersetzt, eingeleitet und erklärt von Leopold Breyer; Graz u. a.
- Frank, Werner (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in: *ZS* 17 (1) 4-14
- Fried, Johannes (2006): Wie viele Jahre vergingen seit der Fleischwerdung des Herrn. Was ist Zeit? Leben, Kalender und Welt; Arno Borsts großartige Edition von Schriften zur Komputistik im Frankenreich; in: *Süddeutsche Zeitung*, 28.11.
- Gerken, Wilhelm F. (1792): Periodisch-synchronistische Tabellen zur Universal-Geschichte, eingerichtet nach des Herrn Joh. Matth. Schröck fürtreffl. Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte, zum Gebrauch für die Jugend. Von Wilhelm Friederich Gerken, Königl. Etats-Prediger und Pastor an St. Wilhadi in Stade; Hamburg
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2006): Inseln des Verstehens. Der Mittelateiner: Lebenswerk und Lebensform die Philologen Bernhard Bischoff; in: *FAZ*, 20.12.
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2004): Wann lebten die Pharaonen? Gräfelting
- Illich, Ivan (1991): Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos [von St. Viktor] »Didascalicon«; Frankfurt am Main (engl. 1990)

- (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
 - (1997): Arno Borst contra Ivan Illich und eine Schlichtung; in: *ZS* 9 (3) 330-343
 - (1998): Borsts Kalenderreform. Auf höchstem Niveau gescheitert? in: *ZS* 10 (4) 648-657
 - (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? München (erst ab der 5. Auflage, 2003, sind zahlreiche Druckfehler der Erstausgabe bereinigt)
 - (2001): Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese; in: *ZS* 13 (3) 513-523
 - (2006a): Karlsevolutionen und Karlskuriosa; in: *ZS* 18 (1) 146-163
 - (2006b): Aufhellungen um Caesars Frühlingspunkt. Das republikanische Rom ohne fixe Chronologie; in: *ZS* 18 (1) 199-207
 - (2006c): Chronologie aus der Sicht von 1800 – Johann Jahn; in: *ZS* 18 (3) 547-550
 - (2006d): 297 Jahre – zur Länge der Phantomzeit; in: *ZS* 18 (3) 765-776
- Jostmann, Christian (2006): Klöster im Netz. Bernhard Bischoff und die Digitalisierung alter Handschriften; in: *Süddeutsche Zeitung*, 20.12.
- Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra; Gräfelting
- Kluge, Alexander (2000): Über Kalender-Reform; in: *Chronik der Gefühle*. Bd. 1, 124 f.; Frankfurt am Main
- Korth, Hans-Erdmann (2006): Ein Schreiben des Leo von Vercelli; in: *ZS* 18 (2) 410-416
- Laszlo, Renate (2006): Rätselhafte Zeitsprünge in England; in: *ZS* 18 (3) 677-691
- (2007): Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*. Die Identität zwischen Ambrosius Aurelianus und Arthur; in: *ZS* 19 (1) 94-104
- Mango/Scott = Theophanes (1997): *The Chronicle of Theophanes Confessor. Byzantine and Near Eastern History AD 284–813*. Translated with Introduction and Commentary by Cyril Mango and Roger Scott with the assistance of Geoffrey Greatrex; Oxford
- Michael, Bernd (o.J.): Bibliographie Bernhard Bischoff und Verzeichnis aller von ...
http://www.bsz-bw.de/depot/media/3400000/3421000/3421308/99_0008.html
- Pedersen, Olaf (1983): *The Ecclesiastical Calendar and the Life of the Church*; in: G.V. Coyne, M.A. Hoskin/ O. Pedersen (1983): *Gregorian reform of the Calendar. Proceedings of the Vatican Conference to commemorate its 400th anniversary 1582 - 1982*; Città del Vaticano
- Voigt, Ulrich (2005): Über die christliche Jahreszählung; in: *ZS* 17 (2) 420-454
- (2006): L= 0; in: *ZS* 18 (3) 741-747
- Wagner, Franz (o.J.; vor 1748): Einleitung in die Universal-Histori. Zum Gebrauch der sechs untern Schulen in denen Gymnasiis der Provinz Oesterreich der Societät Jesu. Dritter Theil. Einleitung in die Römische Histori, Kriegs-Sachen der Stadt Rom. Von einem Priester bemeldter Gesellschaft zusammen getragen; Wien (F. Wagner 1675–1748)
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit; in: *ZS* 12 (3) 419-448

Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk ! Ein Kernbauwerk der Karolingerzeit erweist sich als Hirngespinnst Gerhard Anwander

„Wenn wir heute die Karolingische Zeit als eine große, schöpferische Kunstperiode verstehen, so hat die Kenntnis des Westwerks entscheidend dazu beigetragen“; so Hans Erich Kubach in *Romanik* aus der Reihe *Weltgeschichte der Architektur* [1986, 17].

Die Kunsthistorikerin Dagmar von SCHÖNFELD DE REYES [= SdR] hat sich in ihrer Dissertation von 1999 (Kunsthistorisches Institut der Universität Bonn; Prof. Dr. Hugo Borger, † 2004) in verdienstvoller Weise der Klärung der Westwerkproblematik gewidmet: Entstehung, Aufstieg und Fall des karolingischen Westwerkes ist in ihrem Werk gut nachzuvollziehen. Da sich der Autor mit seiner Partnerin seit einiger Zeit mit Westwerken bzw. Westbauten beschäftigt und u.a. in einigen dieser Bauten einen römisch-spätantiken Ursprung vermutet (s. *Zeitensprünge*-Vortrag in Kassel, 2006), fühlt er sich verpflichtet, mithilfe dieser Dissertation in Sachen Westwerk erst einmal reinen Tisch zu machen.

Der Leser bekommt dabei Einblicke in das Kunsthistorikertreiben im späten 19. und im 20. Jh., lernt diverse Ausprägungen der Karolingerhysterie kennen und darf sich als Freund und Kenner kritischer Wissenschaft und Chronologierevision das ein oder andere *amuse geule* der Kunsthistorikergeschichte auf der Zunge zergehen lassen.

Da das „karolingische Westwerk“ als *das* architektonische Schöpfungswunder der Karolinger schlechthin gilt, sollen hier die Arbeitsergebnisse von v. SCHÖNFELD DE REYES ausführlich dargelegt werden. Im Folgenden geben viele meiner Ausführungen ihre Erkenntnisse wieder, auch wenn sie nicht immer explizit zitiert sind.

Vorspiel: Das Westwerk zu Corvey wird Monument ruhmreicher deutscher Vergangenheit

Im späteren 19. Jh. erfand der Kunsthistoriker Josef Bernhard NORDHOFF diesen Begriff eher beiläufig in Zusammenhang mit der Würdigung anderer – militärischer – Werke wie: „*Bolwerk*“, *Erdwerk*, *Ringwerk*, *Vorwerk* usw. Er ließ sich dabei offensichtlich von den festungsartigen Auftürmungen im Westen so manchen romanischen Baues beeindrucken und wies so auf einen

Aspekt des romanischen Kirchenbaues hin, der möglicherweise auch einmal bestand: den militärischen!

Schnell bekommt das Ganze bei ihm einen nationalistischen Anstrich. Denn nach v. SCHÖNFELD DES REYES muss diese Begriffsprägung vor dem Hintergrund des wilhelminischen Zeitalters gesehen werden: Frankreich wurde 1871 besiegt und das mythische Deutsch- und Germanentum, seit Napoleon entzündet, flammte wieder hoch auf. So kam Corvey ins Visier dieser Betrachtungen [SdR 14]:

„Anhand der weiteren Corveyer Baugeschichte bemüht sich Nordhoff, ein historisch konkreteres, jedoch stark idealisiertes Mittelalterbild vor Augen zu führen: In den zu diesem Zweck entworfenen Szenerien schaffen ‚gottbeseelte, thatenfrohe Mönche‘ mit ‚patriotischem [!] Hochgefühle‘. Es ist von des ‚sächsischen Hauses Thaten‘ die Rede und von der ‚Herrlichkeit Sachsens‘, von ‚Ruhm und Ueberfluss des Landes‘, in dem ‚Könige und Grosse‘ und eine ‚glänzende Reihe von Oberhirten‘ walten. Otto der Große erweist ‚dem Kloster gewiss die glänzendsten Proben der Huld‘.“

Corvey (Abb. 1) wurde damals zu einem Monument deutscher Geschichte hochstilisiert [SdR 14]:

„Die Corveyer Westturmgruppe konnte somit als Symbol einer glanzvollen nationalen Vergangenheit eine neue Bedeutung und eine neue Würdigung erfahren. Bezeichnungen wie ‚erhabenes Denkmal und [...] beredter Zeuge‘ und ‚des ganzen Vaterlandes Zierde‘ lassen keinen Zweifel an Nordhoffs Intention, das Corveyer ‚Westwerk‘ als Denkmal einer großen deutschen Geschichte erscheinen zu lassen.“

Corvey wurde so zum Nationaldenkmal, das allgemein verschiedene Kriterien zu erfüllen hatte: schön als Bau und in schöner Landschaft gelegen; weit-hinwirkend, monumental, erhaben usw. hatte es zu sein und nicht zuletzt: solide! So lobt NORDHOFF besonders die Vorzüge des massiven Steinbaues gegenüber Holzbauten, seine Massigkeit, seine Wuchtigkeit, Stämmigkeit, „das Westwerk“ ‚wankt noch heute nicht““ [SdR 17].

Wurden in meiner Arbeit [ANWANDER 2005] über Peter F. J. MÜLLER Diplommatik und Germanistik in ihrem Nationaltaumel geschildert, so kann man hier lernen, dass auch mancher Kunsthistoriker im 19. Jh. mittaumelte. Man gab sich mit den markigen Charakterisierungen „deutscher“ Bauwerke sozusagen staatstragend und gewann damit sicherlich an Ansehen in der gebildeten Öffentlichkeit und bei den Geldgebern in Staat und Gesellschaft. So weit, so gut oder so schlecht: Denn für eine Wissenschaft, die an der Wahrheit interessiert ist, sind derartige Idealisierungen allemal fatal, wie sich zeigen wird.

So wundert es nun weniger als bisher, wenn man vernimmt, dass es nach Aussagen von Personen vor Ort (Corvey) es heute noch ein Tabu ist, Heribert

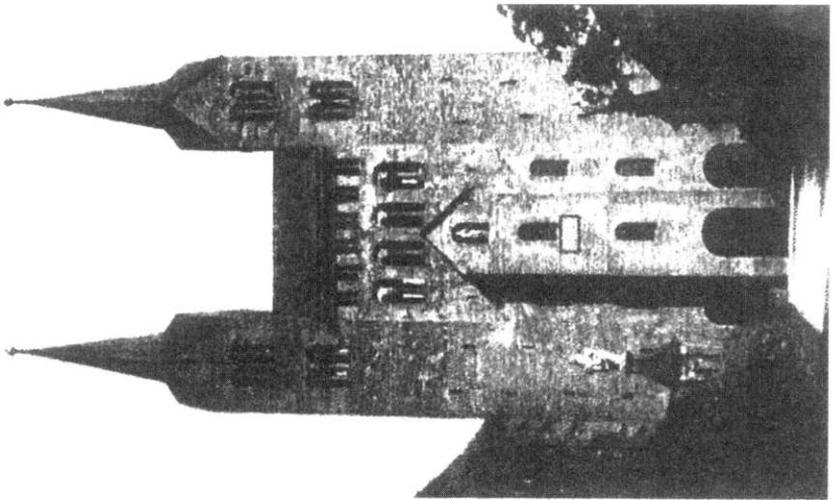
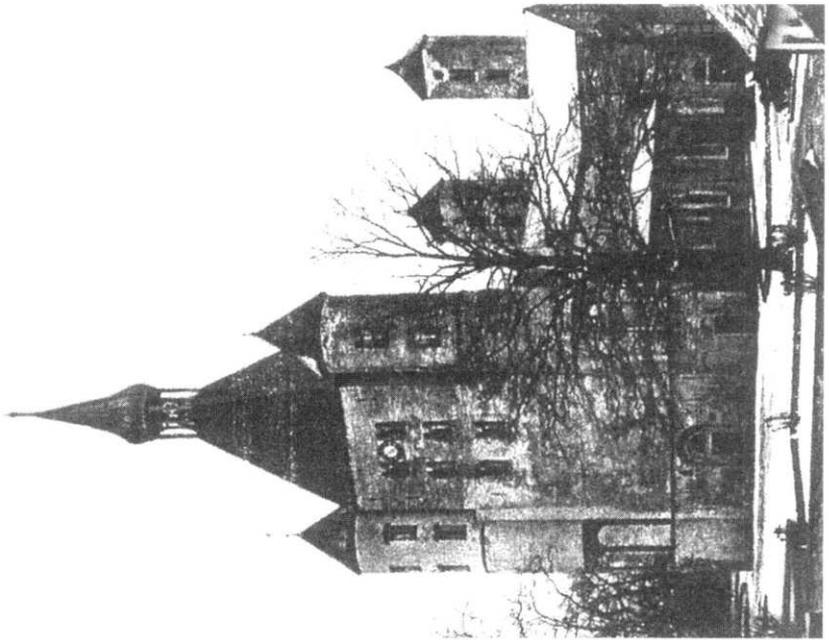


Abb. 1: Corvey, Westwerk/Westbau, heutiger Zustand [Internet]

Abb. 2: Freckenhorst, Stiftskirche, als Beispiel für den festungsartigen Charakter romanischer Westbauten [Internet]

KLABES zu zitieren – hat dieser doch plausibel herausgearbeitet, dass der Kern des von NORDHOFF so gelobten germanisch-trutzigen „Westwerkes“ ausgerechnet ein Bau der ‚Feinde‘, nämlich der Römer sein dürfte und die ‚Trutzigkeit‘ nicht zuletzt dadurch entstand, dass diese Römer hier ihren Zementmörtel für opus signinum bzw. opus caementitium verwendet haben! Die List der Vernunft waltet manchmal in perfider Weise. Zum Trost für im Nationalstolz Gekränkte sei erwähnt, dass wenigstens „Hermann der Cherusker“ mit seinem Sieg über diese feindlichen Baumeister noch nicht demontiert ist, wenn jener auch nichts mit ‚uns Deutschen‘ zu tun hat.

Und nicht einmal der sonst so kritischen D. v. SCHÖNFELD DE REYES scheint dieser Befund geläufig zu sein; sie zeigt sich damit selbst noch als Opfer der Strömungen, die sie verdienstvollerweise in ihrer Arbeit weitgehend entlarvt hat. Denn schon ein Blick in die Freskenreste der Obergeschosse von Corvey müssten einen kritischen Kunsthistoriker stutzig machen: Hier finden sich eindeutig römisch-antike Motive (z.B. Odysseus und Skylla, Venus, Amor und eine Sphinx; Abb. 3) und eine ebensolche Stilistik. Aber in der offiziellen Literatur wird stur behauptet, dass diese karolingischen Ursprungs wären, wobei Odysseus in geradezu peinlicher Weise zum christlichen [!] Helden verklärt wird, der durch das „böse Meer“ der „sündigen Welt“ fährt [H. CLAUSEN in STIEGEMANN/WEMHOFF 585]! Doch sehen wir weiter, was aus unserem ‚germanischen Trutzwestwerk‘ herausgeholt wird.

Akt 1: Aufstieg des *Westwerks*: Corvey und Centula

Wilhelm EFFMANN (1847–1917) war ein deutscher Architekt und Bauhistoriker, der sich der vereinzelt Kritik am euphorischen Stil Nordhoffs nicht anschloss, sondern den Begriff *Westwerk* aufgriff. Im Rahmen der flächendeckenden Inventarisierung der deutschen Baudenkmäler um 1900 fielen immer öfter die recht unterschiedlichen Gestaltungen von Westbauten auf: Ihre Interpretation blieb unbefriedigend. Hier schritt EFFMANN zur Tat, indem er aus dem Begriff *Westwerk* einen weithin strahlenden Leuchtturm der karolingischen Kunst- und Architekturgeschichte erschuf, an dem sich alle Karolingerliebhaber gerne orientierten und noch orientieren.

EFFMANN grenzte sich fast schon polemisch von anderen Autoren (u.a. Georg DEHIO) ab, die von Westchören sprachen, und lobte das Westwerk zum eigenständigen Bauwerktypus aus: Es sei eine Art von Westkirche mit Zentralbaucharakter, das in klarem Gegensatz zu dem ungeteilten Querraum eines Westquerschiffes stünde.

Diese Westwerksdefinition wurde von der Forschung ebenso schnell und breit akzeptiert, wie die Voraussetzungen – bei Nähe betrachtet – dürftig waren und sind. So sorgfältig EFFMANN einerseits vor Ort Baubefunde erhob,

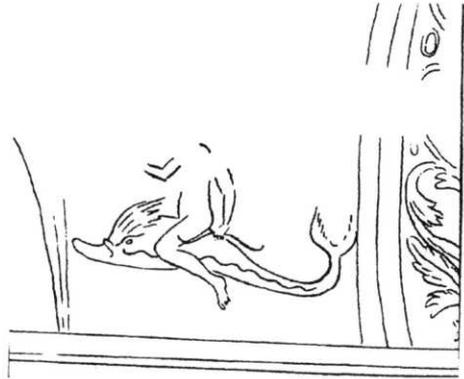


Abb. 3 a-c: Corveyer Freskenreste: Putto, auf Delfin reitend / Odysseus begegnet, von der Zunft ins Christliche umgedeutet, im Meer der Sünde der Skylla... / Sphinx [Nachzeichnungen Klabes 135, 138, 144]

so fantasievoll und idealisierend ging er bei seinen Rekonstruktionen und Ergänzungen vor, die er kaum als solche kennzeichnete. Dem Leser seiner Arbeiten bleibt weitgehend unklar, was *fact* und was *fiction* ist, hatte doch EFFMANN bei keinem seiner behandelten Westbauten (zunächst Corvey und Werden) einen originalen Zustand vorgefunden. Aber nur wenige Forscher bemängelten, wie sehr er Befund und Fantasie vermengte!

Hatte EFFMANN in Corvey und Werden anhand von vorhandenem Gemäuer immerhin noch sorgfältig bautechnisch forschen können, so war ihm das bei seinen weiteren Beispielen nicht mehr möglich. Dennoch postulierte er für Hildesheim (Dom) und Centula (Belgien/Frankreich) dieselbe Bauform des Westwerkes:

„Von der ursprünglichen Abteikirche zu Centula, dem heutigen Saint Riquier, fehlte der Nachweis jeglicher [!] Bausubstanz. Zur Erforschung der Westbauarchitektur lagen Effmann zwei Kupferstiche aus dem 17. Jahrhundert und reichhaltige Schriftquellen zur frühen Liturgiegeschichte des Klosters vor. Auf diesem Material baute er seinen ersten Rekonstruktionsschritt auf, bei dem er sich wiederum der fraglichen Methode des Rückschlusses bediente.“ [sDR 25]

Das ist vornehm zurückhaltend formuliert: statt *Rückschluss* könnte man auch sagen: *fälschende Erfindung!* Im Falle von Centula wertete EFFMANN – phantomzeitliche – Schriftquellen zur Liturgie aus, um seine Deutung zu untermauern, und er rekonstruierte – ohne irgendeinen harten, sprich architektonisch-archäologischen Befund – das „Westwerk“ von Centula analog zu dem von Corvey! (s. Abb.n) Als ‘kleiner Scherz’ kam hinzu, dass er seine Arbeit über Centula 1912 veröffentlichte und sich dabei entscheidend auf seine Arbeit über Corvey bezog, die erstmalig 1929 – posthum – erschien!

Auch das offensichtlich doppelchörige Hildesheim wurde ein Opfer EFFMANNs. Die entsprechende Publikation brachte sein Schüler Alois FUCHS posthum heraus. EFFMANN ‘half’ es im Falle Hildesheim, dass zu seiner Zeit seinem fantasievollen Start zum Westwerkhöhenflug kein störender Baubefund im Wege stand. Es kam, wie es kommen musste: Hildesheim bekam ein Corveyer Westwerk (Abb. 6), und die Zunft glaubte fortan an das Westwerk:

„Jene Reihe gleich konzipierter Baukörper, wie sie mit den Rekonstruktionszeichnungen Effmanns vor Augen standen, prägte sich so tief in das Bewußtsein der kunsthistorischen Forschung ein, daß die Existenz eines weit verbreiteten Bautyps namens ‚Westwerk‘ niemals in Zweifel gezogen worden ist.

Lediglich Dehio bestritt ausdrücklich die Existenz von ‚Westwerken‘, da er in den verschiedenen, unter diesem Begriff subsumierten Bauten keinen einheitlichen Bagedanken erblickte, und betrachtete sie weiterhin als Varianten der Westchöre.



Abb. 4: Ausschnitt aus der Vorlage für Centula/St. Riquier: eine vage Grafik des 17. Jhs. von einem Gebäude, das bereits in der Spätgotik beseitigt worden ist. Man erinnere sich hierzu an den Eifer und die fanatische Wahrheitsliebe mit denen in Klöstern Vergangenheit erzeugt wurde, wie z.B. in Glastonbury [ILLIG 2006].

Abb. 5: Die Kirche in Centula gemäß der Rekonstruktion von Effmann [Fuchs]

Bis in die heutige Zeit hinein wurde Effmann als dem ‚Entdecker der Westwerke‘ ausdrückliche Anerkennung zuteil.“ [SdR 28]

EFFMANN machte sich weiter um Karolingisches verdient:

„Als das ‚Westwerk‘ aus der Architekturgeschichte längst nicht mehr wegzudenken war, würdigte man Effmann auch als ‚Wiederentdecker‘ dieser ‚karolingischen Bauschöpfung‘, als ob sich diese lange Zeit in Vergessenheit befunden hätte.

Effmanns hauptsächlich am Baubestand orientierte Rekonstruktion der Westbauten in Werden und Corvey erfuhren mit den späteren Nachuntersuchungen fortlaufend Korrekturen. Ihr architektonischer Aufbau blieb daher Gegenstand der wissenschaftlichen Diskussion. Paradoxerweise blieben demgegenüber die rein hypothetischen Rekonstruktionen von ‚Westwerken‘ in Centula und Hildesheim lange Zeit unangetastet und wurden als bewiesen akzeptiert. Das ‚Westwerk‘ von Centula wurde für Jahrzehnte als ein ‚völlig gesicherter Besitz unserer Wissenschaft‘ betrachtet“ [SdR 28].

Das lag mit daran, dass zur karolingischen Kirche von Centula ein „ungewöhnlich reichhaltiges Quellenmaterial vorlag“ (s.u.), das dazu reizte, es architektonisch auszus schmücken, was EFFMANN in offensichtlich brillanter Weise gelang.

Akt 2:

Der Boom des *Vollwestwerks* im Phantomreich Karls des Großen!

Doch nicht genug der Westwerk-Euphorie: EFFMANN fand einen beherzten Schüler, den Paderborner Domkapitular und Kunsthistoriker Alois FUCHS, der in vierzigjähriger Arbeit die Ideen weiterspann. FUCHS ist es zu verdanken, dass das Westwerk heute „als *die wichtigste Schöpfung der karolingischen Architektur*“ gesehen“ wird [SdR 30; Hvhg. GA]. Hatte EFFMANN noch keine genauere Definition des Westwerks geliefert, so schenkt uns FUCHS 1929 den Begriff des *Vollwestwerkes*. Das ist ein rechteckiger, doppelgeschossiger Mittelbau mit einer Durchgangshalle zur Kirche unten und einem zum Kirchenschiff hin abgegrenzten Kultraum im Obergeschoss. Das Ganze wird von zwei- oder dreigeschossigen Seitenräumen flankiert. Außen sieht man einen Mittelurm oder gleich eine Dreierturmgruppe.

FUCHS redet von diesen Vollwestwerken als Baugattung in der Mehrzahl, obwohl er als einziges rezentes Beispiel nur die Rekonstruktion (!) des Corveyer Westbaues durch EFFMANN vorweisen konnte, neben Werden und dem frei erfundenen von Centula! Die Forschung übernahm das unkritisch, selbst in Frankreich, wo z.T. sogar das deutsche Wort *Westwerk* verwendet wird. Besonders in den dreißiger Jahren ‘schossen’ die frei erfundenen bzw. postu-

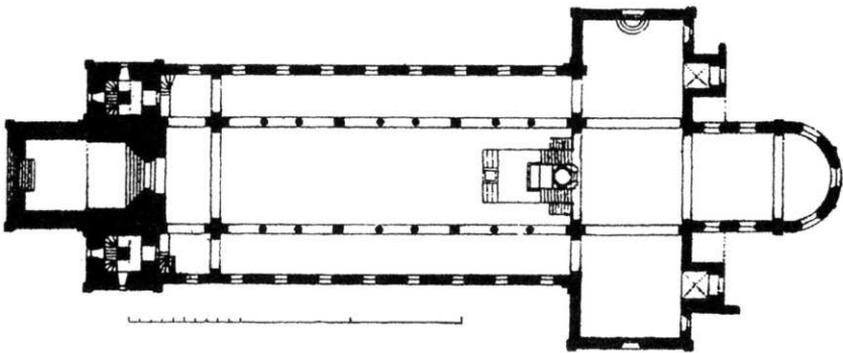
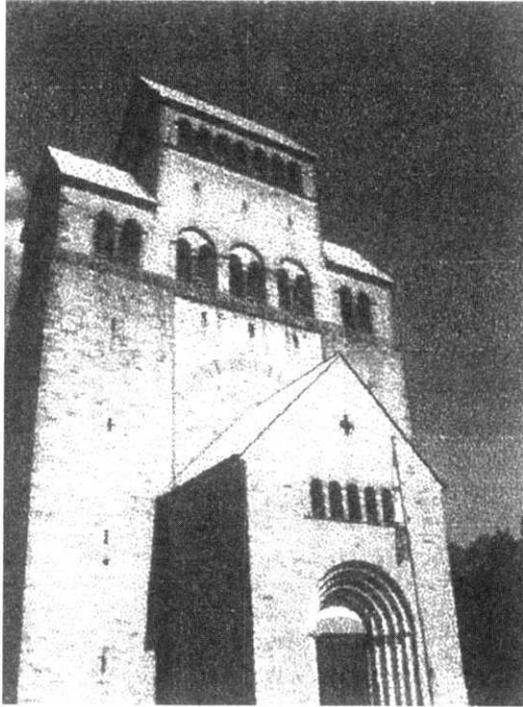


Abb. 6: Hildesheim, Dom, St. Marien. a) Westbau b) Grundriss; [Internet]

lierten Westwerke wie Pilze aus dem Boden [CLEMENS-SCHIERBAUM, zit. nach SdR 33; Fußnote]:

- | | |
|--|--------------------------------|
| 1. Einsiedeln, Abteikirche | 10. Muri, Abteikirche |
| 2. Gandersheim, Stiftskirche | 11. Osnabrück Dom |
| 3. Hildesheim, Dom (Abb. 6) | 12. Paderborn, Dom |
| 4. Hildesheim, St. Michael | 13. Regensburg, "Alte Kapelle" |
| 5. Koblenz, St. Kastor | 14. St. Gallen, Abteikirche |
| 6. Lorsch, St. Nazarius | 15. Reims, Kathedrale |
| 7. Maastricht, St. Servatius (Abb. 12) | 16. Schaffhausen, St. Salvator |
| 8. Magdeburg, Dom | 17. Schenefeld, Pfarrkirche |
| 9. Minden, Dom (Abb.10) | 18. Soest, St. Patrokli |

Dirk Schümer ging noch weiter und sprach 1992 sogar von „Hundertern von“ „steinernen Westwerken“ [laut Illig 1999, 265]. So zeugte die Karolingersehnsucht aus dem – römischen – ‘Nichts’ eine stattliche Reihe – frei erfundener – typisch karolingischer Westwerke! Auch nach dem Krieg boomte es weiter, als man unter zerstörten Kirchen meist rudimentäre Fundamentmauern im Westen der Anlagen fand:

„1958 verkündete Wilhelm Rave die Verbreitung der ‚Westwerke‘ ‚[...] zwischen Schenefeld in Holstein und Niederzell auf der Reichenau, zwischen Reims in der Champagne und Halberstadt in Provinz Sachsen, kurz, im ganzen Reiche Karls des Großen.“ [SdR 34]

Selbst für Reims konstruierte man nach dem Muster von Centula ein Westwerk, das nach v. SCHÖNFELD DE REYES eine Rekonstruktion ist, die im Analogieschluss auf einen Analogieschluss beruht: So stringent wird im nationalen Karolingerrausch ‘gelogelt’. Noch 1989 ergötzt man sich an dergleichen Westwerken als Zeichen eines überregionalen Bauprogramms.

Akt 3: Das *Vollwestwerk* lebt in *amputierten* Formen weiter

Nun kommt die Epoche der logisch-begrifflichen ‘Schmankerl’ in der Westwerkdiskussion. Denn mit der Zeit kam FUCHS nicht umhin festzustellen, dass einige bestehende Westwerke kaum dem erfundenen *karolingischen Vollwestwerk*-Bautypus entsprachen, wie z.B. Minden (Abb. 10), obwohl nach herkömmlicher Chronologie Minden später entstand als Centula und Corvey. Somit müsste nach den Regeln der Bauevolution in Minden eine Weiterentwicklung des Vollwestwerkes vorzufinden sein und keine Verkümmernung. Was tun? Man machte aus der Not eine Tugend und erfand neue Begriffe.

FUCHS kreierte, vielleicht angeregt von der offiziellen ägyptischen Pyramidenentwicklung [s. HEINSOHN/ ILLIG] den Begriff der *degenerativen Bauevolution*. Denn so wie sie den Kuppelbau meisterlich erfanden, um ihn anschließend zu

vergessen, so erfanden die Karolinger auf einen Schlag das Vollwestwerk in einer Perfektion, die kommenden Generationen nur das unbeholfene Nachempfinden übrig ließ, mit Tendenz zu schlichteren Raumkonzepten wie dem „Teilwestwerk“ oder auch dem „Halbwestwerk“ [SdR 37]:

„Mit dem Auftreten der ‚Vollwestwerke‘ zu Beginn der ‚Westwerk‘-Entwicklung habe es sofort ein ‚Gestaltungsmaximum‘ gegeben, welches kaum mehr hätte übertroffen werden können. So sei von dieser ‚Superlative‘ aus kein Weg der Erweiterung, sondern nur ein Weg der Verminderung des Raumprogrammes denkbar gewesen.“ [SdR 35 f.]

Wir finden also wieder hier das altbekannte Motiv vor: Karolinger – und wie wir noch sehen werden, eigentlich nur ein einziger – erschaffen aus dem Nichts Grandioses in solch einer Perfektion – siehe die sog. Pfalzkapelle zu Aachen –, dass das Abendland Jahrhunderte braucht, bis es vielleicht wieder diesen hohen Stand an Kunst und Kultur bzw. Architektur erreicht!

Dieser Begriff der ‚degenerativen Bauevolution‘ ist natürlich Unsinn, wie er dann entsteht, wenn man – ideologisch berauscht – weder nüchterne Bau-forschung betreibt, noch sich um eine saubere Chronologie bemüht.

Vielleicht ahnend, dass eine derartige ‚Degenerationsentwicklung‘ Stuss sein musste, und um den Westwerkbegriff zu stärken, schlug FUCHS nun weit gefasste Westwerks-Klassifikationen vor. Nach ihm gibt es:

Zentralwestwerke / Querwestwerke / Turmwestchöre / Westwerkchöre / Eigenartige Mischbildungen.

Diese Begriffe mit ihren vier Grundtypen und der Sammelkategorie mögen ganz gut den tatsächlichen Befund an Westbauten erfassen, aber eben nur quantitativ, ohne eine Charakterisierung des Westwerks zu liefern; sie fanden keine Resonanz in der Zunft, darum ließ FUCHS sie wieder fallen und präsentierte dafür ein neues *amuse geule* schräger Kunsthistorikerlogik:

„1950 legte er vereinfachend fest, daß ‚[...] alle übrigen nach Corvey entstandenen [Westwerke] sich ohne weiteres als **Reduktionen** aus dem in den beiden Vollwestwerken verwirklichten Gestaltungsmaximum verstehen lassen, die vornehmlich durch Herabsetzung der Geschoßzahl auf zwei und manchmal auch der Türme auf einen bewirkt wurden.“ [SdR 36]

Zur Erinnerung: Vom unerkannt-römischen Corvey wird auf das – herkömmlich – 100 Jahre ältere, seit der Gotik nicht mehr existierende Westwerk von Centula geschlossen, ohne dort einen entsprechenden Baubefund vorweisen zu können, und Corvey wird zum Folgebau des aus ihm heraus erfundenen Centula. Damit konstruierte man die karolingische Bauschnellevolution oder pointiert gesagt: Karl der Große erschuf das Westwerk realiter und als platonische Idee. Danach kommt eine mithilfe dieser ‚Vorbilder‘ erzeugte, nicht klassifizierbare Vielfalt an Westbauten in der Romanik, deren Hervor-

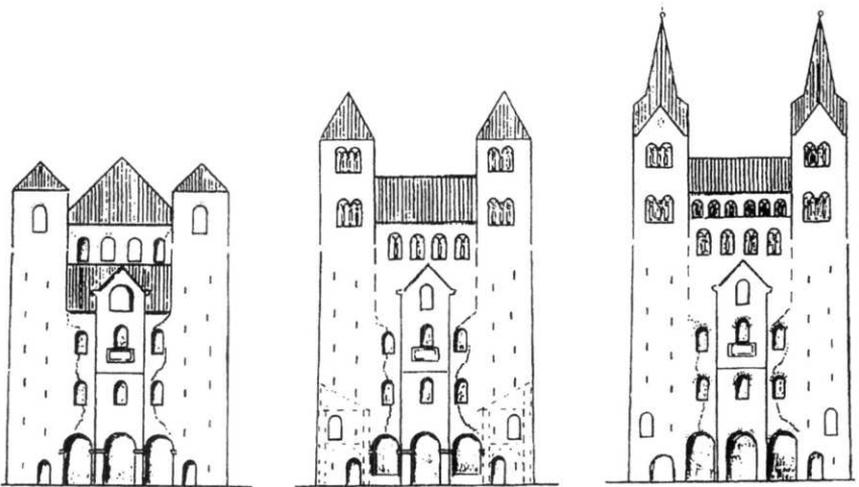
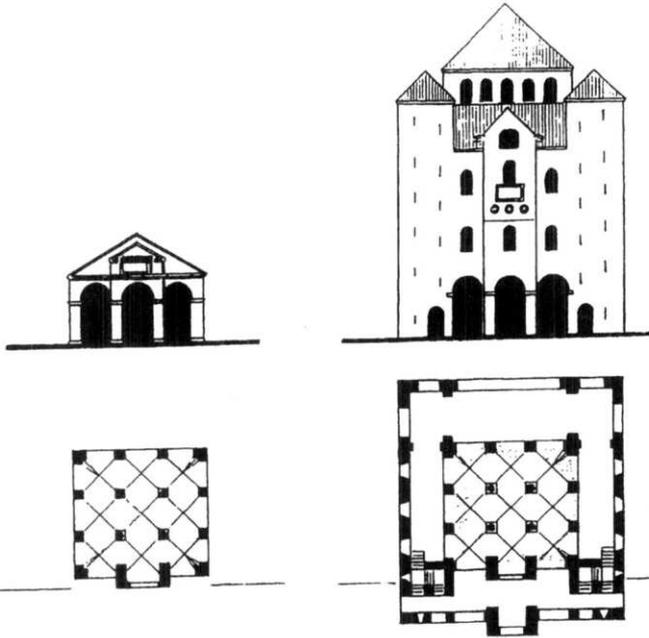


Abb. 7 a-e: Fünf Bauphasen des Corveyer Westwerks: a) Römische Vier-Säulenhalle; b) erweiterte römische Form c) 'karolingische' d) romanische und e) heutige Fassade [Klabes 89, 100]

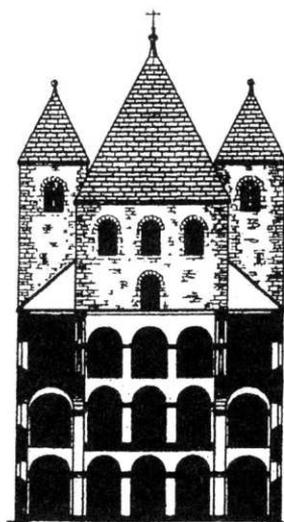
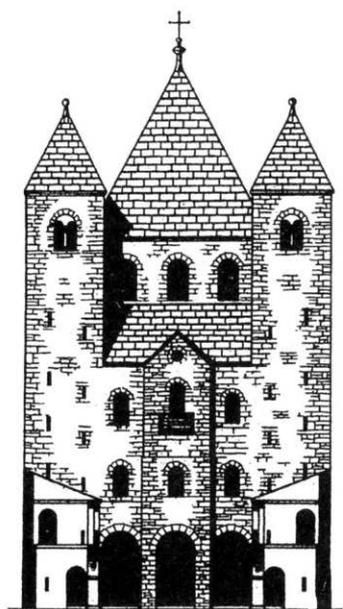
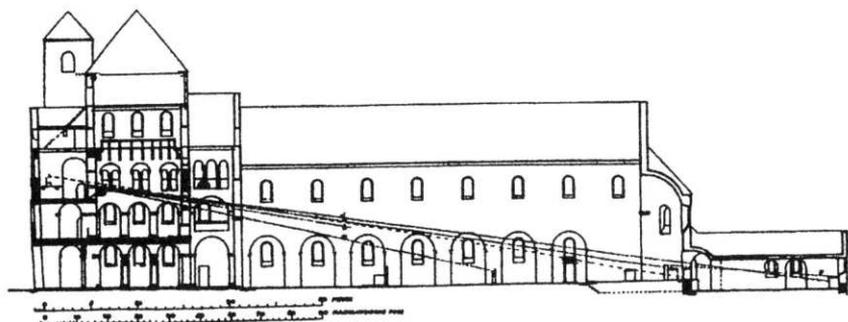


Abb. 8: Corvey; St. Stephanus und Vitus; Längsschnitt, Rekonstruktion von F. Kreuzsch; links im Westwerk am Ende der Sichtlinien der vermutete Kaiserthron; rechts das heute nicht mehr existente romanische Kirchenschiff aus der Zeit des Wibald von Stablo; 12. Jh.

Abb. 9 a: Corvey, das ideale Westwerk nach Fuchs; Rekonstruktion für 885 mit Querschnitt durch die Seitenflügel des Atriums.

Abb. 9b: Corvey; Westwerk von Osten gesehen mit seinen Säulenhallen; nach Fuchs [alle Abb. aus Fuchs]

bringungen man folglich als Degenerationserscheinungen bezeichnen muss, was natürlich die – fiktiven – karolingischen Urschöpfungen nur um so heller erstrahlen lässt.

Vielleicht erschien der Begriff *Degeneration* in diesem Zusammenhang aber doch irgendwie zu negativ, denn FUCHS schwingt sich zu einem weiteren kühnen Postulat auf: Er redet nun von einer generellen „Einflußnahme des ‚Westwerks‘ auf die gesamte mittelalterliche Architekturentwicklung“:

„Den Westbau der Aachener Pfalzkapelle verstand er als erste Reduktion der in Centula geschaffenen Bauform. Auch alle späteren westlichen Turmfassaden, ob ein-, zwei- oder dreitürmig, leitete Fuchs von den ‚Vollwestwerken‘ ab. Hinsichtlich der Entwicklung der Basilika führte er sowohl die Langhausemporen als auch die ausgeschiedene Vierung und die östlichen Chortürme auf die ‚Westwerk‘-Architektur zurück. Bezüglich der gewölbten, säulendurchstellten Eingangshalle des ‚Vollwestwerks‘ glaubte er von dort aus einen Einfluß auf die Entwicklung der östlichen Stollenkrypta zur Hallenkrypta zu erkennen.“ [SdR 36]

Da wird also ausgerechnet Großkarl unterstellt, just er habe nach dem Schöpfungsakt in Centula in seiner hauseigenen Pfalzkapelle zu Aachen (Abb. 11) mit dem Reduzieren begonnen! Damit wird die fiktive, weil frei erfundene karolingische Westwerksarchitektur nahezu zur ‚Mutter‘ des abendländischen romanischen Kirchenbaues erklärt, zumindest aber zum „Ahnherrn fast aller mittelalterlicher Westbauformen“ und das sind nicht wenige [LEHMANN zit. nach SdR 37]. Das wurde zwar von der Zunft nicht rundum akzeptiert, aber die amüsant-absurde Vorstellung von der *Reduktionsentwicklung* der Westwerke prägte weiter die Westbaudeutungen.

Vom Standpunkt der Logik aus gesehen ist dieser Reduktionsbegriff ebenso universell einsetz- wie unbrauchbar. Irgendwelche Bauteile wie Türme, Geschosse, Säulen, Tore usw. finden sich bei vielen romanischen Bauwerken auf der Westseite, lassen sich automatisch als Ableger des Ahnherrn deuten und beweisen die Richtigkeit der These. Selbst in Frankreich wird dieser Unsinn bis weit in die 80er Jahre verwendet; dort spricht man auch von *reduction, atrophie* und *gar amputation* [SdR 37].

Mithilfe dieser verwegenen Begrifflichkeit wurden – wir streifen die Real- satire – auch noch Entwicklungslinien konstruiert, sozusagen *Amputationsentwicklungslinien*:

„Mit seiner Reduktionsthese legte Fuchs den Grundstein zu der heute weitverbreiteten Auffassung von einer architekturgeschichtlichen Entwicklung des ‚Westwerks‘. Bereits in den dreißiger Jahren begann man, ‚Genealogien‘ der ‚Vollwestwerke‘ und ihrer ‚Reduktionen‘ zu erstellen. Dabei kristallisierten sich zwei Entwicklungslinien heraus: Zum einen handelt es sich um eine von den ‚Vollwestwerken‘ über den Westbau von

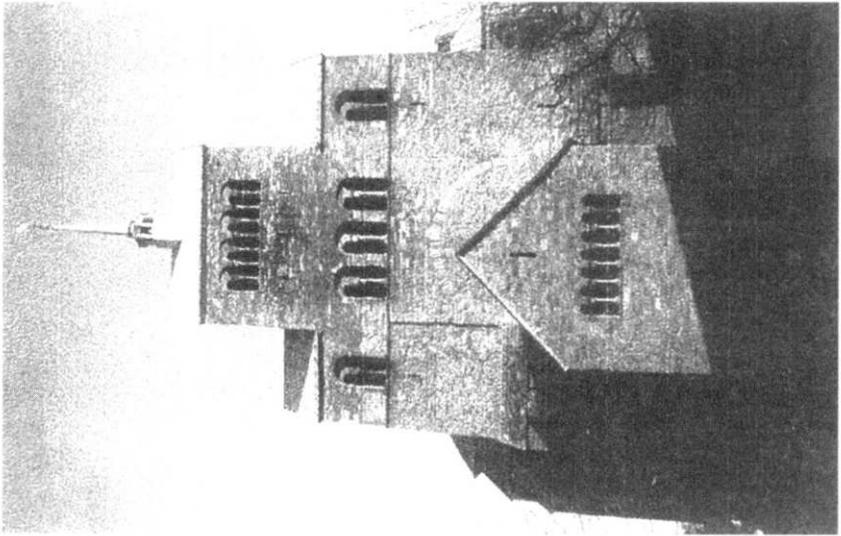
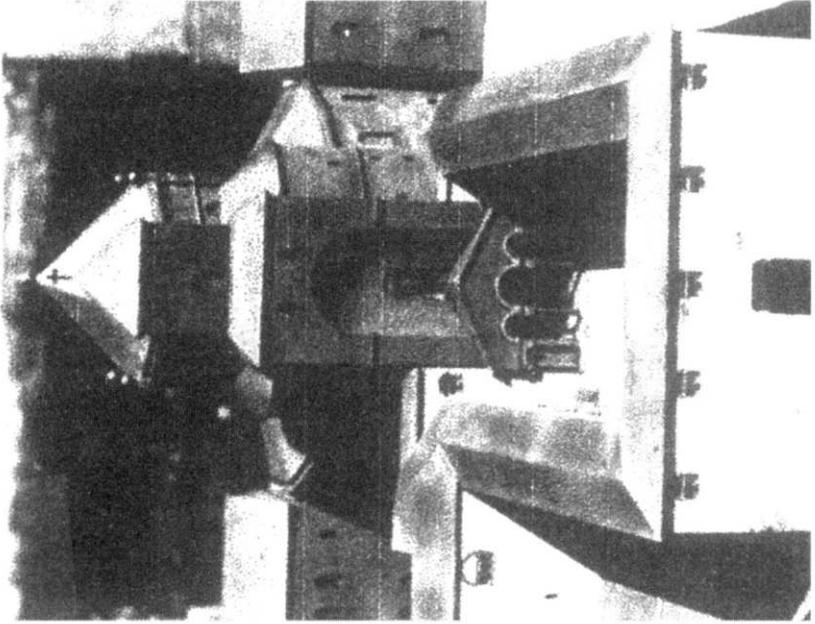


Abb. 10: Minden, Dom; Westbau [beide Abb. Internet]

Abb. 11: Modell der Pfalzkapelle zu Aachen mit Blick auf das Westwerk

Werden in das Rheinland führende Linie ‚Centula – Corvey – Werden – Köln/St. Pantaleon – Münstereifel‘, die zeitlich vom ausgehenden achten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts reicht. Zum anderen wird speziell von der westfälischen Denkmalforschung eine auf den ehemaligen sächsischen Raum begrenzte Entwicklungskette behauptet, die von dem Corveyer Westbau und den ‚Vollwestwerken‘ in seiner näheren Umgebung ausgeht. Diese endet mit den Westbauten der Kanonissenstiftskirchen des zehnten und elften Jahrhunderts.“ [SdR 37 f.]

Ähneln ein Westbau nun überhaupt nicht mehr dem ‚Vorbild‘ Corvey, dann zweifelt man nicht an der Theorie, sondern erbrütet weitere Begriffe, um den Widerspruch zu verdecken:

„Der von Effmann rekonstruierte Werdener Westbau wurde lange Zeit als ‚starke Reduktion‘ der ‚Vollwestwerke‘ in Centula und Corvey betrachtet. In seinem ohne Geschoßeinteilung rekonstruierten Mittelbau sah man einen Verlust der säulendurchgestellten ‚Krypta‘ und beschrieb die nicht emporgeführten Seitentürme als ‚unterdrückt‘.“ [SdR 38]

Gemäß dieser Art Logik könnte man auch eine Wellblechgarage als ein reduziertes karolingisches Vollwestwerk sehen, allerdings als ein *radikal unterdrücktes und rundumamputiertes*: ein *karolingisches Amputationskrüppelvollwestwerk* also, um den Reigen absurder Begriffe noch zu erweitern.

Akt 4: Schleichende Westwerkdämmerung und allerlei Deutungs- und Rettungsversuche

Zweifel an den Westwerkevolutionen und -reduktionen begannen relativ früh, allerdings ohne ernsthafte Folgen:

„Seit den fünfziger Jahren mehrten sich die Einwände gegen Effmanns Wiedergabe der ursprünglichen Klosterkirche. Sie betrafen *eigentlich jede Grundlage*, auf der Effmanns Rekonstruktion aufbaute: Mehrere Forscher kritisierten die bis in die letzten Details reichende Vollständigkeit als illusionierend und inkonsequent. Die Zulässigkeit des Analogieschlusses zu dem rund 100 Jahre jüngeren Corveyer Westbau wurde in Frage gestellt. Ferner lösten wissenschaftliche Überlegungen und neuere Quellenforschung erhebliche Zweifel an der Authentizität der Textquellen und Kupferstiche aus, auf die sich Effmann verlassen hatte. Beobachtungen am heutigen Bau sprachen gegen Effmanns Maßangaben. Schließlich stellten die Stichgrabungen der letzten Jahrzehnte die gesamte Rekonstruktion in Frage.

Diese Einwände hätte genügen müssen, um die Einstufung des ursprünglichen Westbaues von Centula als ‚Westwerk‘ nach [!] Corveyer Muster in

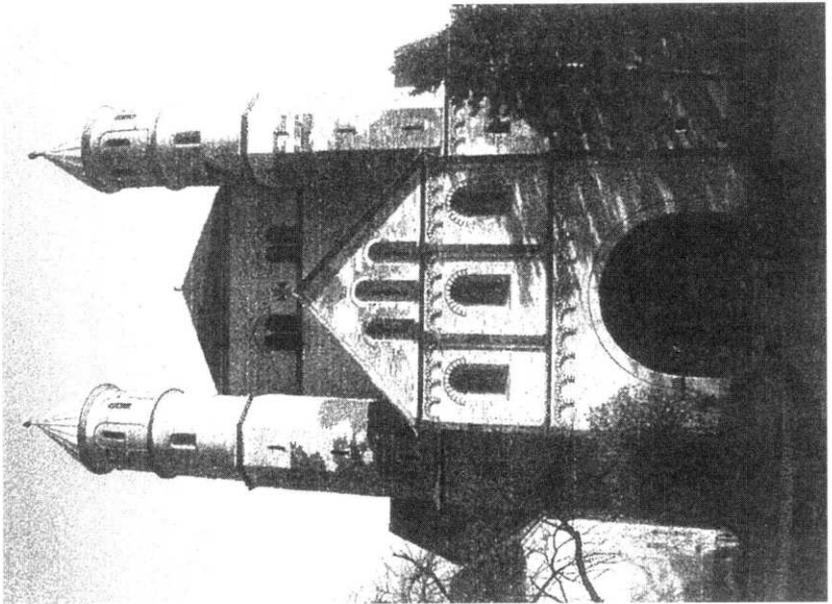
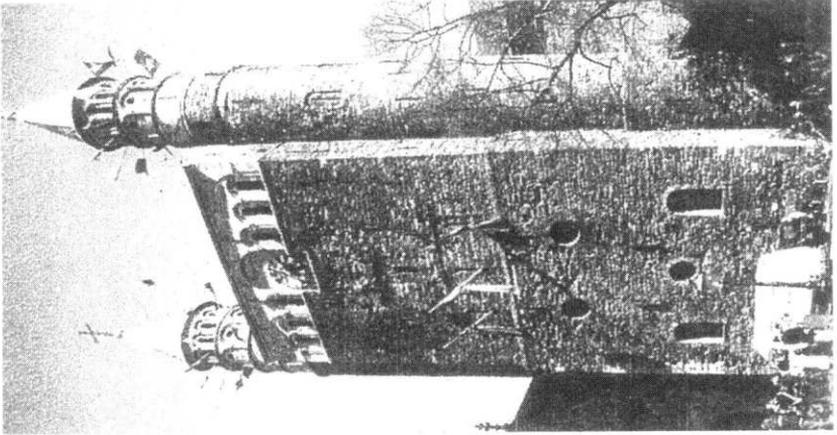


Abb. 12: Maastricht (um 1000), als Beispiel für "trutzigen" Westbau
Abb. 13: Köln, St. Pantaleon; Westbau [beide Abb. Internet]

Zweifel zu ziehen. *Gewöhnlich taten jedoch dieses nicht einmal die Kritiker.*" [SdR 29; Hvhg. GA]

Das erinnert an den Fall Sumerer-Abraham: Der fiktive und falsche, weil viel zu früh datierte Abraham erzwang die Konstruktion der fiktiven Sumerer. Kurze Zeit später 'erledigten' die Theologen den Abraham, indem sie ihn als mythisch erklärten, aber die Sumerer blieben in den Büchern und 'vermehrten' sich sogar noch [Heinsohn 90 f.].

Andere Forscher sahen sich angesichts des offensichtlich absurden Degenerationsbegriffes genötigt, zu verstiegenen Formulierungen zu greifen:

„Das Westwerk von Werden setzt das von Corvey voraus, wie jenes an das von Centula anknüpft, ohne es zu wiederholen. Von dem Westwerk von St. Pantaleon [Abb. 13; GA] trennt das Werdener eine Welt. Aber im Keime enthält es, mehr als das Corveyer, die in ihm ausgesprochenen Ideen“ [H. BORGER zit. nach SdR S. 40].

Und so mehrten sich Stimmen der Vernunft, die offen auf die Mängel des Degenerationsbegriffes in diesem Zusammenhang hinwiesen oder gar – in sehr berechtigter Weise – die Einzigartigkeit von Corvey hervorhoben, so Rüdiger KLESSMANN 1952 [SdR 42]:

„Er [Klessmann] beschränkte den Architekturbegriff ‚Westwerk‘ auf die Corveyer Raumform und sah in dieser eine ‚einmalige Schöpfung‘, die keine weitere Entwicklung zuließ. Die Westbauten der obengenannten Stiftskirchen wiesen nach seiner Ansicht weniger eine enge Verwandtschaft zu Corvey auf, als daß sie in einem wesentlich weiter gespannten Rahmen, nämlich im Rahmen der Entwicklung der ‚Dreiturmgruppe‘ zu betrachten seien. Deren Ursprung erblickte Klessmann unter anderem in dem Westbau der Aachener Pfalzkapelle, die ‚ersten monumentalen Formulierungen‘ in den Raumkonzeptionen der karolingischen ‚Westwerke‘ des Corveyer Typs. Das formale Erbe dieser ‚Westwerke‘ wirkte zwar nach Klessmann auf die Architektur der Stiftskirchen ein, in ihnen sah er jedoch die Entwicklung eines ganz neuen Westbautyps vollzogen [...] nicht Reduktion des Westwerks, sondern Entfaltung der Dreiturmgruppe“. In den weiteren Entwicklungsweg der ‚Dreiturmgruppe‘ bezog Klessmann auch viele spätere Westbauten aus dem Rhein-Maas-Gebiet mit ein.“

Derartig realitätsnahe Einschätzungen zählen zu den Rückzugsmanövern aus dem Corvey-Centula-Westwerkabenteuer.

Die karolingische Kirchenfamilie

Interessant zu erwähnen scheint uns hier auch die von v. SCHÖNFELD DE REYES berichtete und von diversen Forschern vertretene Idee, dass das ursprüngliche Westwerk ein frei stehender Zentralbau sei, der irgendwie ideell an das

Kirchenschiff – meist nachträglich – herangeschoben wurde, obwohl sich die meisten Westbauten im Grundriss rechteckig darstellen. Für Corvey gilt das ja, wenn auch der östliche Flügel des Westbaues dort abgerissen wurde, um dafür das Kirchenschiff anzufügen. So entstand aus einem quadratischen Grundriss ein rechteckiger.

Dieser Zentralbau wurde von Forschern als ein einzeln aufgestellter Architekturteil einer ursprünglichen frühchristlichen Kirchenfamilie gesehen, die im Laufe der Zeit zusammenwuchs: Der frei stehende Zentralbau wurde an das andere Familienmitglied namens Basilika angefügt und somit in ein Westwerk verwandelt. Edgar Lehmann sah gar eine Art Kirchenkopulation:

„In Basilika und Westbau der rekonstruierten Klosterkirche zu Centula erblickte er das Stadium ‚zweier lose aneinandergeschobener Kirchen‘ auf dem Wege zur Vereinigung“ [SdR 45].

Diese Zusammenführung von *Zentralbau und Basilika* gelang noch einigermaßen mit den quadratischen Formen von Corvey und Werden, aber nicht mit grundsätzlich rechteckigen Westbauten. FUCHS deutete daher das Grundriss-Rechteck von Centula in eine Art von Beinahe-Quadrat um: eine Variante des Versuches der Quadratur des Kreises. Andere Forscher versuchten, die Zentralbauidee mit wieder realitätsverdächtigen Begriffen wie „zentralisierendes Langwestwerk“ – so W. Rave [SdR 47] – zu retten.

Nüchterner betrachteten einige Forscher in Anschluss an DEHIO – der beim Westwerktheater, wie erwähnt, von Beginn an nicht mitspielte – die Westwerkfrage: Für sie war das Westwerk ein Westchor. In einer doppelchörigen Kirche besteht danach ein westliches und ein östliches Heiligtum und der erwünschte Westeingang kann bleiben, da sich der eigentliche Kultraum des Westwerkes im Obergeschoss entfaltet, während unten ein Durchgang entsteht.

Karl der Große als Schöpfer einer Vorbildarchitektur

Im Rahmen der Erörterung der Zweckbestimmung dieser West-Gebäudeteile stoßen wir wieder auf unseren Lieblingsheiligen und werden – endlich – über die wahren Ursachen der oben zitierten Degenerationsentwicklung aufgeklärt.

In der älteren Forschung wurde schlicht behauptet, das Westwerk sei Pfarrkirche, ohne dafür eindeutige Beweise zu haben. Aus diesem Mangel heraus wurde schnell eine neue Idee der 1930er Jahre aufgenommen, der zufolge das Westwerk Ehrenbau für die deutschen Könige und Kaiser sei. Andere Behauptungen verblassten daneben schnell: die Kryptentheorie, die Erzengelkultraum- und die französische Pfarrkirchen-Taufraumtheorie und auch „eine tatsächlich durch Schriftquellen überlieferte Bestimmung, wie etwa die anfängliche Verwendung des Werdener Westbaues als Sendgerichts-

stätte“ [SdR 55]. In den 50er Jahren schlug noch einmal FUCHS in diese Kerbe und glaubte seine Kaiserbesuchstheorie besonders gut für Corvey nachgewiesen zu haben, wo vom großen Bogen des Westwerks ein Blick bis zum Hochaltar im Osten möglich gewesen sei.

Dem wurde breit zugestimmt, trotz des hierzu eisernen Schweigens der sonst so geliebten schriftlichen Quellen. Denn FUCHS gelang eine Art Coup, indem er den Zentralbau der Aachener Pfalzkapelle auch als Vorbild für die Westwerkzentralbauten herausstellte: Westwerke waren nun kaiserliche Hofkirchen und zwar die von Großkarl höchstselbst! Hiermit gelang eine ungeheure Aufwertung der Westwerke. Jedes Westwerk im karolingischen Reich wurde damit zur an eine andere Stelle im Reich verpflanzten Aachener Kapelle! Dazu passte der im Westen platzierte Karlsthron zu Aachen:

„Als wichtigster Beleg am Bau für einen Thron Karls des Großen galt jedoch die besondere Ausführung des westlichen Brüstungsgitters und die damit ermöglichte ungestörte Sichtverbindung und das daraus entstehende Spannungsverhältnis ‚Thron im Westen – Altar im Osten‘.“ [SdR 58]

Eine Behauptung, die sich ins Nichts auflöst, wenn man die Baubefunde ernst nimmt: Allein die Abnutzungsspuren am Boden unter dem heutigen Thronstandort sprechen eine andere Sprache, ganz abgesehen davon, dass das Gebäude um 1100 entstanden sein dürfte [ILLIG 1999].

Als Zusatzfantasie im ikonologischen Höhenflug wurde noch – selbst ohne den geringsten Quellennachweis – eine militärische Funktion der Westwerke beschworen: Danach wehrt der Kaiser symbolisch mit den trutzigen Westwerken und seinen stadtbefestigungsartigen Türmen die Feinde ab, wobei ihm möglicherweise die Erzengel helfen (und so die Engelthese wieder ins Spiel bringen). All das kündigt dem Volk den kaiserlichen Schutz und Trutz!

Und wer da behauptete, ein solch jeweils aufwändiges Bauwerk für einen einzigen – möglicherweise in keiner Weise nachgewiesenen – Kaiseraufenthalt wäre doch zu viel des Guten, wurde von den Westwerkspezialisten dahingehend belehrt, es gehe um die Symbolkraft der Anlage. Somit war die – gegen Null tendierende – Besuchshäufigkeit unwichtig geworden.

Und dann gab es noch Kritiker, die auf die – unimperiale – Degeneration der karolingischen Vollwestwerk Vorbilder in den späteren Epochen verwiesen! Denen war bald durch eine Argumentation geholfen, die nun doch voll zur Realsatire mutiert:

„Das Aufkommen der ‚Vollwestwerke‘ in karolingischer Zeit wurde von [...] Wissenschaftlern in engste Beziehung zu der theokratischen Herrschaftsauffassung von Karl dem Großen und seiner unbedingten Stellung als *rex et sacerdos* gesetzt: Nur die Persönlichkeit Karls des Großen habe den Anspruch auf die Stellvertretung Christi auf Erden in vollkommener

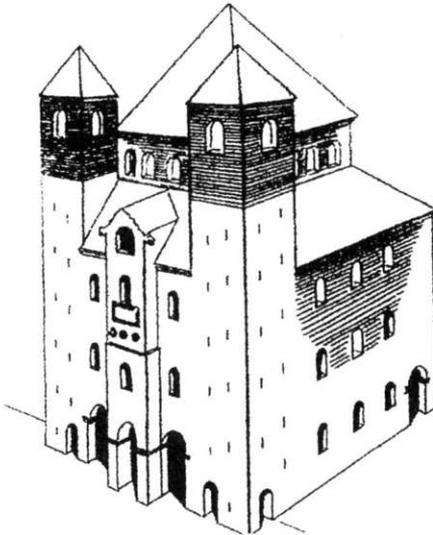
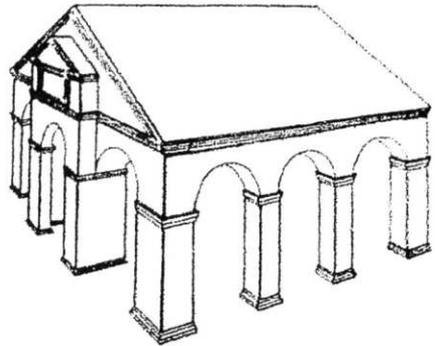


Abb. 14: Corvey, Museum; nicht näher bezeichneter [!] Kopf, offensichtlich römischer Herkunft [Foto: Anwander] Abb. 15: Corvey, der Ursprung: römischer Quadrifrons aus augustäischer Zeit, rekonstruiert von Klabes / Abb. 16: Corvey: Urwestwerk, rekonstruiert von Klabes [93]

Form verwirklichen können und damit die Voraussetzung dafür geschaffen, daß in Centula innerhalb des Kirchengebäudes erstmals ein so aufwendiges Raumgefüge entstehen konnte, das den geeigneten architektonischen Rahmen für die Behauptung dieses Anspruchs gab. [...] ‚Das Erscheinen des Kaisers in dieser Kirche wird zum »adventus«, zur Theophanie. [...] Königsbesuch wird wie Gottesbesuch gefeiert‘.“ [SdR 62f]

Hier wird der Stellvertreter fast zum Gott erhoben. Jedenfalls ist es kein Wunder, dass mit dem Tod dieses gottähnlichen Übermenschen Degeneration einsetzen muss! Schon unter Ludwig dem Frommen kam es, wie es kommen musste:

„Konnte [...] der Kaiser die symbolhafte Aufrichtung des herrscherlichen Platzes in der dem Gotteshaus eingestalteten Herrscherkirche nicht mehr mit dem vollen Sinngehalt erfüllen, so mußte mit innerer Notwendigkeit diese Sonderform an Ausdruckskraft verlieren.“ [LEHMANN zit. n. SdR 63]

Dagmar VON SCHÖNFELD DE REYES bringt diese Art der Argumentation nobel auf den Punkt:

„Der behauptete Zusammenhang zwischen einem Verfall der Theokratie und den ‚reduzierten Westwerken‘ führt vor Augen, in welche abwegigen Konstruktionen jeder Gedankengang mündete, der auf der Definition des ‚Vollwestwerks‘ und seinen ‚Reduktionen‘ aufbaute:

Wie hätte man sonst einem auch zu dieser Zeit als kaiserlich-repräsentativ und künstlerisch hoch bedeutsam empfundenen Bauwerk wie dem Westbau von St. Pantaleon Sinngehalt und Ausdruckskraft absprechen können?

Von hier aus führte keine Weg weiter. Um so bemerkenswerter ist es, daß sich die Vorstellung vom ‚Westwerk‘ als kaiserliche Gastkirche bis heute gehalten hat.“ [SdR 63]

Etwas deutlicher und weniger nobel formuliert: Ein Phantombild hat abzudanken: Nur die ungeheuer starke Ausstrahlung des gottähnlichen Karl habe das Vollwestwerk aus dem Nichts entstehen lassen, weshalb mit seinem Tod nicht nur die Karolinger, sondern zugleich die Westwerke degenerierten. Zudem widerspricht diese Degenerationstheorie dem ‚amtlichen‘ Befund, dass das Westwerk zu Corvey erst um 880 entstanden sein soll.

Von der Osterdramenbühne zur Mehrzweckhalle

In den 60er Jahren versuchte noch einmal ein Forscher – der französische Kunsthistoriker CAROL HEITZ – die Bauform eines nichtexistenten unbekanntes Gebäudes aus – nach unseren Vorstellungen – erfundenen liturgischen Anforderungen heraus zu erklären. Er benutzte dazu die Gottesdienstordnung

des damaligen Laienabtes Angilbert (740–815), ein Mann, dem nicht nur die Liturgie am Herzen lag, sondern auch Karls Tochter Bertha, mit der er – in wilder Ehe – den Schreiber Nithart zeugte, dessen Schriften nach FAUSSNER (mündliche Mitteilung) dem 12. Jh. angehören. Aufgrund dieser Gottesdienstordnung des fiktiven Angilbert – der einzigen Quelle hierfür – wurde die Innenarchitektur des ebenso fiktiven Centula geklärt bzw. gestaltet. Danach gab es an den höchsten Christusfesten im Jahr eine Art Wanderliturgie:

„An diesen Tagen wurde das Raumgefüge des Westbaues von Laien, Klerikern und Mönchen gemeinsam für die Eucharistiefeier, für Stationsgebete, Gesänge und als Prozessionsziel genutzt.“ [SdR 64]

Und entsprechend diesen volksbezogenen liturgischen Anforderungen wurde das karolingische Westwerk bei HEITZ zur Osterkirche, die der Grabeskirchenrotunde von Jerusalem ähnelt und in deren Untergrund die Krypta das Reliquiar birgt, welches das Grab Christ vertritt. Darüber erhebt sich das Westwerk als Abbild der apokalyptischen Stadt, in der die Menschen gleich Christus wiederauferstehen. Die Westemporen stellen Bühnen für die Aufführung von Osterdramen dar.

Wir dürfen diese Logik noch einmal kurz darlegen: EFFMANN konstruiert aufgrund zweier vager und zweifelhafter Abbildungen des 17. Jhs. (s.o.) ein karolingisches Vollwestwerk zu Centula, das bereits zu Zeiten der Gotik abgerissen war und keine Spuren hinterlassen hat, interpretiert nach Lust und Laune hinein, was ihm passend dünkt und erklärt es zum Vorläufer von Corvey; dann benutzt man die liturgischen Ausführungen eines phantomzeitlichen Abtes namens Angilbert, um die Innenarchitektur zu ermitteln und beweist später anhand dieser postulierten Innenarchitektur, dass eben sie zu Centula den liturgischen Erfordernissen des Abtes Angilbert entspricht und murmelt beglückt: *Quod erat demonstrandum!*

Können Wissenschaftler wirklich so schlichten Gemütes sein oder vernebelt hier zeitweise der karolingische Glaubensfanatismus Verstand und Sinne? Diese Anbetung scheint auch in Frankreich verbreitet zu sein, ist doch *unser* Karl der Große als Charlemagne in *Wirklichkeit* ein *französischer* Kaiser. Vielleicht ist es dieser Glaubensfanatismus, der HEITZ laut v. SCHÖNFELD DE REYES [66] bewegt, seine Thesen bis heute zu vertreten.

Ein anderer Forscher, KREUSCH, interpretierte die Einritzungen in den Putzflächen von Corvey als „Spielerei von Chorknaben“ [SdR 67] – und schon wird der Westbau ein Aufstellungsort für Sängerschöre, die in einem bestimmten liturgischen Konzept zu agieren haben. Das akzeptierte sogar FUCHS als Vertreter der Kaiserkirche: Denn auch in Abwesenheit des Kaisers lässt sich dort zu seinem Lobe singen. So wurde das Westwerk letztlich zur *Mehrzweckhalle*, was insbesondere MÖBIUS vertrat. Damit beschwört dieser noch einmal die klassischen Westwerkideen: den Hofzweck, den Sendzweck, den

Wehrzweck und den Kultzweck. Aber vom Fluch der bösen Tat EFFMANNs, der Centula frei erfand, konnte sich auch MÖBIUS nicht lösen, der ebenso frei von 'belastenden archäologischen Fakten' in das Westwerk wild hineinspekulierte; Beispiele:

"Trotz seiner aufschlußreichen detaillierten Quellenarbeit zur Einrichtung eines militärischen Küstenschutzes um 800 konnte Möbius letztlich keine konkrete Nutzung des Westbaues als Wehrbau nachweisen. Dennoch behauptete er eine Entstehung der ‚bedeutungsgeladenen Westfront der Angilbertschen Kirche‘, deren unbekannte Fassade er phantasievoll interpretierte, unter dem Eindruck der Kriegsgefahr. ‚Die große künstlerische Formulierung‘ des ‚Westwerks‘ habe aber den Charakter eines Wehrturmes überwunden und eine ästhetische Aufgabe als Symbol für Macht und Unbezwinglichkeit übernommen. Von dieser ikonologischen Perspektive aus konnte der ‚Wehrzweck‘ in die These vom ‚Westwerk‘ als Instrument des Feudalisierungsprozesses integriert werden: ‚Diese Fassade [...] bedeutet Macht für die Sinne, sie formuliert für das Auge den Anspruch auf Unterwerfung und Unterordnung. Sie ist eine [...] sichtbare künstlerische Manifestation der Herrschaft schlechthin.‘“ [SdR 71]

Man kann als nüchterner Betrachter nur staunen ob der fanatisch anmutenden Energie, mit der in die Karolingerzeit hineinphantasiert worden ist. So wird die – man kann es nicht oft genug wiederholen – von EFFMANN frei erfundene Rekonstruktion des Westwerkes von Centula zum

„Erstlingswerk einer ‚Super-Architektur‘, deren abstrakte Modell- und Schemenhaftigkeit letztlich ihre Unwirklichkeit anzeigte. Das ‚Westwerk‘ bekam bei Möbius einen geradezu universalen Charakter: In seinem ‚Zwecke-Kosmos‘ spiegelte es die frühfeudale Gesellschaft wider, es wurde zum ‚Gleichnis der wirklichen Welt.‘“ [SdR 72]

So bestätigen Kunsthistoriker mit ihren Hymnen auf die Karolingerzeit die Hymnen auf Karl, die die Diplomatie singt und vereinigen sich zum Chor des Irrationalen. Zweifler werden aggressiv angegangen, stören sie doch nur die Andacht zum heiligen Karl und seine grandiose Epoche!

Abgesang und Bilanz

Aus einem ursprünglich römischen Gebäude zu Corvey wurde ein germanisches Musterbollwerk. Ungebremst von lästigen Baubefunden fantasierte man von Corvey aus in das karlszeitliche Centula zurück und hinein, was man wollte und brauchte. Willkürliche Bezüge zu Westbauten romanischer Kirchen wurden nun eruiert, Entwicklungslinien konstruiert, eine degenerative Bauevolution postuliert, Karl der Große zum gottähnlichen Christusstellvertreter stilisiert, eine Mehrzweckhallenlösung deklariert und eine Kunsthistori-

kerdisziplin blamiert. Denn das Gedankengebäude war nicht einmal auf Sand gebaut, sondern auf dem Nichts, dem blanken Nichts, was die Zunft offensichtlich wenig störte: Alle bewunderten des nackten Kaisers neue Kleider. Und auch heute noch gehört das karolingische Westwerk mit allem Drum und Dran zur kunsthistorischen Allgemeinbildung [SdR 1999, 73].

So erlauben wir uns, die wichtigsten Schlussfolgerungen von D. VON SCHÖNFELD DE REYES [110, 113] abschließend zu präsentieren:

“Der Terminus ‚Westwerk‘ ist für die Klassifizierung von Westbauten unbrauchbar.”

“Die in der vorliegenden Arbeit erörterten Westbauten unter dem Begriff des ‚Westwerks‘ zu vereinigen beziehungsweise in ihnen einen bestimmten Westbautyp sehen zu wollen und sie außerdem als ‚Reduktionen‘ des ‚Corveyer Gestaltungsprinzips‘ zu bewerten, kann angesichts der hier offenkundig gewordenen Vielfalt nur als falsch bezeichnet werden. Westbauarchitekturen wie St. Pantaleon II oder Münstereifel Va haben mit Corvey nichts zu tun.

Einen mittelalterlichen Westbautyp ‚Westwerk‘, der von der Corveyer ‚Vollform‘ ausgehend eine reduktive architekturgeschichtliche Entwicklung durchschritt, hat es nach den in dieser Arbeit durchgeführten Untersuchungen nicht gegeben. Die traditionell mit dem ‚Westwerk‘-Begriff verbundenen Vorstellungen schaffen falsche Voraussetzungen, die einer unvoreingenommenen, eng am Baubefund orientierten Forschung im Wege stehen.

Für die zukünftige Auswertung von Westbaubefunden sollte auf die Arbeit mit dem Terminus ‚Westwerk‘ ganz verzichtet werden.”

Somit ist das karolingische Westwerk als Phantom entlarvt und das auch dann, wenn man die Phantomzeit als real gelten lässt! Das karolingische Westwerk war ein Hirngespinnst, geboren aus dem Motto: *Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk!* Nun ist es dank einer mutigen Kunsthistorikerin ‚eingestürzt‘ und die Karolingerzeit von einer ihrer Hauptwahnvorstellungen befreit – ein Befund, der die Phantomzeitthese nicht wirklich erschüttert!

Nachtrag: Corvey und Abt Wibald von Stablo und Corvey

Die zentrale Rolle Corveys erfordert noch einen kleinen Nachtrag. Immerhin haben Forscher wie KLESSMANN (s.o.) die Einzigartigkeit dieses Gebäudes gesehen, wenn sie auch nicht erkannt haben, dass diese darin besteht, im Kern römisch zu sein, wie KLABES demonstriert hat. (s. hierzu auch den Artikel von Andreas Otte, S. 77).

Bei der oben behandelten Degenerationstheorie wurde – wie kurz erwähnt – ein Widerspruch übersehen, der darin besteht, dass das einzig existente

„Vollwestwerk“ (Corvey) zeitlich bereits in die angebliche Degenerationsphase der Karolinger fällt: nämlich in die Achtzigerjahre des 9. Jhs! So steht es in den von Wibald von Stablo gefälschten Quellen, denen die Zunft ja glaubt. Dieser war nämlich von 1146–1158 Abt von Corvey, und es wäre ein wahres Wunder, wenn er ausgerechnet hier nicht zu seinen Gunsten hätte erfindend und fälschend arbeiten lassen!

Für seine Abtei Corvey spannte Wibald u.a. mit Ludwig dem Frommen den Sohn Karls des Großen ein: Ludwig schenkte dem Kloster in den 830er Jahren nicht bloß eine umfangreiche Gründungsimmoblie (diese war somit nachkonzordatlich für den Vogt tabu!), sondern er kaufte zuvor diese Grundstücke einem Grafen Bernhard nach zähen Verhandlungen ab: eine typisch wibaldsche Clusterfälschung! So erhöhte er die Plausibilität des erfundenen Vorganges und fuhr vermutlich dem örtlichen Grafen samt Vogt noch einmal extra in die Parade, wenn sie im nachkonzordatlichen Streit (nach 1122) zu Recht Anspruch auf Ländereien des Klosters erhoben hatten: 'Was, Schurke, beanspruchst Du ausgerechnet diese Ländereien als Dein, die doch Dein Vorfahr dem Kaiser Ludwig bereits verkauft hat!'

Einige Urkunden in diesem Bereich gelten offiziell schon als gefälscht, wie jene, in der Lothar I. 844 dem Kloster Corvey bzw. der Kirche Vitus und Stephanus von Corvey die Insel Rügen schenkt!

Weiter vermelden die Corveyer Annalen eine Bauzeit des Westwerkes von 873 bis 885 und die anschließende Überführung der Gebeine des hl. Vitus von Rom über St. Denis nach Corvey! Nach FAUSSNER (mündliche Mitteilung) ist Vitus insgesamt eine Erfindung des Wibald, wie überhaupt nach FAUSSNER die Patrozinien samt dem entsprechenden Reliquienhandel erst im 12. Jh. von Wibald erfunden bzw. eingeführt wurden. Bis dato gab es im wesentlichen nur Peter und Paul als Kirchenpatrone.

Die heute noch anerkannte Datierung des singulären Superwestwerkes zu Corvey für 870/80 dürfte also ebenfalls eine wibaldsche Schöpfung sein! Somit waren die karlsverehrenden Kunsthistoriker später gezwungen, den Rückgriff auf Centula zu unternehmen, um so den alles überragenden, baustilbildenden und gottähnlichen Karl den Großen das Westwerk erfinden lassen zu können!

Um 1140 bestand ein tatsächlich enger Kontakt Corvey-Centula eben über Wibald und den Abt von Centula. Wibald fertigte für Centula 10 Urkunden: drei für Karl den Großen und sieben für Karl den Kahlen, sowie drei Handschriften [FAUSSNER 2006, 213]. Zudem erfand Wibald laut FAUSSNER [212] den fiktiven Klostergründer Richarius für seinen Abtskollegen in Centula:

„Wibald verfasste eine Quellenvita und deren überarbeitete Zweitfassung, zu deren Autor er *Alkuin* machte, der der Mittelpunkt eines gelehrten Kreises am Hofe Karls des Großen war. Darnach wuchs *Richarius* in Cen-

tula auf, wurde von zwei irischen Missionaren bekehrt, dann Priester, lebte asketisch und missionierte in und um Centula.“

Es passt ins Bild, dass der in wilder Ehe gezeugte Abt und Schreiber Angilbert eine Schöpfung des Wibald ist und damit sicherlich auch das „ungewöhnlich reiche Quellenmaterial“ liturgischen Inhaltes, das die Innenraumgestaltung von Centula bestimmte. Und somit ist Wibald ein Hauptverursacher der ganzen Westwerks-Karolingerhysterie! Hätte er den Bau in die ottonische Zeit hineingefälscht, wäre uns vermutlich der ganze ‘Westwerkzirkus’ erspart geblieben!

Auch die heutige Bauforschung kann das von Wibald angerichtete Datierungschaos nicht überwinden: In einem neueren Sammelband über diesen Bau liest sich das in einem Aufsatz über den Steinbau im Westwerk zu Corvey folgendermaßen [ZURHEIDE/HANNING in: POESCHKE 131]:

„Die Bearbeitung der Sichtflächen von Quaderwerk ist für die karolingische Zeit noch Gegenstand kontroverser Diskussionen. [...]

Eine absolute Datierung karolingischer Steinbearbeitung ist zumal angesichts des Fehlens von Vergleichsmaterial, das nach gleichem Standard dokumentiert ist, nicht möglich [sic!]. Doch konnte die Aufgabe, die karolingische Steinbearbeitung in Corvey zu identifizieren, auf zweierlei Weise erfüllt werden:

Erstens: Die Quaderflächen der nach heutigem Wissensstand mit Gewißheit dem Bau von 873 bis 885 zuzuschreibenden Bauteile, [...]

Zweitens: In Bauteilen, die zweifelsfrei der Umbauperiode des mittleren 12. Jahrhunderts zuzuweisen sind, wurden Vergleichsuntersuchungen angestellt. Erwartungsgemäß fanden sich hier ebenso wie bei den karolingischen Quadern unterschiedliche Ausführungen der Steinbearbeitung. Durchgängig konnten aber zwei Unterscheidungsmerkmale festgestellt werden: Die Schneidbreiten der im karolingischen [also tatsächlich römischen; GA] Bereich verwendeten Flächen liegen zwischen 30 und 40 mm, die der romanischen zwischen 50 und 60 mm. Und: der karolingische Randschlag ist 10 bis 18 mm, der romanische 22 bis 38 mm breit. Die beiden Bauperioden unterscheiden sich in Corvey also deutlich voneinander.“

Überall herrscht ausgerechnet dank Wibald Gewissheit bezüglich der Datierung vor. Zweifel kommen nicht auf, denn dass sich die in Wirklichkeit römische und hier vermeintlich karolingische Steinbearbeitung von späteren unterscheidet, ist unstrittig. Karolingische Vergleiche fehlen aus bekannten Gründen und so steht die Argumentation nur zum Schein auf festem Boden. Vergleiche mit anderen römischen Bauten, die das Rätsel erhellen könnten, werden naturgemäß nicht angestellt.

So steht für Historiker und Kunsthistoriker das 'karolingische Bauwunder' das 'Wunderwestbauwerk' Corvey als ebenso festes wie falsch datiertes Bollwerk der Karolinger und des bauhistorischen Dauerirrtums unverrückbar im Meer der Zeiten. Ob Westwerk oder Westbau: Corvey ist und bleibt dank Wibald spätkarolingisch!

Mit einem gewissen Bedauern muss man konstatieren, dass D. VON SCHÖNFELD DE REYES bei ihrer Arbeit der konventionellen Chronologie verhaftet geblieben ist und insbesondere die sog. weichen Urkundendatierungen harter Bodenbefunde in die Phantomzeit hinein unreflektiert als richtig und gültig unterstellt. Ohne diese Einschränkungen wäre ihr respektabel nüchterner und kritischer Verstand sicherlich zu interessanteren Neudeutungen vorgestoßen, als sie in ihrer Arbeit präsentieren kann.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2005): Müller, Napoleon und der Beginn der deutschen Art, Geschichte zu schreiben; in: *ZS* 17 (3) 710-731
- Faußner, Hans Constantin (2006): Wibald von Stablo. Seine illuminierten liturgischen Prachthandschriften, ihre Provenienzen und deren Kirchenpatrozinien. Ein Überblick aus rechtshistorischer Sicht. Erster Teil; Hildesheim
- Heinsohn, Gunnar (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/M.
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (^s2003). Wann lebten die Pharaonen? Gräfelting
- Illig, Heribert (^a1999): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- (2006): Konzertierte Fälschungen: Glastonbury, Wells und St. Denis; in: *ZS* 18 (2) 692-712
- Klabes, Heribert (1997): Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas; Höxter
- Klessmann, Rüdiger (1952): Die Baugeschichte der Stiftskirche zu Möllenbeck an der Weser und die Entwicklung der westlichen Dreierturmgruppe; Göttingen
- Kubach, Hans Erich (1986): Romanik (Reihe: Weltgeschichte der Architektur; Stuttgart
- Möbius, Friedrich (1968): Westwerkstudien; Jena
- Poeschke, Joachim (Hg., 2002): Sinopien und Stuck im Westwerk der karolingischen Klosterkirche von Corvey; Münster
- Schümer, Dirk (1992): Skylla und Skulptur. Ein karolingischer Fund im Kloster Corvey; in: *FAZ*, 24.12.
- SdR = Schönfeld de Reyes, Dagmar von (1999): Westwerkprobleme. Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung; Weimar
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (Hg., 1999): 799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn; Mainz

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
Anwander-PSE@t-online.de

Die Misere der Mittelalter-Archäologie Hamburg – Ingolstadt – Münster

Heribert Illig

Wie steht es gegenwärtig um die Rolle der Archäologie in der Forschung zum Mittelalter? Wir haben noch die Klage von Matthias Wemhoff im Ohr, wonach 'seine' Archäologe nicht hinreichend gehört wird [2001, 10 f., 25]. Es gibt aber auch andere, selbstbewusste Stimmen, etwa die von Armand Baeiswyl, Historiker und Archäologe des Mittelalters aus Bern [2006]:

„Ohne Hypothesen, Analogien, Vergleiche, Vermutungen ist heute keine Geschichtsschreibung mehr möglich. Angehende Fachleute lernen heute, dass jede für ein bestimmtes Thema oder eine bestimmte Fragestellung relevante Quelle – sei sie schriftlich, oral, bildlich, archäologisch oder was auch immer – in ihre Arbeit einzubeziehen ist. Das Anzweifeln »etablierter Quellen« ist das tägliche Brot unserer Disziplin. Dass das nicht allen Vertreterinnen und Vertretern des Faches immer gleich gut gelingt, hat etwas mit individuellen Möglichkeiten und Grenzen zu tun, aber nichts mit der Disziplin der Geschichtswissenschaft.“

Demnach ist die Historikerzunft unbeschränkt offen, mögliche Minderleistungen gehen auf das persönliche Konto einzelner. Aus unseren reichen Erfahrungen heraus ergibt sich jedoch gleich die Folgefrage, ob sich hinter einzelnerm Versagen gleichwohl ein Gruppentrend verbergen könnte. Dazu drei aktuelle Fälle.

1. Hammaburg / Hamburg

Wer da denkt, nur der HSV wäre für Überraschungen gut, der sieht sich durch Hamburgs Archäologen eines Besseren belehrt. Für sie fällt manchmal Nikolaus auf Ostern und den 1. April. Doch gehen wir der Reihe nach.

Hamburgs Anfänge sind 'bekannt': Im 6. Jh. lassen sich sächsische Nordalbingier am Fluss nieder und verschanzen sich gegen Slawen und Franken, doch vor 800 setzen sich Karls Franken durch. Der 801 geborene Ansgar wächst im Kloster Corbie auf, wechselt 822 mit der Gründung von Corvey in das Kloster an der Weser und erklärt sich für die Skandinavienmission bereit, scheitert in Dänemark, um sich an der Elbe niederzulassen. 831 wird er als Bischof, bereits 832 als Erzbischof in Hammaburg eingesetzt. Diese wird 845 mitsamt Ansgars Holzdom von den Wikingern niedergebrannt. nach der nächsten Zerstörung von 983 wird der Heidenwall errichtet.

Der Archäologe kann außer dem Heidenwall nichts belegen. So betonte 2002 noch der damalige Leiter des Harburger Helms-Museums, Ralf Busch: „Aus der Zeit Ansgars [...] gebe es ‚nicht ein Krümelchen Bausubstanz‘ [...] Auch über das Massaker der Wikinger um 845 gebe es keine Grabungsbelege [...] Auch die Hammaburg [...] ‚ist uns archäologisch abhanden gekommen‘“ [vgl. Illig 2002, 399].

Obwohl hier eine Bischofskirche gestanden haben soll, erweist sich Proto-Hamburg noch im 10. Jh. als kümmerliche Palisadenbefestigung in morastiger Umgebung. Als Otto I. 963 den Papst Benedikt V. dorthin in die Verbannung und in die Sümpfe schickt, teilt er sein Exil mit 200 bis 300 Bauern in einstöckigen Lehmhütten, die auch das Vieh beherbergen [vgl. Illig 2005, 690]. Warum aber der Bischofssitz des 9. Jhs. im 10. Jh. noch oder wieder einem Dorf gleicht, wo nun eigentlich die ominöse Hammaburg stand, das und manch anderes wollte man mit einer enormen, eineinhalb Jahre dauernden Grabung vor dem Dom klären.

Die Redaktion der ZEIT brachte eine Video-Kamera in Position, damit die Grabung nicht nur von ihren Fenstern, sondern auch im Internet ständig beobachtet werden konnte; die Zeitung richtete auch den Internet-*Hammablog* ein. Nun konnten die Funde kommen. Doch fast nichts kam. Der Chefausgräber Karsten Kablitz führte das Logbuch immer nachlässiger; der letzte Eintrag stammt vom 10. 10. 2006, obwohl die Grabung erst am 6.12., am St.-Nikolaus-Tag auf einer Pressekonferenz für beendet erklärt wurde. Laut *Hamburger Morgenpost* [cjp, vom 7.12.]:

„Die Hammaburg wird immer mehr zum Mysterium Hamburgs. Auch nach 18 Monaten intensiver Suche auf dem Domplatz bleibt die 817 erbaute und 845 von den Wikingern zerstörte Keimzelle Hamburgs weiter unentdeckt, bilanziert das Helms-Museum zum Ende der 18-monatigen Ausgrabungszeit:

»Entgegen älterer Annahmen befindet sich die Burganlage definitiv nicht auf dem Domplatz«, erklärte Karsten Kablitz, Leiter des 16-köpfigen Archäologenteams. Eine historische Sensation! Denn bisher ging die Wissenschaft fest davon aus, dass sich der Siedlungskern der Elbmetropole auf dem Domplatz zwischen Petri-Kirche und Pressehaus befand.

Der Grund: Bereits zwischen 1949 und 1956 entdeckten Forscher auf dem Domplatz einen Wallgraben, der nach damaligem Kenntnisstand fälschlicherweise in die Zeit der ersten Besiedlung datiert wurde. Jetzt wurde erneut gegraben, da eine Investorengruppe einen Neubau auf dem Areal plant. Doch Gegenstände aus dem neunten Jahrhundert, die eine Besiedlung nachgewiesen hätten, blieben Fehlanzeige. Somit bestätigten jetzige Grabungen, dass der Erdwall erst um 900 nach Christi Geburt entstand. Auch archäologische Fehlschläge bieten also neue Erkenntnisse.

Offen bleibt jedoch die Frage: Wo siedelten denn nun die ersten Hamburger?“

„Die Hamburger aber sind verzweifelt. Denn inoffiziell hieß die Mission stets »Suche nach der Hammaburg«. [...] Als nach einem Jahr Grabungszeit die Festung noch immer nicht auftauchen wollte, breitete sich in der Hansestadt Bestürzung aus. Die Schlagzeilen der Lokalpresse sind ein Zeugnis wachsender Erschütterung. [...] Als im August sieben Pfostenlöcher auftauchten, hoffte das Abendblatt erneut: »Wenn sich diese Annahme archäologisch beweisen lässt, steht die Entdeckung der Hammaburg unmittelbar bevor.«

Nun werden die Tage nicht mehr kürzer. Die 18 Monate sind um. [...] Die Archäologen [...] fanden keine Belege für die [...] Hammaburg«, resümierten die Wissenschaftler am 6. Dezember“ [Willmann].

Doch die tote, unausgegrabene Hammaburg erlebte nach drei bis sechs Tagen ihre Auferstehung. Am 13.12. wusste es dank der *Welt* die ganze Welt: „Sensation am Grabungsende: Hammaburg doch gefunden?“

„»Das war ein richtiges Nikolaus-Geschenk«, freute sich der Direktor des Helms-Museums, Rainer-Maria Weiss. »Nun können wir endlich Klarheit in die verworrene Geschichte bringen.« [...] »Die größten Hoffnungen haben wir auf das Toilettenhäuschen aus den 20er Jahren gesetzt, das zuletzt als Sozialstation genutzt wurde«, sagte Weiss. An dieser Stelle war noch nie zuvor gegraben worden und die Forscher nahmen sich das Areal als letztes vor. Und tatsächlich fanden die Wissenschaftler dort, was sie suchten: Einen komplett erhaltenen Siedlungshorizont aus mehreren Lehmschichten, mit Wallanlagen, Brandspuren und Holzerhaltungen. »Jetzt haben wir eindeutige Spuren, um zu klären, ob es sich um die Hammaburg handelt«, sagt Grabungsleiter Karsten Kablitz.“ [Die Welt; 13.12.]

Die Zeit wird das 14 Tage später grundsätzlich anders sehen:

„Einen »Sensations-Fund kurz vor Grabungs-Ende« entdeckt die *BILD* Hamburg am 21. Dezember: »Hammaburg – Archäologen geben nicht auf.« Zwar hat sich der Erkenntnisstand der Wissenschaftler in den Dezembertagen nicht verändert, aber wie der echte Fan von Elvis – er hält dessen Tod für ein Gerücht – ist der wahre Hamburger nicht davon abzubringen, an den Fund seiner Burg zu glauben“ [Willmann].

Auf jeden Fall gibt Grabungsleiter Kablitz organisches Material zur C14-Datierung weiter. Während die Untersuchungen noch andauern, breitet sich Wirrniss in Hamburg aus. Am Niklas-Tag gleichzeitig eingestandene Ergebnislosigkeit und der längst erhoffte Fund!? Man fühlt sich an Schliemann erinnert, der am letzten Tag einer Grabungskampagne den berühmten „Schatz des Priamos“ gefunden hat – trefflich geeignet für die Erneuerung der

türkischen Grabungslizenz wie für internationale publicity, später dann allerdings als getürkter Fund enttarnt [Traill]. Hier haben nun die Archäologen bei einer Toilette den richtigen Riecher gehabt – genauso wie Prof. Hellenkemper bei der Ausgrabung auf dem Kölner Heumarkt, als er zuletzt noch eine Latrine als einziges Zeugnis für die Karolingerzeit präsentieren konnte [vgl. Illig 1999, 617]. Doch woher der frische Wind für die Hammaburg?

„Auf der Suche nach den Quellen der Erfolgsmeldungen und Durchhalteparolen landet man bei Kablitz' Vorgesetzten. Hamburgs Landesarchäologe Rainer-Maria Weiss stellt sich dem gewachsenen Frust mit gesteigertem Zweckoptimismus entgegen. Er möchte »jetzt noch mal genau wissen, ob es nicht vielleicht doch die Hammaburg sein könnte«. Damit ficht er einen einsamen wissenschaftlichen Kampf um positive Auslegung aller Ungewissheiten. Der lokalen Presse diktiert er Sätze in die Notizblöcke, mit denen er sich leider nicht auf die Befunde seines eigenen Chefausgräbers Kablitz berufen kann: »In dieser Dimension muss man sich die Hammaburg vorstellen, wenn sie es nicht sogar ist.« Damit reanimiert Weiss die alte Theorie, wonach es sich bei der jünger datierten Domburg – ab 900 erbaut zum Schutz des erzbischöflichen Mariendoms – ursprünglich um die Hammaburg gehandelt haben könnte. Obwohl die Keramikfunde das derzeit ausschließen, beziffert Weiss die Chance, dass es sich um dasselbe Bauwerk gehandelt haben könnte, auf »50 zu 50«. Seine Hoffnung stützt sich auf noch ausstehende C14-Datierungen.“ [ebd.]

Sieben Monate zuvor hatte Weiss die Vision einer rechteckigen Hammaburg: Pfostenlöcher neben dem Pressehaus ließen ihn vom immer vermuteten Ringwall übergehen zu einer eckigen Festung, die sich an den Heidenwall schmiegte. Weil der aber erst ab dem 11. Jh. die Siedlung vor Angriffen aus dem Osten schützte, war er „damals wohl auf einem noch älteren Wall aufgeschüttet [worden], dessen Anfänge in die Hammaburg-Zeit um 810 zurückreichen könnten“ [Nyagy 2006a]. Diese steile Hoffnung brauchte aber erst Erdverfärbungen und passende Keramik. Am Niklas-Abend standen sie urplötzlich parat, nicht als Souterrain eines Toilettenhäuschens, sondern als zwei Profile von bis dato unerreichten Dimensionen:

„Die eine Erdwand, die der Bagger stehen ließ, verläuft in West-Ost-Richtung entlang dem Schopenstehl, ist 16 Meter lang und fünf Meter hoch. Die andere zieht am Alten Fischmarkt von Nord nach Süd, ist zehn Meter lang und drei Meter hoch. Ihre hellen und dunklen Schichten zeigen, so Landesarchäologe Prof. Rainer-Maria Weiss, die wichtigsten Etappen der Baugeschichte Urhamburgs“ [Nyagy 2006b].

„Heute ist Karsten Kablitz es leid, ständig mit Dementi zu reagieren, wenn jemand erneut die Hammaburg auf den Domplatz stellen möchte. »Einer

behauptet was. Ich werde dann gefragt, woran man das sieht, und kann nur sagen: Man erkennt an den Verfärbungen des Untergrunds den Verlauf der Domburg.« Er habe, gab er auf einem abschließenden Pressetermin zu verstehen, »keine Veranlassung zur Hoffnung auf die Hammaburg hier an dieser Stelle.« [Willmann]

„Das Ergebnis der Untersuchungen wird nicht vor Ostern [2007] erwartet“ [Nyary 2006b] – und wir werden sagen können, wie weiland Goethe: Wir sind dabei gewesen, wenn die Archäologie schlussendlich das findet, was alle immer schon erwartet haben, zumal Rainer-Maria Weiss doch seinen Vorgänger Ralf Busch übertrumpfen muss. Auf unsere übergeordnete Fragestellung bezogen hieße die Antwort: Im Zweifelsfall sticht der Ober den Unter, setzt sich der Schreibtischkönner gegenüber dem im Dreck wühlenden Kollegen durch. Aber bis Ostern scheint noch alles offen.

2. Ingolstadt / Ingolstadt

Das 1200-jährige Ingolstadt weiß, dass sein feierwürdiges Alter nur von einer Urkunde herrührt: der Reichsteilungsurkunde von 806, auch „Testament Karls des Großen“ genannt [Schönwald in *Ingolstadt*, 94]. Mangels Original setzte die Edition in der MGH u.a. auf eine Vatikanische Handschrift des 16. oder 17. Jhs., weil sie wie der Druck von 1594 den vollständigen Text wiedergibt [ebd., 95].

Immerhin war die Stadt sehr daran interessiert, auch ein archäologisches Zeugnis für ihr hohes Alter vorweisen zu können. In dem Katalog, der letztes Jahr zum Stadtjubiläum herausgegeben worden ist [*Ingolstadt*], finden sich immer wieder Hinweise auf die Ergebnislosigkeit dieser Suche im Bereich der Altstadt. Es seien hieraus nur Beatrix Schönwald und Gerd Riedel zitiert:

„So bleibt es auch 1200 Jahre nach der Ersterwähnung Ingolstadts bei dem archäologischen Negativbefund zum Frühmittelalter in der Altstadt“ [*Ingolstadt* 158].

Um die Urkundennennung zu retten, entschloss man sich, die „Stadtgeschichte im Flussbett“ zu suchen [ebd., 80]. Die Schutter mündet heute direkt neben der Altstadt in die Donau, fließt aber zuvor ein ganzes Stück einigermaßen parallel zur Donau. Insofern suchte man die Hypothese zu untermauern, dass die Schutter in frühmittelalterlicher Zeit weiter westlich von der Altstadt den Hauptfluss erreicht und die erste Ansiedlung bei dieser einstigen Mündung gelegen hätte. Noch ist man sich nicht über die einstige Mündung im Klaren, noch gibt es keinen einzigen archäologischen Fund aus diesem Gebiet, doch bei der Veranstaltung am 26.11. spottete bereits der Archäologe Haberstroh über G. Anwander und mich, weil wir nicht wüssten, dass die eigentliche Altstadt gar nicht unter der heutigen Altstadt gelegen sei.

Hier möchte Ingolstadt also mangels Befund und vor allem mangels Negativbefund noch hoffen.

Gleichwohl gibt es seit 2003 einen archäologischen Fund aus der Altstadt: eine Kreuzfibel aus der Moritzstr., also gleich neben dem Rathausplatz, unter dem in den letzten Jahren nach der ältesten Altstadt gesucht worden ist [s. Titelbild]. Bei ihrer Bergung war sie hochwillkommen, schien sie doch zu signalisieren, dass hier ein sozial höher gestellter Mensch einen mit Glasperlen besetzten Bronzeschmuck verloren hätte. Dann durfte auch das Königsgut in ihrer Nähe vermutet werden, zumal es keine Veranlassung gab, „ihre allzu weite Verlagerung vom Ort ihres ursprünglichen Gebrauchs in Erwägung zu ziehen“ [Haberstroh in *Ingolstadt*, 138]. Dementsprechend klangen die Posaunen nach der Auffindung:

„Damit hätten die Historiker den langersehnten Beweis gefunden, dass Ingolstadt der ‚Herrenhof‘ des Königsgutes Karls des Großen war, teilte die Pressestelle der Stadt mit“ [dpa laut Illig 2004, 88].

Doch was macht ein Schmuckstück in einer Gegend, die als Siedlungsgelände nicht mehr in Frage kommt? Sie wird als Beleg wertlos, ihr Auffindungsort problematisch. Dessen ungeachtet schmückt sie – zusammen mit zwei Schriftstücken und einem Detail des spätgotischen Stadtmodells – den Umschlag des Begleitbands zur Ausstellung.

Diese Fibel ist aber aus einem weiteren Grund von Bedeutung. Laut Egon Wamers, der 1994 bereits 775 frühkarolingische bis ottonische Fibeln anführen konnte, gehört sie zu seiner Gruppe der „Kreuzfibeln ohne Eckrundel mit ankerförmigen Armen“; die kleinen Glasperlen sind ganz ähnlich auf dem Tassilokelch angebracht [Haberstroh in *Ingolstadt*, 138], ihr Kerbschnitt leitet sich aus spätrömischer Serienproduktion ab, wird aber hier der Zeit um 800 zugeschlagen [Ettel in *Ingolstadt*, 115]. Wamers sieht keine Herstellung im Ingolstädter Raum, sondern eine Werkstatt in Mainz, Trier oder Karlbürg am Main, wo ähnliche Stücke gefunden worden sind – die weiteren Fundorte sind Münster, Paderborn, Zellingen und Großhesselohe südlich München [Haberstroh, Ettel in *Ingolstadt*, 138, 115]. Da Wamers sogar mit Werkstattgleichheit rechnet, ergibt sich daraus ein Handel von Karlbürg bis Münster und Großhesselohe und

„das Eingebundensein der villa Ingoldesstat und der villa Karlbürg in einen Kreis herausragender Orte des karolingischen Reiches“ [Ettel in *Ingolstadt*, 116].

Allerdings ging Rudolf Bergmann 1999 [438 f.] für die Münsteraner Kreuzfibel von einem gesicherten bzw. sehr wahrscheinlichen Herstellungsort Münster aus. Es gibt hier wohl eine Konkurrenz der jeweiligen Ausgräber.

Die Fibel mit ihrer kreuzförmigen Grundform, der ein Andreaskreuz eingestellt ist, wird interessanterweise in Ingolstadt nicht als spezifisch christlich

interpretiert. Sie gilt als Trachtbestandteil, der in spätmerowingischen Gräbern im Verlauf der ersten Hälfte des 8. Jh. nicht mehr beigegeben wird, sondern nur noch aus Siedlungsschichten bekannt ist [Haberstroh in *Ingolstadt*, 138]. Ein christliches Kreuz hätte auch noch später eine Bestattung begleiten können, doch fehlen derartige Fibeln auch in den wenigen Gegenden Süddeutschlands, aus denen noch im 9. und 10. Jh. Trachtbestandteile in Gräbern gefunden werden [ebd.]. So gelten sie nicht als christliches Spezifikum und würden eigentlich der fränkischen Zeit bis 600 viel besser entsprechen.

3. Mimigernaford / Münster

Es gibt nun das Vergleichsstück aus Münster [s. Titelbild], allerdings ohne eingelegte Glasperlen.

„In Münster, wo die Fibel gerne als Zeichen frühen christlichen Glaubens interpretiert wurde, stammt sie aus dem karolingischen Laufhorizont unter der Holz-Erde-Mauer“ [Ettel in *Ingolstadt*, 116].

Münster hat 2005 sein 1200-Jahres-Jubiläum begangen und hätte dazu gerne karolingische Funde präsentiert. Doch es blieb bei der Kreuzfibel; die eigentliche Ansiedlung ließ sich in der heutigen Altstadt – „ein ziemlich tristes Kaff im Sumpf“, so die Archäologin Gabriele Isenberg [Illig 2004, 259] – trotz intensiver Suche nicht finden und wird heute ein ganzes Stück entfernt vermutet: „Das sächsische Dorf ist gestorben [...] Jetzt ist der Bispinghof unsere Kandidat für die sächsische Siedlung“ [Thiel 2005a, 38], doch liegen auch von diesem neuen Ort keine archäologischen Funde vor.

Ingolstadt hat 2006 sein 1200-Jahres-Jubiläum begangen und hätte dazu gerne karolingische Funde präsentiert. Doch es blieb bei der Kreuzfibel; die eigentliche Ansiedlung ließ sich im heutigen Altstadtbereich trotz intensiver Suche nicht finden und wird heute ein ganzes Stück entfernt vermutet; doch liegen auch von diesem neuen Ort keine archäologischen Funde vor.

Die Bilder gleichen sich dermaßen, dass man bereits ahnt, wie die nächste oder übernächste Stadt mit Karolingerhintergrund von einer Fibel gerettet werden wird. Doch weil es sich im Falle Münsters um die Begründung eines Bistums gehandelt haben soll, wurde die Kreuzfibel als spezifisch christlich hervorgehoben. Werner Thiel [2005b, 412 f.] hat für Münster sofort unter der Rubrik „Verchristlichungen“ widersprochen und auf den Befund hingewiesen, dass die angesprochene karolingische Lauffläche in Münster übergangslos solche der römischen Kaiserzeit überlagert und häufig kaum von diesen zu trennen ist, also eigentlich merowingerzeitlich eingeordnet werden müsste [ebd., 410].

4. Haberstroh und Kollegen

Der Archäologe Jochen Haberstroh hat im Ingolstadt-Begleitbuch nicht nur die Kreuzfibel vorgestellt und die Situation des Donauübergangs in der Völkerwanderungszeit dargestellt; er war auch Diskutant bei der Veranstaltung im Ingolstädter Stadtmuseum vom 26.11. [vgl. Illig 2006b]. Sein erster Beitrag bestand darin, dass er dem Buch von Anwander und mir vorwarf, es enthalte ausschließlich veraltetes Material; das einzige, was zähle, wäre seine aktuelle Ausgrabung in Nassenfels [vgl. Illig 2006a, 155].

Dieses Statement war im Grunde für die Archäologie vernichtend. Denn in dem Buch *Bayern und die Phantomzeit* sind ausschließlich Grabungsergebnisse von Fachleuten ausgewertet worden. Doch nicht unsere Darstellung der Ergebnisse wurde als falsch eingestuft, sondern das archäologische Material und seine fachspezifische Auswertung. Mit anderen Worten: Um sich nicht mit unserer Einschätzung der Fundlage in Bayern auseinandersetzen zu müssen, kippte Haberstroh lieber die eigenen Berichte – Ausgrabungen in der Krypta von Seußling und im Bereich des Bamberger Domkapitels – wie die aller seiner Kollegen in den Orkus. Wie bequem ist es doch, nur noch das gelten zu lassen, was *nach* einem Buch an Forschungsberichten aufgedeckt und zum Teil noch gar nicht richtig ediert worden ist.

(Der von den Beteiligten ins Auge gefasste Besuch in Nassenfels ist noch nicht zustande gekommen.)

An seiner Stelle gebe ich die Stellungnahme eines ungenannt bleibenden Archäologen an mich wieder, die weiteres Licht auf das Frühmittelalter, vor allem aber auf die Archäologie wirft:

„Frühmittelalterliche Befunde und Funde sind nach meiner Erfahrung nicht deswegen fehlend, weil es diese Epoche nicht gibt, sondern **weil die menschlichen Aktivitäten dieser Epoche aus verschiedenen Gründen weniger Befunde und Funde hinterließen**, diese wenigen Funde und Befunde sich schlecht überlieferten und diese wenigen überlieferten Funde und Befunde oft nicht oder ungenügend archäologisch erfasst wurden und werden. Was meine ich damit?

* Wenn man bedenkt, wie porentief heutige Bauvorhaben archäologische Substanz zerstören, wie wenige Notgrabungen stattfinden, wie desinteressiert und verständnislos die zuständigen politischen Gremien sind, wie wenige Archäologen es gibt, wie überlastet sie sind, wie wenig Geld da ist, wie ungenügend Archäologen an den Universitäten auf den Notgrabungs-Alltag auf Baustellen vorbereitet werden,

* wenn man weiter bedenkt, wie viele Kirchen schon vor langer Zeit, von Laien und mit ungenügenden wissenschaftlichen Standards ausgegraben wurden,

* wenn man bedenkt, wie viele Kirchenneubauten des hohen und späten Mittelalters, der frühen Neuzeit sowie des Barock die frühmittelalterlichen Vorgänger zerstörten, wie viele jüngere Gräber den Befund stören,

* wenn man bedenkt, wie schwierig Datierungen auf der Basis von Typologien sind und wie leicht man da ein Haar in der Suppe finden kann,

* wenn man bedenkt, wie oft frühmittelalterliche Keramik aus Versehen der römischen Zeit oder gar der Urgeschichte zugeschlagen wird, da sie von Prähistorikern bearbeitet wird, die nicht viel vom Frühmittelalter verstehen,

*** wenn man bedenkt, was für eine arme Periode das Frühmittelalter war, arm an Menschen, arm an Steinbauten, arm an Keramik,**

* wenn man schlussendlich bedenkt, wie wenige Spuren historisch bekannte und aus Urkunden nachweisbare Großereignisse im Boden hinterlassen, um wie viel leichter und spurloser frühmittelalterliche organische Materialien verschwinden können, auch dort, wo man archäologisch angemessen nach ihnen sucht,

dann sind das mehr als genug einleuchtende und nahe liegende Gründe, warum das Frühmittelalter im archäologischen Befund oft sehr dünn ist, ohne gleich dreihundert Jahre streichen zu wollen.“

Wir erkennen daraus, dass der Archäologe dem Frühmittelalter tatsächlich eine Sonderstellung einräumt, indem er fundlose Großgrabungen wie Hamburg-Domplatz oder Köln-Heumarkt oder Köln-Quartermarkt oder Ingostadt-Rathausplatz ignoriert: Arme Periode, arm an Menschen, arm an Steinbauten, arm an Keramik. Ihn interessieren die Schriftbefunde wenig, wie sie Albrecht Mann gesammelt hat [vgl. Illig 1996, 205, 208]:

- Von 485–855: 312 Kathedralen / 1.254 Klöster / 129 Königspfalzen,
- davon unter Karl d. Gr. 16 Kathedralen / 232 Klöster / 65 Pfalzen,
- davon u. Ludwig d. Frommen und Lothar I. 13 Ka. / 185 Klöster / 35 Pf.

Warum läuft der Archäologe nicht Sturm gegen die Schriftverweser? Warum betont er nicht, das arme, menschenleere Land hat niemals eine derartige Bautätigkeit oder derartige Dauerkriege leisten können, weswegen die Urkunden vollständig in die Irre führen?

Und warum trifft der Archäologe Feststellungen wie: „weil die menschlichen Aktivitäten dieser Epoche aus verschiedenen Gründen weniger Befunde und Funde hinterließen“? Warum war nur damals alles so flüchtig? Hier hat sich der Archäologe eine armselige Hütte aus Zirkelschlüssen errichtet: Aufgeschreckt von der nicht zu leugnenden Fundarmut ignoriert er die erstaunlichen Berichte über Bautätigkeiten im frühen Mittelalter und erfindet lieber Begründungen für diese fundarme Epoche, die für alle noch früheren Zeiträume um so triftiger wären. Wie steht es denn mit dem Keltenoppidum Man-

ching, nur ein paar Kilometer von Ingolstadt entfernt, das mit mehr Siedlungsartefakten der spätkeltischen Zeit aufwartet, als alle bayerischen Siedlungsfunde des frühen Mittelalters für Agilolfinger und Karolinger zusammen bieten können? Weil die Kelten so zahlreich waren, so üppig in Stein bauten und fast unverwüsthche Keramik sonder Zahl brannten?

Fazit

Zieht also der heutige Archäologe im Prinzip jede nur relevante Quelle heran, wie eingangs Baeriswyl behauptet hat? Die aktuelle Sichtung archäologischer Tätigkeiten scheint zu zeigen, dass es vor allem eine unversiegbare Quelle gibt: den Strohalm in Gestalt des Prinzips Hoffnung. Wenn Ingolstadt in seiner Altstadt nichts Karolingisches findet, hofft man auf eine andere Altstadt. Wenn Münster in seiner Altstadt nichts findet, hofft man auf eine etwas entlegene Altstadt. Wenn die archäologischen Berichte zu Bayern in überwältigender Zahl nur Negativbefunde präsentieren können, dann wirft man sie ins Eck und setzt auf zukünftige Befunde, die doch mit großer Sicherheit viel besser ausfallen werden. Und wenn gar nichts trägt, dann konzediert man dem Frühmittelalter den Sonderstatus einer besonders fundarmen Epoche.

Ließ sich vor zehn Jahren hoffen, dass die Archäologen – dankbar für einen Hinweis, warum ihre frühmittelalterlichen Grabungen so notleidend sind – die These der Phantomzeit in allen Richtungen durchspielen, so ist diese Hoffnung mittlerweile begraben: Der Archäologe findet, was er finden soll – eine christliche Kreuzfibel in der Bischofsstadt Münster, einen Wall der Hammaburg, eine unchristliche Kreuzfibel samt verändertem Flussarm in Ingolstadt – und wird sich niemals gegen die aus schriftlichen Quellen gewonnene Historie aussprechen.

Uns kann das leider nicht überraschen.

Literatur

- Baeriswyl, Armand (2006): [Ein Leserbrief unter der Rubrik]: Moderne Geschichtsforschung und ihre Quellen; in: *NZZ*, 12.9.
- Bergmann, Rudolf (1999): Karolingisch-ottonische Fibeln aus Westfalen. Verbreitung, Typologie und Chronologie im Überblick; in: Stiegemann/Wemhoff: *799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Beiträge zum Katalog der Ausstellung Paderborn 1999*; Mainz, 438-444
- cjp (2006): „Hammaburg bleibt Rätsel!“ Archäologen stoppen Suche. Abschluss-Bilanz. Hamburg entstand nicht auf dem Domplatz; in: *Hamburger Morgenpost*, 7.12.
- Illig, Heribert (1999): Mumpitz in Absurdistan; in: *ZS* 11 (4) 613-628
- (2002): Zwischen Hamburg und der Jahreslänge. Bericht zur Phantomzeitdebatte; in: *ZS* 14 (2) 393-400

- (2004a): Die Debatte der Schweigsamen. Zum ‚Schwachsinn‘ des frühen Mittelalters; in: *ZS* 16 (1) 85-101
 - (2004b): Die Tyrannei des Trivialen. Zum Mittelalterdiskurs; in: *ZS* 16 (2) 258-271
 - (2005): Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten; in: *ZS* 17 (3) 681-700
 - (2006a): Karlsevolutionen und Karlskuriosa; in: *ZS* 18 (1) 146-163
 - (2006b): Karleskes zwischen Aachen und Ingolstadt; in: *ZS* 18 (3) 672-676
- Ingolstadt* = Vom Werden einer Stadt - Ingolstadt seit 806 (2006). Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Rahmen des Stadtjubiläums. Redaktion: Helga Furtmayr, Ivana Havelka, Gerd Riedel, Beatrix Schönewald, Doris Wittmann; Ingolstadt
- Nyary, Josef (2006a): Neue Hinweise: Wie sah die Hammaburg tatsächlich aus? in: *Hamburger Abendblatt*, 20.5.
- (2006b): Domplatz. Archäologen finden neue Siedlungsspuren aus Hamburgs ältester Zeit. Hammaburg größer als bisher angenommen? Die Wissenschaftler stießen auf Holz, Keramikscherben und Erdverfärbungen. Sie gelten als die bisher bedeutendsten Funde, deren genaues Alter nun ermittelt wird; in: *Hamburger Abendblatt*, 13.12.
- Pergande, Frank (2006): Wo lag die Hammaburg? Hamburg sucht auf dem Domplatz seinen historischen Kern; in: *FAZ*, 20.12.
- Thiel, Werner (2005a): Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden des Münsteraner Bistumsgründer; in: *ZS* 17 (1) 36- 45
- (2005b): Schliemanns Fluch II oder Münsters Fundament aus Wunsch und Hoffnung; in: *ZS* 17 (2) 405-419
- Traill, David A. (1995): Schliemann of Troy. Treasure and deceit; London
- Wamers, Egon (1994): Die frühmittelalterlichen Lesefunde aus der Löhrrstraße (Baustelle Hilton II) in Mainz; Mainz
- Welt, Die* (2006): Archäologie. Sensation am Grabungsende: Hammaburg doch gefunden? Wissenschaftler haben nun auf dem Domplatz im Zentrum Hamburgs möglicherweise Reste der legendären Burg entdeckt, die Hamburg den Namen gab. ‚Das war ein richtiges Nikolaus-Geschenk‘, freute sich der Direktor des Helms-Museums, Rainer-Maria Weiss; in: *Die Welt*, 13.12.
- Wemhoff, Matthias (2001): Erlesene und ergrabene Geschichte. Zum Verhältnis schriftlicher und archäologischer Quellen am Beispiel der Geschichte der Stadt Paderborn (Paderborner Universitätsreden 77, zur Verleihung des Titels eines Honorarprofessors an M. Wemhoff am 7.12. 2000); Hg. Peter Freese; Paderborn
- Willmann, Urs (2006): Daneben gegraben. Vieles förderten die Archäologen in Hamburgs Innenstadt zutage. Die Hammaburg war nicht dabei; in: *Die Zeit*, 28.12.

St. Cyriakus, Gernrode

Ein Nachtrag zu: „Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen ...“

Dietmar Franz

1996 rückte Heribert Illig gut argumentierend die Bau-Chronologie zurecht, indem er die Aachener Pfalzkapelle in den Zeitraum 1056 bis 1106 legte. Meisegeier [= M.] unternimmt in seinem Beitrag in Heft 2/2006 genau das Gegenteil. Er verkehrt die Bau-Chronologie, indem er grundlos Vorgängerbauten verjüngt. Meisegeier verschiebt Memleben und Gernrode so, dass der architektonische Höhepunkt – St. Michael in Hildesheim – zum eher entstandenen Vorbild wird. Wenn aber Hildesheim – wie der Autor behauptet – das Vorbild für Gernrode und Memleben gewesen sein sollte, dann könnte auch die Aachener Pfalzkapelle vor Mettlach, Nimwegen und Ottmarsheim entstanden sein.

Zunächst ist fraglich, welche Rolle diese „phantomzeitnahen“ Bauwerke in einer Diskussion um die Phantomzeit-Theorie überhaupt spielen. Ich denke: keine. Damit bleibt das Anliegen des Autors im Dunkel, doch das soll nicht mein Thema sein. Es geht hier um den viel diskutierten Grundriss sowie den Bauablauf der Gernroder Stiftskirche St. Cyriakus. Und am Rande, fast nebenbei, ein paar Gedanken zu Memleben und Hildesheim, auf der Grundlage Michael Meisegeiers Darlegungen.

Weshalb sollten ohne fassbare Gründe Bauten aus der zweiten Hälfte des 10. Jhs. gewaltsam verjüngt werden? Vielleicht weil der Autor grundlos den Baubeginn der Krypta von 965 auf 1020 verlegt und dann meint: „Mit dieser Datierung kann man aus architekturhistorischer Sicht ‘gut leben’“ [M. 478]. Das reicht wohl nicht aus. Es geht schließlich um Geschichtsfindung, und nicht darum, womit „man“ aus architekturhistorischer Sicht gut leben kann. Zweifelhafte Geschichtsschreibung ohne Argumente durch eigene spekulative Geschichtsschreibung zu ersetzen, erhöht weder Wahrheitsgehalt noch Wissenschaftlichkeit der Geschichtsschreibung. An Geschichtsneuschreibung muss anders herangegangen werden.

Der geplante Nachfolgebau der Memlebener Marienkirche wurde nach 980 begonnen und 983 abgebrochen. Doch:

„Auch die anderen chronikalischen Nachrichten sowie die zahlreichen Urkunden [...] sind mit äußerster Vorsicht zu genießen, weshalb sie hier außer acht bleiben“ [M. 475].

Und so spekuliert Meisegeier [475] über Memleben weiter:

„Ich halte eine solch entwickelte Anlage erst im 11. Jh. für möglich [...] da liegt es auf der Hand, dass der um 1015 oder wenig später errichtete Kirchenbau“.

Und er findet auch gleich den Bauherren: „Hier bietet sich Thietmar von Merseburg förmlich an, der von 1009 bis 1018 Bischof von Merseburg war“ [M. 475]. Zwei Fragen lässt Meisegeier jedoch unbeantwortet: Warum baute der Merseburger Bischof nicht in Merseburg, sondern in Memleben? Und warum verschweigt er sein großartiges Vorhaben einer „solch entwickelten Anlage“ und den sich daraus offensichtlich ergebenden Wettstreit mit Bernard von Hildesheim in seiner Chronik [s. Trillmich 1957]. Anselm von Havelberg berichtet in seinem Briefwechsel mit Wibald von Stablo ausführlich über den Bau 'seines' Domes. Doch Bauherr Thietmar hätte in Memleben einen Großbau errichtet und das Vorhaben nirgends auch nur mit einer Silbe erwähnt?

Apropos Thietmar von Merseburg. Meisegeier [468] zieht dessen Chronik unter Berufung auf Faußner in Misskredit:

„Betreffend Widukind ist es nach FAUSSNER [Anwander zu Faußner 23 f.] erwiesen, dass die Sachsenchronik eine Fälschung Wibalds im 12. Jh. ist. Auch bei Thietmar ist, wenn nicht von einer späteren Fälschung, zumindest von einer Geschichtskonstruktion diesbezüglich auszugehen.“

Der Gedankensprung von Widukind zu Thietmar ist so unlogisch wie die Bezugnahme auf Faußner. Jener greift nämlich keineswegs Thietmars Chronik an, sondern sieht sie als eine der Originalquellen für Wibalds Schaffen.

Nun zu St. Cyriakus in Gernrode. „Es gibt einen Stiftungsbericht von 963, der jedoch nicht den Bau erwähnt“ [M. 476]. Ein mit der Stiftung zeitgleicher Baubeginn ist nicht zwingend, aber ohne Argumente auch nicht auszuschließen. Richtig ist, dass Markgraf Gero die Klosterkirche bereits 959 gestiftet haben soll, 963 erfolgte bereits die erste Weihe durch Bischof Bernhard von Halberstadt (Bezieht sich darauf vielleicht Meisegeiers „Stiftungsbericht“?).

„Darüber hinaus existieren je eine Schutzurkunde von Otto I und Otto II. [...] Nach unserem heutigen Kenntnisstand über derartige Urkunden muss grundsätzlich erst einmal die Echtheit angezweifelt werden“ [M. 476].

Der Zweifel ist berechtigt. Gemeint sind D O I. 229 vom 17. 7. 961, womit das Frauenstift gleichzeitig seine erste urkundliche Erwähnung gefunden hat, und eine nicht näher datierte Urkunde des sechsjährigen Otto II., die auch ich für Unfug halte. Jedoch weitere fünf von Otto I. für Gernrode ausgestellte Urkunden werden vom Autor einfach übergangen. Meisegeier [478] schreibt weiter:

„Ähnlichkeiten im Bauschmuck und den Kapitellformen zwischen Gernode und St. Michael in Hildesheim sind bereits früher festgestellt worden. Damals hielt man Gernode für den Vorläufer. Nach meiner Auffassung ist es genau umgekehrt. Das Langhaus von Gernode entstand nach Hildesheim.“

Das ist jedoch keine Erkenntnis, sondern lediglich des Autors Auffassung, worauf er selbst hinweist, die er aber nicht weiter begründet.

Den Achsversatz im Grundriss mit einem dem vermeintlichen Bauablauf zuzuschreibenden Messfehler zu erklären, ist kein Ansatz von Meisegeier. Die Idee ist viel älter und dennoch falsch. Meisegeier geht davon aus, dass zuerst und zeitgleich Ostbau und Westwerk errichtet wurden. Dabei sei das Westwerk falsch eingemessen worden (7 Meter zu weit südlich). Beide Bauten seien erst anschließend durch das Langhaus verbunden worden, daher der Achsversatz. Doch wie müsste das Ergebnis dieses Szenario aussehen? Im Westen und Osten zwei in sich stimmige Gebäude, verbunden durch ein Langhaus, das ein Parallelogramm bildet. Wie sieht aber der Grundriss der Kirche tatsächlich aus? Windschief. Im

„Grundriss fällt eine große Unregelmäßigkeit im Verlauf aller Mauerzüge auf. Es gibt kaum einen rechten Winkel in diesem Bau“ [Löffler 1966, 6].

Sehen wir uns die Geometrie der Kirche beginnend mit dem Ostbau etwas genauer an. Korrekte geometrische Formen sind nicht feststellbar (Abb. 1). Nord- und Südwand des Chores (a) verlaufen nicht parallel, der Raum öffnet sich nach Westen. Die Nordwand des Chores bildet mit der Nordwand der Mittelverierung eine Flucht. Ansonsten setzen sich im Querschiff die Unregelmäßigkeiten fort. Nord- und Südwand der Mittelverierung (b) sind nicht parallel, der Raum wird nach Westen hin breiter. Nordbau (c) ist beinahe winklig. Dadurch macht die Flucht der Südwände des Chores und der Mittelverierung einen Knick. Im Südbau (d) sind Ost- und Westwand nicht parallel, Nord- und Südwand ebenso wenig. Der Raum wird nach Westen enger. Es schließt sich das Langhaus an, das wir nach Meisegeiers Theorie in sich stimmig erwarten dürften. Die Wände des Mittelschiffes (e) laufen tatsächlich parallel, die Achse knickt wie schon dargestellt nach Süden. Doch während die Nordwand direkt an die Nordwand der Mittelverierung anschließt, zeigt die Südwand einen erheblichen Versatz. Das nördliche Seitenschiff (f) wird nach Westen hin schmaler, das südliche (g) geringfügig breiter. Schließlich ist die Innenwand des Langhausabschlusses (h) doppelt geknickt, die Abschlusswand steht weder rechtwinklig zur Achse des Langhauses noch parallel zur Westwand des Ostbaues.

Löffler [6 f.] legte einen anderen Erklärungsversuch als Meisegeier vor:

„Wie es scheint, wurden mittelalterliche Kirchen in ihrer Längsachse auf den Ort ausgerichtet, an dem am Tage ihres Patronatsheiligen die Sonne

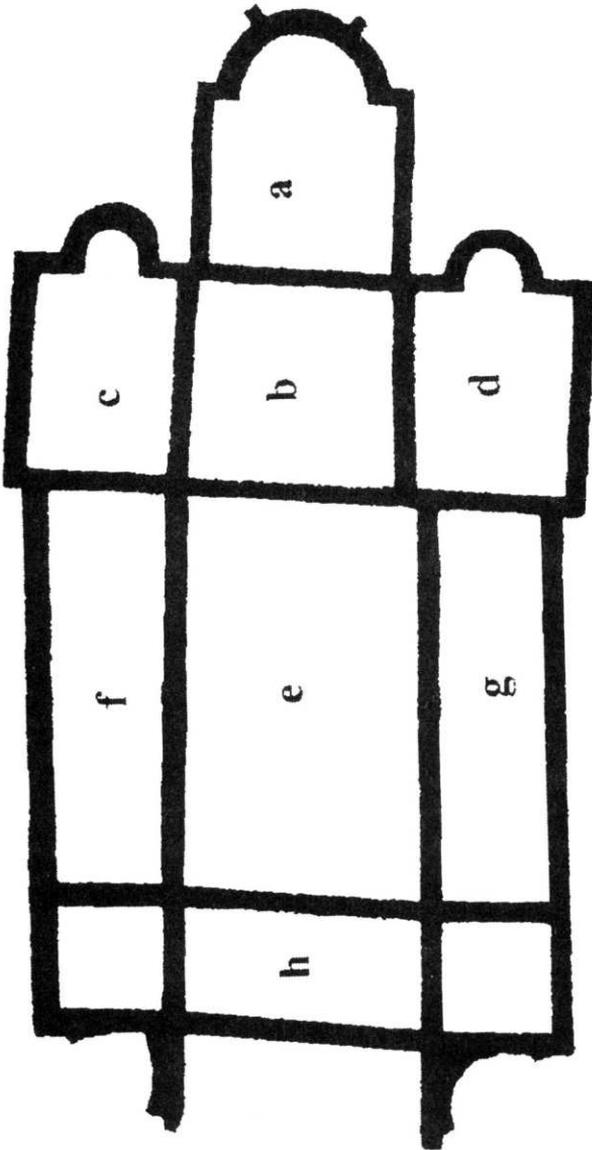


Abb. 1: Grundrissgeometrie der Gernroder Stiftskirche St. Cyriakus
[nach Voigtländer 1980, 9, und Muth 1981, 334]

aufging. Chor und Querhaus von Gernrode weisen auf Mariä Himmelfahrt als Beobachtungstag hin, was dem ursprünglichen Patrozinium, Maria und Petrus, entsprechen würde. Für das Langhaus wurde dagegen der 9. August als Tag der Beobachtung ermittelt, auf den 8. August aber fiel das Fest des Cyriakus, der seit 964 Titelheiliger der Kirche war. So könnte es sein, daß man den Baubeginn des Langhauses benutzte, um die Kirche neu zu osten.“

Ein mutiger und doch fragwürdiger Versuch, ganz abgesehen von den ungenauen Daten. Auch wird damit nicht erklärt, warum der Westbau erneut die Richtung ändert und der gesamte Grundriss schief ist.

Es handelt sich in Gernrode nicht um einen einzelnen Messfehler, wie Meisegeiers Bauablauf uns glauben macht, sondern um eine durch seinen Vorschlag nicht erklärbare Menge von Messfehlern. Das zeigt der scheinbar total verpfuschte Grundriss deutlich. Vielleicht ist Gernrode das Erstlingswerk der Bauhütte oder des ausführenden Baumeisters gewesen. Vielleicht aber sind die Abweichungen von der Geometrie – gewollt oder ungewollt – Besonderheiten des Oberflächenprofils oder des Baugrundes geschuldet. Immerhin haben sie sich als statisch dauerhaft verträglich erwiesen.

Ich möchte den überlieferten Bauablauf, den Meisegeier nicht widerlegt hat, noch einmal kurz zusammenfassen [Genrich 1954, 9 ff.; Voigtländer 1980, 4]:

Baubeginn soll um 959 gewesen sein, was durchaus zutreffen kann, da der Bau bereits 963 geweiht wurde. Egal, wann und von wem die Chronik des Thietmar von Merseburg geschrieben wurde, ist kein Grund erkennbar, warum wesentlich falsche Jahreszahlen angegeben wären. Diese erste Weihe bezog sich auf den Ostbau, der wie wir es auch von Quedlinburg kennen, zuerst errichtet wurde. Unbekannt ist allerdings, in welchem Umfang dieser bis 963 fertig war. Möglicherweise stand auch das Querhaus schon, die Weihe könnte sich aber auch allein auf Vorchor und Apsis bezogen haben. Spätestens 965 war der komplette Ostbau fertig, als Markgraf Gero im zentralen Raum des Querhauses vor den Stufen zum Ostchor beigesetzt wurde. Die Krypta gilt als eine der ältesten Hallenkrypten Norddeutschlands. Ihre Vorbilder sind in der Otmarskrypta in St. Gallen und der Krypta von Reichenau-Oberzell zu finden, die 50 oder 100 Jahre eher entstanden sind. Kein Grund also, den Ostbau künstlich zu verjüngen. Ob das dreischiffige Langhaus direkt im Anschluss an den Ostbau oder mit einer dazwischenliegenden Pause erst in den 70er Jahren des 10. Jhs. gebaut wurde, bleibt unklar.

Dieser Bau bildet aber die zweite Bauphase. Die Gestalt des westlichen Abschlusses lässt erkennen, dass der ursprüngliche Bauplan damit vollendet war. In dieser Form des Grundrisses ist die Idee der Einhardsbasilika Steinbach erkennbar [vgl. Holländer 1991, 43]. Zusätzlich wurden nun Treppentürme an die Giebel der Seitenschiffe gesetzt. Erst später (1127–1150) wurde der

Hauptschiffabschluss verlängert und der Westchor mit Krypta angesetzt. Und zwar genau winklig an die alte Außenwand, was zu einem erneuten Achsenknick führte.

Der Bau selbst spricht nicht gegen die traditionellen Datierungen. Einziger Grund für die von Meisegeier vorgeschlagenen Umdatierungen, ist der prinzipielle Zweifel an der schriftlichen Überlieferung. Wem allein dieser Zweifel genügt, ohne weitere Hinweise oder Fakten Baugeschichte so gravierend umzuschreiben, der bewegt sich auf sehr dünnem Eis. Während in Hildesheim das Quadrat die Grundeinheit bildet, was sich folgend im sächsischen Kirchenbau durchsetzt, haben die Räume des Gernroder Ostbaues rechteckige Formen. Hildesheim ist also keineswegs Vorbild für Gernrode, wie Meisegeier meint. Quadratische Vierungstürme im Osten und Westen von St. Cyriakus sind rein fiktiv. Der Baubefund und die schriftliche Überlieferung bestätigen diesen Rekonstruktionsversuch nicht. Damit scheidet diese Türme für den Vergleich mit St. Michael aus. Sowohl als Vorbild, wie auch als Nachbau.

Fazit: Weder die Steine noch das Pergament bestätigen die von Michael Meisegeier dargelegten Auffassungen. Doch ohne handfeste Beweise oder stechende Argumente muss die Baugeschichte solcher Häuser nicht neu geschrieben werden.

Literatur

- Genrich, Paul (1954): Die Stiftskirche in Gernrode; Berlin
Holländer, Hans (1991): Kunst des frühen Mittelalters; Stuttgart
Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
Löffler, Fritz (1966): Die Stiftskirche zu Gernrode / *Das Christliche Denkmal*, Bd. 68
Meisegeier, Michael (2006): Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen und Sachsen-Anhalt; in: *Zeitensprünge* 18 (2) 449-482
Muth, Hanswernfried (1981): Die Kunst der Ottonenzeit; in: Pleticha, Heinrich (Hg.): *Deutsche Geschichte, Bd. 1*: 322-341; Gütersloh
Trillmich, Werner (1957): Thietmar von Merseburg. Chronik. Neu übertragen und erläutert; Darmstadt
Voigtländer, Klaus (1980): Die Stiftskirche zu Gernrode und ihre Restaurierung 1858-1872; Berlin

Dietmar Franz, dietmar_franz@web.de

Nachtarock rer. nat.

durch Heribert Illig

1. Protschens Liste ?

Skandal mit Konsequenz: Von der Pianistin Joyce Hatto (1928–2006) gibt es ein beeindruckendes Repertoire von rund 100 CDs, obwohl sie seit einer Krebserkrankung in den 70er Jahren nicht mehr auftreten konnte. Dann fand *iTunes Software* heraus, die Tonspur einer Liszt-Etude stammt gar nicht von Hatto, sondern von einem anderen Pianisten. Hattos Mann als Produzent ihrer CDs hat inzwischen Manipulationen eingeräumt, vielleicht um seiner Frau das Leiden zu erleichtern. Wie dem auch sei:

„Dennoch werden sich wohl die Gerichte damit beschäftigen: In mühevoller Tüftelararbeit muss jeder Takt der Hatto-CDs daraufhin untersucht werden, von welchen Pianisten er gespielt wurde“ [Brembeck 2007].

Skandal ohne Konsequenz: 2004 erschienen im *Spiegel* zwei Berichte von Matthias Schulz, die einen der erstaunlichsten Fälschungsskandale innerhalb der Wissenschaft aufdeckten. Der Frankfurter Ordinarius Reiner Protsch von Zieten hatte über 30 Jahre lang das Institut für Anthropologie und Humangenetik für Biologen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt geleitet. Erst am Vorabend seiner Emeritierung wurde aufgedeckt, dass der Wissenschaftler seine Datierungen auf ganz andere Weise schuf, als gedacht. Denn er verzichtete auf seine C14-Messapparatur und gewann Datierungen kraft kreativer Einbildung. Doch stolperte er keineswegs über seine imaginierten Jahresangaben, sondern über institutseigene Schimpansen-Schädel, die er zu Gunsten der eigenen Kasse verhökern wollte.

Ein Jahr später, am 17.2. 2005 war in *Spiegel-online* zu lesen: Eine Expertenkommission kam zu dem Ergebnis, er habe sich Fälschungen und Manipulationen zuschulden kommen lassen. Die Kommission forderte Bestrafung, der C4-Professor ließ sich in den Ruhestand versetzen, sein Institut wurde geschlossen, die Staatsanwaltschaft nahm Ermittlungen auf – nicht wegen Datierungsfälschungen, sondern wegen ‘ganz normaler’ krimineller Delikte [vgl. Illig 2005]. Was hat sich seitdem getan? Der entsprechende *Wikipedia*-Eintrag lautet:

„Am 22. Juli 2006 berichtete die FAZ unter Berufung auf die Frankfurter Staatsanwaltschaft, Protsch werde angeklagt wegen Urkundenfälschung, Untreue, Unterschlagung, versuchtem Betrug und Verstößen gegen den Artenschutz“. [...] Die FAZ schrieb, die strafrechtlich relevanten Vorwür-

fe der Staatsanwaltschaft ‚verstärken das Bild eines zutiefst unehrlichen Menschen‘.“

Der Staatsanwalt ist offenbar immer noch zugange, die lange Reihe von Protschs Untaten abzarbeiten. Wie aber steht es um den universitären Selbstreinigungsprozess? Zu erwarten wäre: nach Protschs Disqualifizierung eine Entschuldigung der Universität an die wissenschaftlich Geschädigten, vor allem aber eine Auflistung jener C14-Datierungen, die in die Fachliteratur Eingang gefunden haben und dringend eliminiert werden müssen – gewissermaßen Takt für Takt.

Suchen wir im Internet das doch so fest geschlossene Institut, so stellen wir fest: Alles wie gehabt. Das Institut ist zumindest virtuell präsent und hat zwei „derzeitige Professuren“ [gelesen am 14.2. 07]: als „amtierende Geschäftsführende Direktorin: Prof. Dr. Anna Starzinski-Powitz“ und „Prof. Dr. (UCLA, USA) Dr. rer. nat. Reiner Protsch von Zieten“. Seine außergewöhnlich umfangreiche Kurzvorstellung ist identisch mit jener, von der ich naiverweise am 11.11. 2004 glaubte, sie wäre längst aus dem Netz entfernt [Illig 2004, 497]. Ganz im Gegenteil hat sie also 27 Monate überdauert; so kann keine Rede davon sein, dass sich die Universität eines Betrügers in den eigenen Reihen schäme. Insofern erübrigt sich die Frage, ob die Frankfurter Uni der Empfehlung der „Kommission zum Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten“ gefolgt ist, „sich bei geschädigten Personen zu entschuldigen“ [vgl. Illig 2005, 123].

Wie steht es nun mit dem Sündenregister in Gestalt ausgemusterter Datierungen? Fehlanzeige, um es knapp und klar auszusprechen. Internet-Einträge aus den letzten 14 Monaten sind mir überhaupt nicht begegnet.

Da stellt der Archäologe Thomas Terberger im WDR [17.2.2005] fest, dass der Schädel von Paderborn-Sande nicht 27.400, sondern nur 250 Jahre alt ist. Doch das war schon ein halbes Jahr zuvor bekannt [vgl. Illig 2004, 498].

Derselbe Archäologe hat mit seinem Kollegen Martin Street und einem Oxforder Labor den angeblich ältesten Hamburger, den „Neandertaler von Hahnöfersand“ um 28.530 Jahre verjüngt – so der Eintrag vom 10.5. 2005, doch auch dieser ist damals nicht mehr neu [vgl. ebd.]. Dasselbe gilt für die Frau von Binshof-Speyer, die um -1300, nicht um -21300 gelebt hat. Terberger lüpfte damals nur ganz dezent die Decke vom Skandal:

„Nur noch die Hälfte aller Funde, die in Deutschland in die Zeit von vor 10.000 bis 40.000 Jahren datiert worden sind, gelten als echt.“

Ein undatiertes Eintrag auf der ORF-Seite *science* bezieht sich ebenfalls auf Thomas Terberger:

„Leider habe man nach dem ‚Aussortieren der faulen Eier‘ kaum noch bedeutende Menschenfunde aus dem Zeitraum zwischen 40.000 und

30.000, sagte Therberger. ‚Es ist Schaden angerichtet worden für die Wissenschaft.‘ Ältester Knochenfund in Deutschland ist nach Angaben des ‚Spiegels‘ nun ein Skelett aus der mittleren Klausenhöhle in Bayern mit 18.590 Jahren“ [science.orf; Therberger = Terberger].

Damit ist gerade der Übergang vom Neandertaler zum Homo Sapiens sapiens, den man vor ca. -30.000 Jahren sah, in keiner Weise mehr greifbar.

Im ersten Quartal des Jahres 2007 ist die Aufklärung des Skandals nicht weiter als im vierten Quartal 2004! Dabei begegnet der Name Protsch immer wieder. Etwa bei der Bestimmung des ältesten „Hessen“. In Konkurrenz lagen Schädelreste aus der Lahntalhöhle „Wildscheuer“ (75.000–60.000) und ein in Lippe (Siegerland) gefundener Schädel ohne Unterkiefer.

„Das geologische Alter des Schädels von 17000 Jahren wurde von dem Frankfurter Paläoanthropologen Prof. Rainer Protsch von Zieten sicher vor 1986 ermittelt“ [Kessler 2003].

Allerdings weiß man im Institut nicht mehr, welcher Schädel da eigentlich datiert worden ist, weil verschiedene Schädelfragmente, die eigentlich aus Leipzig stammen, in Holzkistchen mit der Aufschrift „Lippe“ verwahrt werden. Doch das dürfte gleichgültig sein, da diese Protsch-Datierung nun dringend bezweifelt werden muss. (Das strahlt peinlich in die Medizingeschichte aus: Ein Lippe-Fragment zeigt eine verheilte Trepanationswunde, 7.000 Jahre älter als die nächste, aus der Literatur bekannten Trepanation.) Der ‚älteste Hesse‘ aus der Lahntalhöhle ist jedoch auch schon aus dem Stammbaum der Hominiden gestrichen worden, weil er u.a. von Terberger als Höhlenbär ‚entlarvt‘ worden ist. Übrig bleiben somit zwei Skelettfunde von Oberkassel als die frühesten Menschen im geographischen Westerwald. Beide gehören zum Cromagnon-Typus aus der Zeit um -13000 [ebd.].

Dabei war Protsch kein Einzelkämpfer, sondern beteiligte sich als Institutsleiter in bekannter Manier an den Arbeiten seiner Assistenten. Was können eigentlich Axel von Berg oder Stefan Flohr berichten? Letzterer findet sich mit einer Selbstdarstellung im Internet. Demnach hat er von 2002 bis 2004 immerhin 14 Arbeiten zusammen mit Protsch veröffentlicht. Hat auch er nichts zu sagen? Oder will niemand etwas von ihm hören?

Als 2006 in Bonn ein großer Kongress über 150 Jahre Neandertaler-Entdeckungen abgehalten wurde, waren Stefan Flohr und Axel von Berg, mittlerweile Konservator bei der Archäologischen Denkmalpflege in Koblenz, mit einem Poster beteiligt. Es ging um die durch v. Berg gefundenen Neandertaler-Schädelfragmente in der Osteifel: von den Wannenköpfen nahe Ochtenbung. Diese Funde von 1997 stehen unverändert für zahlreiche Jagd- und Siedlungsspuren in den Eifelkratern. 1999 hatte v. Berg ein Alter von mindestens 100.000 Jahren genannt [Kallenbach], die dann sehr rasch auf 160.000

Jahre erhöht wurden [ebd.] und so auch in den Kongressakten genannt werden [Flohr/Berg 112], wobei die Knochen ohne jeden archäologischen Kontext in einem Krater gefunden worden sind und damit vielleicht für datierungsmäßig unbedenklich gehalten werden (C14 ist da nicht mehr hilfreich, nachdem rund 97 % der anfänglichen Isotopenmenge verstrahlt ist). Immerhin gibt es eine gemeinsame Studie von Stefan Flohr, Reiner Protsch v. Zieten und Axel von Berg aus dem Jahr 2004 darüber (möglicherweise nur als Ankündigung). Ihre Erwähnung bedeutet die einzige Nennung des Neandertaler- und C14-Spezialisten Protsch bei diesem Kongress [vgl. v. Koenigswald/Litt 2006].

So ist die Paläoanthropologie stillschweigend über den Datierungsskandal hinweggegangen. Warum allerdings Terberger den ältesten Menschenknochen Deutschlands bei 18.590 Jahren sieht, während Flohr und v. Berg 160.000 Jahre angeben, muss zunächst offen bleiben. Hier wird sich wohl stillschweigend die höhere Datierung durchsetzen, damit die Heimat des ersten Neandertaler-Fundes nicht hinter ausländischen Rekorddatierungen zurückbleibt.

Ich blende nach 2004 zurück, als bereits klar war, dass die Gesellschaft für Anthropologie die Causa Protsch Sache als zweitrangig abtun wird. Damals schrieb ich:

„Wie mag das Drama um Reiner Protsch ausgehen: als Tragödie für Anthropologie und C14-Forscher, als Gaunerkomödie oder als Schlag ins Wasser, der später vertont wird“? [2004, 501].

Offenbar wollen die Anthropologen diesen Skandal gemeinsam aussitzen. Damit bahnt sich eine Tragödie nicht nur für diese Fakultät, sondern für die Wissenschaft als solche an, denn wenn derart dreistes Fälschen ohne Folgen innerhalb der Forschungsgemeinschaft bleibt, dann gibt es für den Gelehrten kein Porteppee und keinen Griff mehr nach diesem. Aber er trägt es ohnehin nicht mehr, hat es nie getragen, zeichnete es doch als Degenquaste Offiziere (mitsamt ihrer hohen, ja übersteigerten Berufsehre) aus.

2. Buntbarschevolution

Als Georg Menting [1999] über die explosive Artenbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen informierte, ging es auch darum, ob es sich beim Viktoriasee um „Darwins Traumsee“ oder „Alptraum-See“ handeln würde. Tatsächlich scheinen die zuständigen Administrationen von Uganda, Kenia und Tansania entschlossen, mit diesem See, der einmal der Fläche Bayerns entsprach, einen mächtigen Öko-Alptraum zu realisieren: Zum Ersten wird der Wasserspiegel gesenkt, weil an den Staudämmen zu viel Wasser durch die Turbinen der E-Werke rauscht. Zum Zweiten ist die eingeschleppte Wasserhyazinthe seit vielen Jahren bemüht, den See mit einem gewaltigen Teppich zu überzie-

hen, der Gefahren für Gesundheit, Schifffahrt und den Sauerstoffgehalt des Wassers birgt. Zum Dritten wurde schon vor 50 Jahren mit dem Nilbarsch ein Raubfisch ausgesetzt, der reinen Tisch macht mit den Buntbarschen, „den Weltmeistern der Artenbildung“, so der Evolutionsbiologe Axel Meyer [Kürschner-Pelkmann 2007]. Der bis zu 200 kg schwere Nilbarsch, der seinerseits 30 Millionen Menschen ernährt und 3 Millionen Arbeit gibt, minimiert die Bestände der an die 500 Buntbarscharten, so sie überhaupt noch ihre alten Laichplätze und genügend Sauerstoff finden.

An den Ufern des „Bedrohten Sees des Jahres 2005“ stellt sich u.a. die Frage: Wer mag die aggressive Fauna und Flora in den See gebracht haben? Dummer Leichtsinn, schnöde Gier nach Mammon oder machen etwa Kreatio-nisten den Buntbarschen den Garaus, weil sie die Kraft der Evolution zu stark demonstrieren? Dann könnten ihnen aber auch die konventionellen Evolutio-nisten an die Gurgel gehen, weil sie sich für geologische Maßstäbe viel zu schnell verändern. Beide Parteien werden Recht bekommen, indem die armen Tiere sich evolutiv nicht rechtzeitig an die neuen Bedingungen gewöhnen werden.

3. Dodo

„Wie ein Dodo. Ein seit fast 140 Jahren als ausgestorben geltender Vogel ist in Thailand zufällig wiederentdeckt worden – bei einer Beringungs-aktion im Rieselfeld einer Kläranlage. Der Ornithologe Philip Round sagte: ‚Es war, als würde ich einen lebenden Dodo halten.‘ Der Großschna-bel-Rohrsänger wurde bisher erst einmal gefangen: 1867“ [taz, 8.3.2007].

Apropos Dodo. Ein engagierter Dodologe weist darauf hin, dass der einstige Mauritius-Vogel sich keineswegs von den Pinguinen herleitet [ZS 3/2006, 779], sondern von der ostasiatischen Kragentaube. Der Dodo dankt es ihm postum.

Literatur

- Brembeck, Reinhard J. (2007): Original und Fälschung. Nicht alles selbst gespielt. Die CDs der Pianistin Joyce Hatto; in *Süddeutsche Zeitung*, 28. 2.
- Flohr, Stefan (o.J.): www.uni-frankfurt.de/fb/fb15/institute/inst-1-oeko-evo-div/AK-Schrenk/Mitarbeiter/s_flohr/index.uhtml
- Flohr, Stefan / Berg, Axel (2006): The Neandertal Skull Cap from the East Eifel Volcano „Wannenköpfe“ near Ochtendung, Rhineland-Palatinate, Germany – Discovery and Initial Results of a Comparative Morphological Analysis; in: v. *Koenigswald/Litt* (2006), 112 f.
- www.hr-online.de/website/rubriken/nachrichten/index.jsp?... (2005): Anthropologe in Ruhestand versetzt (17.2. 2005)
- Illig, Heribert (2004): C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; in: *Zeitensprünge* 16 (3) 497-502

- (2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz; in *Zeitensprünge* 17 (1) 111-124
- Kallenbach, Reinhard (1997): Neandertalerreste im Eifelkrater entdeckt; in *Rhein-Zeitung*, 20. 8.
- www.archchannel.de/main/DE/neandertaler/Aktuelles
- www.uni-koblenz.de/~odsgroe/neandert.htm
- Kessler, Kai (2003): Westerwälder Urgeschichte muss korrigiert werden.
<http://www.klschmidt.de/gfh/extra/kessler/aelteste.htm>
- Koenigswald, Wighart von / Litt, Thomas (Hg., 2006): 150 years of Neanderthal discoveries. Early Europeans – Continuity & Discontinuity. July 21st – 26th, 2006 in Bonn, Germany, Congress. Schriften der GeoUnion Alfred-Wegener-Stiftung 2006/2, 172 Seiten
- www.neandertal.uni-bonn.de/kongress_bonn/kongress.htm
- Kürschner-Pelkmann, Frank (2007): Darwins Badewanne läuft aus. Sinkender Wasserspiegel, fremde Arten und der Klimawandel treiben den Viktoriasee in den ökologischen Kollaps; in: *SZ*, 7.3.
- Menting, Georg (1999): Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen; in: *Zeitensprünge* 11 (4) 634-657
- Schulz, Matthias (2004a): „Die Regeln mache ich“. Gestohlene Knochen von Urmenschen, absurd falsch datierte Skelette und Schädel – steht den deutschen Steinzeitforschern ein einmaliger Skandal ins Haus? Im Zentrum steht ein schillernder Anthropologieprofessor der Frankfurter Universität. Die Kripo ermittelt; in: *Der Spiegel*, 34/2004, 128-131
- (2004b): Mogelei im Knochenkeller. Schock an der Frankfurter Universität: Der Anthropologe Reiner Protsch datierte Steinzeit-Schädel falsch. Kostbare Fossilien sind verschwunden. Schwindelte der Professor auch bei seinem Doktor- und Adelstitel? Nun stellt sich heraus: Auch institutseigene Eugenik-Akten aus der Nazi-Zeit wurden vernichtet; in: *Der Spiegel*, 42/2004, 156-160
- science.orf.at/science/news/121640: Deutschland: Zahlreiche Steinzeit-Schädel falsch datiert (ohne Datum)
- www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,342263,00.html: Protsch von Zietens Karriere beendet (17.2. 2005)
- Wikipedia: → Protsch von Zieten
- Wolff, Tilman (2005): Uralt oder nur alt? Das ist hier die Frage. Der gefälschte Neandertaler; www.wdr.de/tv/q21/1585.0.phtml (10.5. 2005)
- www.bio.uni-frankfurt.de/index_inst_anthro.html

Kuriosa

In der *Süddeutschen Zeitung* rezensierte Prof. Ulrich Raulff die Biographie von Percy Ernst Schramm, verfasst von David Thimme. Schon die Überschrift gefällt: „Wer wär’ nicht gerne schattenlos wie Karl der Große“. Es ist aber wohl nicht so gemeint, wie mir das ‘neulich’ durch den Kopf ging, als ich das Heft 2/2001 mit einem versonnen aufs Wasser starrenden Karl schmückte und dazu vermerkte: „Karl d. Gr., sein Spiegelbild vermissend“, wobei ich an Wiedergänger, Vampyre, Untote und Fiktionalpersönlichkeiten dachte, die bekanntlich kein Spiegelbild projizieren und häufig keinen Schatten werfen (vgl. Roman Polanskis Facharbeit: *Tanz der Vampire*). Raulff ergänzt:

„Man könnte die Aufzählung seiner [Schramms] Leistungen noch eine Weile weiter fortsetzen und käme so zu einem Bild des Historikers, das sich durch ähnliche ‚Schattenlosigkeit‘ (David Thimme) auszeichnete, wie jenes Bild Karls des Großen, das Schramm Anfang der sechziger Jahre der bundesdeutschen Öffentlichkeit vermittelte.“

Also geht es hier um Karls Leumund, den Percy E. Schramm durch keine kritische Betrachtung verdunkeln wollte. Doch Raulff setzt eilig noch eine Beobachtung hinzu, die der Karlsexegese dramatischen Tiefgang verleihen wird. Denn Schramm mutmaßte im Inneren von Berninis Bronzethron des hl. Petrus (Hochaltar in St. Peter zu Rom) einen kleinen Holzstuhl, der keineswegs von Petrus ‘besessen’ worden war. Schramm

„hatte 1956 [...] behauptet, der Holzthron sei um 870 für Karl den Kahlen hergestellt worden. Anlässlich seiner Kaiserkrönung habe ihn Karl der Große dem Papst geschenkt.“ [Raulff]

Ein Holzstuhl ist 1968 tatsächlich im Innern von Berninis Plastik gefunden worden. So wäre es denn ein um 70 Jahre vauseilendes, wahrhaft antizipatorisches Geschenk gewesen, das Karl anno 800 dem Papst überreicht hätte. Oder – auch herauslesbar – ein klugerweise demissionierter Großkarl hätte 870 noch gelebt, um zur Krönung von Kahlkarl sein Geschenk machen zu können. Also doch ein Revenant, ein Wiedergänger aus dem dunklen Reich der Fiktionen! (Ausschließen wollen wir allerdings die dritte Möglichkeit, wonach Großkarl den Kahlkarl dem Papst geschenkt hätte.)

Wir verstehen nun besser, warum Raulff, derzeit Direktor des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, von Franz Siepe [2006] im Sinne von Herfried Münkler unter die „Sinnbewirtschafter“ und gar „Sinnproduzenten“ eingereiht wird.

*

FAZ vom 31. 12. 2006, (L.J.), unter der Rubrik: „Die Patzer des Jahres“:

„Dem unbekanntem Historiker. Wir spielen Experte.

Professionalität verlangt unbedingte Häßlichkeit, mindestens die Hintanstellung aller Überlegungen, die sich auf Eleganz, Anmut und Schönheit richten. Sollen wir unser Auto einem Mechaniker anvertrauen, der nicht von Kopf bis Fuß ölverschmiert vor uns steht? Sollen wir uns im Fernsehen vom Experten ein Produkt empfehlen lassen, wenn der doch gar keinen weißen Laborkittel trägt? Die Geisteswissenschaften haben sich eine Sprache angewöhnt, die man als Mimikry der modernen Professionalität verstehen kann. Wer es hier wagt, gut zu schreiben, macht sich in der Disziplin keine Freunde. Die Darstellung muß das Ohr ein wenig schmerzen, dann reüssiert sie mit Sicherheit, wie im Struwelpeter die Arznei eben bitter sein muß, wenn sie die Krankheit wirklich austreiben soll. Der Widerwille gegen das Verabreichte ist psychologisch zwingend, ein paradoxes Placebo, denn an der Sache kann es nicht liegen, wenn wir selbst bei ausgezeichneten Zeitgeschichtlern lesen: ‚Stalin wollte in den 1930er Jahren...‘. Ich weiß es doch, möchte man ihnen zurufen, daß nicht die ‚1730er Jahre‘ gemeint sind. Man wird aber damit nicht durchkommen. Auch der Historiker muß sein Expertentum glaubhaft machen, und sei es durch Uneleganz.“

St. Patrick, angeblich ca. 385 – 17.3. 461

„St. Patrick bleibt ein Phantom. Je konkreter man Spuren seines Lebens und Wirkens zeigen möchte, desto weiter scheint er sich zu entfernen. Man debattiert, ob er wirklich in der Gegend des Strangford Lough im heutigen Nordirland gelandet sei – oder im County Mayo an der Westküste der Republik. Es gibt kaum gesicherte biographische Daten über ihn, und selbst seine berühmte ‚Confessio‘ ist nur als drei Jahrhunderte später entstandene Übersetzung erhalten. Jahr und Ort seines Todes sind ungewiss – aber in Downpatrick zeigt man sein angebliches Grab; die Platte, ein riesiger Granitbrocken, ist eine Errungenschaft der Neuzeit, um die Pilger daran zu hindern, auch noch die letzte ‚heilige‘ Erde mitzunehmen. Auch Brigid und Columban, weitere legendäre irische Heilige, sollen darunter ihre letzte Ruhe gefunden haben. [...] Würde St. Patrick tatsächlich überall dort gewesen sein, wo man heute den Anspruch auf sein Wirken stellt, so hätte der Heilige nicht nur ständig unterwegs sein, sondern auch ein enormes Alter erreicht haben müssen.“ [Pflaum]

Er wäre ein idealer Weggefährte für den großen Karl gewesen...

Zeiten – Sprünge

Wir werden immer offiziöser. Gerade im universitären Bereich erfreuen sich *Zeitensprünge* ungebrochener Affinität. So erscheint heuer von Nicola Hille und Monika E. Müller:

Zeiten – Sprünge. Aspekte von Raum und Zeit in der Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Studien zu Ehren von Peter K. Klein zum 65. Geburtstag.

Peter Klein ist gegenwärtig noch Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Tübingen. Die Festschrift beschäftigt sich mit der Datierungsproblematik mittelalterlicher Wandmalerei genauso wie mit der zunehmenden Politisierung des Raumes im 19. und 20. Jh. (ein Fund von Franz Siepe).

Und vielleicht noch besser:

„Vom März bis Oktober 2007 wird wieder gefragt, geforscht und festgehalten. Die Stiftung Demokratische Jugend setzt gemeinsam mit den jeweiligen Landesjugendministerien und regionalen Kooperationspartnern das Jugendprogramm *Zeitensprünge* in allen Neuen Bundesländern und Berlin um. Jugendliche im Alter zwischen 12 und 18 Jahren können sich bewerben und zu einem ‚Zeitenspringer-Team‘ werden“. Weitere Informationen im Internet unter www.zeitenspruenge.org.

So in einer Zeitung der Neuen Bundesländer vom 27.12. 2006

Literatur

- L.J. (2006): Die Patzer des Jahres; in: *FAZ*, 31.12; S. 39
- Münkler, Herfried (2006): Der Wettbewerb der Sinnproduzenten. Vom Kampf um die politisch-kulturelle Hegemonie; in: *Merkur* Nr. 681, Januar 2006, laut www.online-merkur.de
- Pflaum, H.G. (2007): Party für ein Phantom; in: *SZ*, 15.3.
- Raulff, Ulrich (2007): Wer wär' nicht gerne schattenlos wie Karl der Große. Keine spukhafte Nachwelt, keine graue Vorzeit: David Thimmes subtile Biographie des staunenswerten Mediävisten Percy Ernst Schramm; in: *SZ*, 9.1.
- Siepe, Franz (2006): Verschämte Hochkultur (unveröff. Manuskript)
- Thimme, David (2006): Percy Ernst Schramm und das Mittelalter; Göttingen

Rezension zu Ulrich Franz

Hansmartin Ungericht

Ulrich Thomas Franz: *Pan-Europa oder der endgültige Untergang des „Römischen Reiches“*. 525 S., 102 Abb., book on demand, Norderstedt, ISBN: 3-8334-6392-9

Wir sehen täglich die Abbildungen auf unseren Euro-Geldscheinen. Sie sollen uns anhand allgemein bekannter Werke der Architektur und Ingenieurskunst die kontinuierliche Entwicklung Europas von der römischen Antike über das Mittelalter bis zur heutigen Moderne aufzeigen.

Gerade diese 2.000-jährige Kontinuität bestreitet Franz in seinem umfangreichen Buch vehement. Er hält sie für eine Fiktion.

Darüber hinaus entwickelt er zur Geld- und Zinspolitik ungewohnte Gedanken. Zinsen sieht er als Ursache periodisch wiederkehrender Wirtschaftskrisen an – ausgeführt auf gut 70 Seiten.

Der offiziellen Sichtweise stellt er somit ein neues, kritisches und völlig anderes Geschichtsbild entgegen, das er Realgeschichte nennt. Sie wird nach seiner Meinung von wiederkehrenden Naturkatastrophen entfacht und von den Folgemaßnahmen ausgestaltet, welche die jeweiligen europäischen Gesellschaften zur Gefahrenabwehr getroffen haben.

Franz unterscheidet dabei drei durch Einschläge von außen verursachte Katastrophen, Kataklysmen oder Impakte.

1. Einen vorkeltischen Mega-Impakt, aufgrund eines gewaltigen Asteroideneinschlags. Als Folge dieser Katastrophe sei die keltische Hochkultur entstanden, die er zeitgleich mit der ägyptischen sieht, wobei hier unter ägyptisch die verkürzte Zeitstellung nach Heinsohn und Illig zu verstehen ist. Er weist dieser keltischen Epoche nach geodätischen und astronomischen Gesichtspunkten konstruierte Kreisgrabenanlagen, Oppida und Wallfahrtswege zu, sowie nach Sternbildern angelegte Siedlungsgrundrisse. Dies alles sollte dazu dienen, die Sonne in ihre Bahn zu zwingen, eine Polverschiebung auszuschließen und eine künftige Katastrophe zu verhindern.

2. Einen Meteoriteneinschlag vor etwa 1.000 Jahren, den er mit dem Chiemgau-Impakt gleichsetzt. In der zeitlichen Folge sieht Franz Frieden, Wohlstand und kulturelle Blüte. Es sei die eigentliche Epoche Gesamt- oder Pan-Europas gewesen, mit einer Gesellschaft ohne Adel, Feudalismus, Grundbesitz und Zinswirtschaft, mit Griechisch als Verkehrssprache. Eine Expertenrunde aus Astronomen und Landvermessern habe alles einer kosmischen Harmonie untergeordnet, mit geographisch gleichverteilten Siedlungen

und Planungen bis zu den Fluren, Wegen, Kanälen und Lichtsignalbauten auf Bergen. 3.000 Städte seien allein im deutschen Sprachraum gegründet worden. Besonderen Vorrang hätten dabei die Sakralbauten genossen, die nach Sternbildern oder keltischen Mythogrammen ausgerichtet worden seien. Auch diese sakrale Geometrie hätte die Erdachse stabilisieren und vor kosmischem Unheil schützen sollen.

3. Der letzte Meteoriteneinschlag im 16. Jh. sei vermutlich 1527 im Mittelmeer erfolgt. Tagelange sintflutartige Regenfälle und Überschwemmungen hätten die küstennahen und an Flussufern gelegenen Städte unter meterdicken Schlammschichten begraben. Im Nachhinein seien dann diese Städte zu römischen verfälscht und zurückdatiert worden. Jegliche rechtliche, wirtschaftliche und soziale Ordnung sei zusammengebrochen. Die Lichtsignalbauten auf Bergen z.B. seien zu raubritterartigen Burgen umfunktioniert worden. Überhaupt hätten kriminelle Banden das Heft in die Hand genommen. Ein Komplott aus Patriziern, 'Humanisten' und Jesuiten hätte eine radikale Geschichtsfälschung betrieben, um diesen grundstürzenden Zusammenbruch so vollständig wie nur möglich zu leugnen.

Da Franz die schriftliche Überlieferung vor 1600 als Geschichtsquelle weitgehend ablehnt, muss er sich nach anderen Zeugnissen umsehen. Er meint diese vorwiegend in der gegenständlich-materiellen Kultur zu finden. Zum Beispiel in der Architektur (Kirchen, Kathedralen, Burgen), der Sepulkralkultur (Stein- und Hügelgräber, Grabmale, Totentänze), der Infrastruktur (Wege, Fluren, Dämme, Kanäle, Verteilung und Anordnung der Siedlungen); aber auch in der Kartographie (Portolankarten), der Radiometrie, der Numismatik, Epigraphik, der Literatur- und Druckerzeugnisse usw.

Jedoch nicht alle angeführten Sachverhalte eignen sich zum Nachweis einer fiktiven Geschichte vor 1600. So reicht zum Beispiel die fehlende Null als Zahlzeichen sicher nicht aus, um die griechisch-römische Antike einfach zu annullieren [F. 172-177]. Denn zum Zählen und Messen bedarf es keiner Null. Das sinnlich-bildhafte Denken und Rechnen, wie auch das römische Weltreich, kommen sehr wohl ohne die Null aus. Von meinen Untersuchungen her könnte ich mich am ehesten noch mit einem vorkeltischen Impact 'anfreunden', während ich die beiden anderen Impakte eher ausschließen muss.

Allerdings legt Franz in seinem Buch der frühgeschichtlichen Vermessung Europas ein besonderes Gewicht bei. In diesen Kapiteln finde ich das Buch am überzeugendsten. Franz stützt sich hier vor allem auf sog. Primärstudien, aus denen er dann seine Schlüsse zieht. Er spannt dabei den Bogen gesamteuropäisch weit, von Sir Joseph Lockyer und Alfred Watkins (Großbritannien), Xavier Guichard (Frankreich), Théophanis Maniás (Griechenland), Hubert Stolla (Österreich), Christoph Pfister (Schweiz) bis zur zentralen Orte-Theorie von Walter Christaller (Deutschland), um nur einige zu nennen.

Mit diesen Primärstudien werden qualitativ unterschiedliche Verfahren, Methoden und Arbeitstechniken auf eine gemeinsame Betrachtungsebene gestellt. Dabei kann es nicht ausbleiben, dass etliche Untersuchungen nicht halten, was sie versprechen. Nicht alle besitzen das Forschungsniveau des „Belchen-Systems“ [F. 38-43] oder des „Pentagons von Augusta Raurica“ [F. 86 ff.]. So ist zum Beispiel das „Knielinger Pentagramm“ oder Fünfeck [F. 86] nur unter dem Vorbehalt einer kritischen Nachprüfung zu verwenden. Das auf S. 70 abgebildete „Münchner Kindl“ ist schlichtweg falsch. Ich muss das an dieser Stelle so deutlich sagen, weil ich als Anreger dieser Figur [1/2002, 192] genannt werde.

Solche und andere Mängel schmälern das Verdienst dieses Buches nicht. Es ist sehr ideen- und faktenreich, gedanklich anregend, interessant und flüssig geschrieben und von einem hervorragenden Register. Literatur- und Adressenverzeichnis erschlossen.

Dr.-Ing. Hansmartin Ungericht, Ulm
Forschergruppe Stadt und Stätten (FOSS)

*

Der Herausgeber bedauert, dass *Pan-Europa* auf viele Artikel aus den *Zeitensprüngen* zurückgreift, die allesamt unter der Prämisse geschrieben sind, dass das stratigraphische Argument vorrangig ist, während die Stratigraphie für Ulrich Th. Franz überhaupt kein Thema ist (sie fehlt auch im Stichwortverzeichnis), womit seine Mutmaßungen über drei Impakte ebenso reines Postulat bleiben wie die Folgerungen daraus (seine Gedanken zum Zins entwachsen einer anderen Argumentation). hi

Nicht zuletzt

Seltsam ruhig wird der Umstand aufgenommen, dass das berühmte Qumran keineswegs ein Essener-Kloster war, als das es lange interpretiert worden ist. Zu diesem Schluss war man gekommen, weil man sich an den Qumran-Rollen orientierte, die vor genau 60 Jahren in nahe liegenden Höhlen gefunden worden sind. Indem Yizhar Hirschfeld sich auf die archäologischen Funde und die Stratigraphie konzentrierte, wiesen die Spuren auf ein gewöhnliches Landgut ohne Schriftenüberbleibsel, das in der Hasmonäerzeit zum militärischen Fort ausgebaut wurde. Den damit unbehausten Essenern wird oberhalb von En-Gedi eine asketische Wohnanlage zugewiesen. Die berühmten Schriftrollen aber stammen aus Jerusalemer Bibliotheken, die hier in Sicherheit gebracht werden sollten.

Yizhar Hirschfeld (2006): *Qumran – die ganze Wahrheit. Die Funde der Archäologie – neu bewertet*; Gütersloh. 348 S., € 29,95

Anzuzeigen ist das Buch von Ulrich Thomas Franz:

Pan-Europa oder der endgültige Untergang des „Römischen Reiches“. 525 S., 102 Abb., book on demand, Norderstedt, ISBN: 3-8334-6392-9, € 35,-

Aus dem Mantis Verlag:

Erschienen ist Martin Kerner: *Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra*; 368 S. gebunden, ca. 85 Abb., € 24,90, für Zeitensprünge-Abonnenten € 22,-, von der Hans Vontobel Stiftung ermöglichte Preise.

In direkter Vorbereitung ist nunmehr Gunnar Heinsohn: *Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der »Zivilisationswiege« Südmesopotamien*. Die um das Vorwort „Zwei Jahrzehnte »Die Sumerer gab es nicht«“ ergänzte Neuauflage erscheint im Juni 2007.

Nach Fertigstellung dieses Heftes gehen in Arbeit:

Martin Kerner: *Bronzezeitliche Astronomie. Die kulturhistorische Bedeutung der frühen Kalendarik* ist für den Spätsommer geplant.

Dietmar Franz: *Die Poztopimi-Urkunde von 993 – der fiktive Gründungsbeleg von Potsdam* (Arbeitstitel)

Heribert Illig: *Chronologie und Katastrophismus* ist wegen der verschiedenen anderen Titel neuerlich ins Hintertreffen geraten. Wir wollen zuversichtlich bleiben.

Das beiliegende Exemplar von *Hat Karl der Große je gelebt?* liegt nicht aus Versehen bei, sondern aus Absicht, wie das Editorial mitteilt.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., gebunden: 24,90 €, für Abo. 22,- €

Illig, Heribert (²2005): Die veraltete Vorzeit.

Eine neue Chronologie der Prähistorie.

240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Birken, Andreas (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 17,50 €

Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €

Heinsohn, Gunnar (⁴2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit

158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €

Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (⁶2003): Wann lebten die Pharaonen?

503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €

Illig, Heribert · Löhner, Franz (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide nach

der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €

Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte

Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken

325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €

Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit

Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände

958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €

Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes

Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte

170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 13,- €

Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung.

Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen

240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung

327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €

Heinsohn, Gunnar (²1997): Wer herrschte im Indus?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,- €

Illig, Heribert (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?

405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €

Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften

131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 5,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 19, Heft 1, April 2007

- 4 Beaufort/ Illig/ Korth/ Otte: Mitarbeit erwünscht. Ein Web-log zur Fantomzeit
- 9 Filling, Holger: Das Steinbeil von Günserode – ein lunarer Kalender
- 12 Kerner, Martin: Das goldene Venus-Zepter von Bernstorff
- 21 Illig, H.: Bronzezeitliche Astronomie. Anmerkungen zu M. Kerners Buch
- 27 Heinsohn, G.: Davids Palast in Jerusalem gefunden?
- 37 Heinsohn, Gunnar: Hebräische Hieroglyphen in der Chronologiefälle
- 42 Ernst, Otto: Die Rätsel der Pyramiden. Eine Rezension
- 44 Illig, H.: Hehre Wissenschaft? Zu Heinsohns Sumerer-Buch ein Protokoll
- 51 Weissgerber, Kl.: Zwischen Echnaton und Kambyses (II)
- 77 Otte, Andreas: Die Römer in Lippe. Wirtschaftsraum Germanien
- 94 Laszlo, Renate: Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*. Die Identität zwischen A. Aurelianus und Arthur
- 105 Dattenböck, Georg: Tassilo und seine Vorgänger. Die bairische Herzogsliste
- 120 Weissgerber, K.: Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV)
- 130 Tüllmann, Wilfried: Über einen Ritter namens Richard, der Karl d. Gr. u. Friedrich II. noch persönlich gekannt hat
- 134 Korth, Hans-E.: Morosow: *Die Offenbarung Johannis*. Anmerkungen zum 100-jährigen Erscheinen
- 151 Illig, H.: Einwendung des Herausgebers
- 152 Beaufort, Jan: Filocalus im LexMA
- 156 Illig, H.: Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor
- 185 Anwander, Gerhard: Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Dieser Karolingerbau erweist sich als Hirngespinnst
- 213 Illig, H.: Die Misere der Mittelalter-Archäologie. Hamburg – Ingolstadt – Münster
- 224 Franz, Dietmar: St. Cyriakus, Gernrode. Eine Nachtrag
- 230 Illig, H.: Nachtarock rer. nat.
- 239 Ungericht, Hansmartin: Rezension zu Ulrich Franz

- 3 Editorial
- 236 Kuriosa
- 242 Nicht zuletzt

ISSN 0947-7233